Emc.
479

Justus Moeser.

andbilde v. Drake, — gez. v. Meyerheim, — gest. v. Ed. Eichens

Wenn ich alte Barden-Lieder
lese: so empfinde ich den Mangel
des Eigenthümlichen, so wohl
in der Bilder als im Ausdruck,
glaube auch wohl daß den neu-
ern Barden, wenn sie die Laster
der mittleren Zeit nachahmen, und
glücklicher täuschen und das
später übliche Lachen für das
ältere angegeben könnten, als
selbst erfundene alte. Allein
ich bin nicht im Stande der Art
und Weise näher anzugeben.
Gleim allein hat diese Quellen
so wohl in seinen Kriegs-Lie-
dern als in seinen Romanzen
genutzt, und ich wünschte ihn der-
selbe zu einem besonderen Ver-
suche an.

J Möser.

Justus Möser's
sämmtliche Werke.

Neu geordnet
und aus dem Nachlasse desselben gemehrt

durch

B. R. Abeken.

Erster Theil.

Nebst einer Abbildung von Möser's Denkmal und einem Facsimile seiner Handschrift.

Berlin.
Verlag der Nicolaischen Buchhandlung.
1842.

Patriotische
Phantasien

von

Justus Möser.

Herausgegeben

von

seiner Tochter

J. W. J. v. Voigts, geb. **Möser.**

Erster Theil.

Neue vermehrte Ausgabe.

Berlin.

Verlag der Nicolaischen Buchhandlung.

1842.

Inhalt.

Seite

Einleitung 1

Patriotische Phantasien.

Vorrede der Herausgeberin 87
I. Schreiben an meinen Herrn Schwiegervater. 1767. 89
II. Gedanken über den Verfall der Handlung in den Landstädten. 1769. 94
III. Schreiben einer Mutter über den Putz der Kinder. 1766. 110
IV. Reicher Leute Kinder sollten ein Handwerk lernen. 1767. 113
V. Die Spinnstube, eine Osnabrückische Geschichte. 1766. 127
VI. Man sorge auch für guten Leinsaamen, wenn der Linnenhandel sich bessern soll. 1767. . . . 140
VII. Von dem Nutzen einer Geschichte der Aemter und Gilden. 1767. 145
VIII. Gedanken über eine Weinrechnung. 1767. . . 149
IX. Klagen eines Meiers über den Putz seiner Frau. 1767. 152
X. Das Glück der Bettler. 1767. 154
XI. Etwas zur Verbesserung der Armenanstalten. 1767. 158
XII. Von der Armenpolizei unsrer Vorfahren. 1769. 163
XIII. Vorschlag zur Versorgung alter Bedienten. 1767. 167

Seite

XIV. Unvorgreifliche Beantwortung der Frage: Ob das häufige Hollandgehen der Osnabrückischen Unterthanen zu dulden sei? 1767. 168

XV. Die Frage: Ist es gut, daß die Unterthanen jährlich nach Holland gehen? wird bejahet. 1767. 176

XVI. Antwort an den Herrn Pastor Gildehaus, die Hollandsgänger betreffend. 1767. 192

XVII. Von dem moralischen Gesichtspunkt. 1767. . . 196

XVIII. Schreiben einer Kammerjungfer. 1768. . . . 197

XIX. Die Schenkung unter den Lebendigen, mit Vorbehalt des Nießbrauchs, sollte verboten werden. 1768. 200

XX. Die gute selige Frau. 1768. 203

XXI. Die allerliebste Braut. 1768. 208

XXII. Schreiben eines alten Rechtsgelehrten über das sogenannte Allegiren. 1768. 217

XXIII. Gedanken über die Mittel, den übermäßigen Schulden der Unterthanen zu wehren. 1768. . . 219

XXIV. Antwort auf verschiedene Vorschläge wegen einer Kleiderordnung. 1768. 231

XXV. Der selige Vogt. 1768. 235

XXVI. Schreiben einer Hofdame an ihre Freundin auf dem Lande. 1768. 240

XXVII. Gedanken über die vielen Lotterien. Bei dem Anfange der Osnabrückischen Lotterie. 1768. 243

XXVIII. Trostgründe bei dem zunehmenden Mangel des Geldes. 1768. 249

XXIX. Johann konnte nicht leben. Eine alltägliche Geschichte. 1768. 253

XXX. Von Verbesserung der Brauanstalten. 1768. . 257

XXXI. Etwas zur Verbesserung der Intelligenzblätter. 1768. 260

XXXII. Von dem Verfall des Handwerks in kleinen Städten. 1768. 263

XXXIII. Die Klagen eines Edelmanns im Stifte Osnabrück. 1769. 290

XXXIV. Die Politik der Freundschaft. 1769. 294

Seite
XXXV. Es bleibt beim Alten. 1769. 297
XXXVI. Klage wider die Packenträger. 1767. 300
XXXVII. Schutzrede der Packenträger. 1769. 304
XXXVIII. Urtheil über die Packenträger. 1769. 311
XXXIX. Von der Steuerfreiheit in Städten, Flecken und Weichbilden. 1769. 315
XL. Schreiben eines westphälischen Schulmeisters über die Bevölkerung seines Vaterlandes. 1769. . 320
XLI. Schreiben eines reisenden Gasconiers an den Hrn. Schulmeister. 1769. 327
XLII. Gründe, warum sich die alten Sachsen der Bevölkerung widersetzt haben. 1769. 331
XLIII. Also sollen die deutschen Städte sich mit Genehmigung ihrer Landesherrn wiederum zur Handlung vereinigen? 1767. 337
XLIV. Schreiben des Herrn von H... 1769. . . . 346
XLV. Von den wahren Ursachen des Steigens und Fallens der hanseatischen Handlung. 1769. . . 349
XLVI. Schreiben einer Dame an ihren Kapellan über den Gebrauch ihrer Zeit. 1769. 357
XLVII. Antwort des Herrn Commandeurs auf das Schreiben einer Dame über den Gebrauch ihrer Zeit. 1770. 361
XLVIII. Darf ein Handwerksmeister so viel Gesellen halten als er will? 1770. 365
XLIX. Haben die Verfasser des Reichsabschiedes von 1731 wohlgethan, daß sie viele Leute ehrlich gemacht haben, die es nicht waren? 1770. 367
L. Vorschlag zu einem besondern Advocatencollegio. 1770. 371
LI. Ueber die Art und Weise, wie unsre Vorfahren die Prozesse abgekürzet haben. 1770. . . . 374
LII. Vorschlag zu einer Kornhandlungscompagnie auf der Weser. 1770. 385
LIII. Von dem unterschiedenen Interesse, welches die Landesherrn von Zeit zu Zeit an ihren Städten genommen haben. 1770 391

Seite

LIV. Der hohe Styl der Kunst unter den Deutschen. 1770. 395
LV. Von dem Ursprung der Amazonen. 1770. . . 401
LVI. Kurze Geschichte der Bauerhöfe. 1770. . . . 403
LVII. Schreiben einer Frau an ihren Mann im Zuchthause. 1770. 411
LVIII. Ein Project, das nicht wird ausgeführet werden. 1770. 414
LIX. Beantwortung der Frage: Ist es billig, daß Gelehrte die Criminalurtheile sprechen? 1770. . 416
LX. Schreiben über ein Project unserer Nachbaren, Colonisten in Westphalen zu ziehen. 1770. . 421
LXI. An meinen Freund zu Osnabrück über die Beschwerlichkeiten Colonisten anzusetzen. 1770. . 429
LXII. Ueber die Veränderung der Sitten. 1770. . . 434
LXIII. Aufmunterung und Vorschlag zu einer westphälischen Biographie. 1770. 435
LXIV. Vorstellung zu einer Kreisvereinigung, um das Branntweinbrennen bei dem Kornmangel einzustellen. 1770. 440
LXV. Von der Neigung der Menschen, eher das Böse als das Gute von Andern zu glauben. 1770. 443
LXVI. Klagen einer Hauswirthin. 1770. 444
LXVII. Also soll man die Auffsuchung der Spitzbuben und Vagabunden nicht in der Nacht vornehmen? 1770. 447

Einleitung.

Zur Characteristik Mösers.

„Pietas, gravissimum et sanctissimum nomen, sagt ein edler Vorfahr, und gesteht ihr zu, sie sei fundamentum omnium virtutum. Wenn gewisse Erscheinungen der menschlichen Natur, betrachtet von Seiten der Sittlichkeit, uns nöthigen, ihr eine Art von radicalem Bösen, eine Erbsünde zuzuschreiben, so fordern andre Manifestationen derselben, ihr gleichsam eine Erbtugend, eine angeborne Güte, Rechtlichkeit, und besonders eine Neigung zur Ehrfurcht zuzugestehen. Diesen Quellpunkt, wenn er, im Menschen cultivirt, zur Thätigkeit, in's Leben, zur Oeffentlichkeit gelangt, nennen wir Pietät, wie die Alten. Mächtig zeigt sie sich von Aeltern zu Kindern, schwächer von Kindern zu Aeltern; sie verbreitet ihre segensvolle Einwirkung von Geschwistern über Bluts-, Stammes- und Landesverwandte, erweist sich wirksam gegen Fürsten, Wohlthäter, Lehrer, Gönner, Freunde, Schützlinge, Diener, Knechte, Thiere, und somit gegen Grund und Boden, Stadt und Land; sie umfaßt Alles; und indem ihr die Welt gehört, wendet sie ihr Letztes, Bestes dem Himmel zu; sie allein hält der Egoisterei das Gleichgewicht; sie würde, wenn sie durch ein Wunder augenblicklich in allen Menschen hervorträte,

die Erde von allen den Uebeln heilen, an denen sie gegenwärtig, und vielleicht unheilbar krank liegt."

Kein besseres Wort wüßt' ich an die Spitze einer erneuerten Ausgabe von Mösers Schriften zu setzen als dieses, das Wort eines erhabenen Geistes, eines Mannes, der, wie einer, die menschliche Natur und das Gebiet der Sitte durchforscht und in Werken dargestellt hat, der Mösern hoch verehrte, wie er ihn erkannte, in vieler Hinsicht ihm verwandt war und mächtig von ihm angeregt wurde, ein Wort Goethe's*). Denn wenn es die Persönlichkeit eines großen Mannes ist, die uns vor allem anzieht, von der seine großen Wirkungen ausgehen, so dürfte Möser durch nichts besser in seiner Eigenthümlichkeit, seinem Werth, seiner Würde dargestellt werden als durch jene Schilderung; wie denn in demselben Sinne Johannes Müller ihn mit den schönen Worten Virgils virum pietate gravem ac meritis nennt. Er war die Pietät selbst; wie sein Privatleben, das Leben des Hausvaters und Bürgers, auf dieser Tugend ruhete, so trägt sein öffentliches, so tragen alle seine Werke den Stempel derselben und offenbaren jene Richtung des Gemüths „gegen Fürst, gegen Grund und Boden, gegen Stadt und Land"; sie hat einen unaustilgbaren Eindruck auf alle hinterlassen, die Mösern kannten; und denselben Eindruck machen seine Schriften auf alle, die sie, unangesteckt von dem weit verbreiteten Geiste der Zeit, lesen.

Vieles in Mösers Schriften wird auf unsre Zeit keine Anwendung finden können; er selbst, in einer in mancher Hinsicht bildungsfähigeren, nannte seine Gedanken und Wünsche Phantasien; Vieles bezieht sich auf eine engbegrenzte, nun auch sehr umgewandelte Localität und muß, wie er selbst sich ausdrückt, einen Erdgeschmack haben. Aber

---

*) Goethe's Werke, T.-A. 1833, Bd. 46, S. 97.

was der obengedachte Dichter vom Handeln sagt, das können wir, und hier im vollesten Maße, auf schriftliche Erzeugnisse anwenden: Der Geist, aus dem wir schreiben, ist das Höchste. Und wer möchte dem Geiste, dem unvergänglichen, eine Grenze der Wirksamkeit setzen? — Wir leben — wer erkennt es nicht? — in einer bedenklichen, vielfach aufgeregten Zeit. Die ungeheure Begebenheit, die sich vor funfzig Jahren ereignete, wirkt noch immer fort; und wie ein Erdbeben den Ort seines Ursprungs zwar vor allen verwüstet, aber weit und breit in Zuckungen sich kund giebt, so hat jene Revolution, der Zeit nach, noch nicht aufgehört, und wer ein halbes Jahrhundert durchlebte, hat noch nicht auf festem Boden gestanden. Grenzenlose Schwindeleien, Unnatürliches, Flaches ist zu Tage gekommen, Thorheiten, über die der Verständige lachen würde, wenn sie nicht mit Frevel und Blut bezeichnet wären. In Gegenwirkung wie in Wirkung ist gefehlt worden. Die Besseren, die eigentlich Tüchtigen unsrer Zeit fühlen tief das Bedürfniß eines festen Halts, eines Grundpfeilers, woran das Erschütterte sich lehne, Neues sich erbaue. Sie haben das Recht als das Palladium hingestellt, an welches das Heil der Völker wie der Einzelnen geknüpft worden. Möchten sie ihre Kraft aufbieten, um die Gesinnung zu erzeugen, ohne welche das Recht immer etwas Aeußeres bleiben wird, und so dem mit dem modernen Liberalismus eng verschwisterten Dämon der Impietät, dieser weit verbreiteten, alle Glieder der menschlichen Gesellschaft durchdringenden Macht entgegenwirken, damit die Befürchtung jenes großen Mannes, dieses eigentliche Uebel der Welt, das Keiner besser kannte als er, sei ein vielleicht unheilbares, nicht in Erfüllung gehe! Inzwischen finden wir Trost, Beruhigung, Hoffnung in dem Blicke auf einen Mann, der mit der tiefsten Einsicht in das, was der Welt, was den Völkern noth thut, jene Tu-

gend verband, der sie sein Leben hindurch übte, der, nachdem er jene furchtbare Erschütterung erlebt, und wohl geahndet, was ihre Folgen und Früchte sein werden, seinem Volke Schriften hinterließ, an denen es sich aufrichten, erbauen, stärken könne zu Erzeugung eines naturgemäßen, gesunden, rechtlichen Zustandes. Solche Empfindungen und Gedanken werden sich dem aufdrängen, der Mösers Schriften mit Ernst und Liebe liest, sie erfüllten mich, als ich eine neue Ausgabe derselben übernahm.

Es wurde oben einer Verwandtschaft zwischen Möser und Goethe gedacht; ich erkläre mich hierüber etwas ausführlicher, indem ich so einen guten Ausgangspunkt gewinne für die Betrachtung der Patriotischen Phantasien, und weil Goethe eine solche Autorität unter uns Deutschen gewonnen hat, daß man das Vorzügliche gern an ihm mißt und durch ihn erläutert. Wodurch ist jener Dichter so groß, so sehr Herrscher geworden im Gebiet der Poesie und der Kritik derselben, als dadurch, daß er — das angeborene Talent, als den Grund von Allem, voraus angenommen — einen tiefen Blick in die Natur der Dinge und des Menschen that, ihre ursprüngliche Eigenthümlichkeit und Verschiedenheit erforschte, dem, was sich im Laufe der Zeiten aus ihnen entwickelte, nachspürte, daß er das Ungleichartige von einander sonderte und zu erkennen sich bemühte, wie mit Sicherheit vom Menschen auf den Menschen eingewirkt werde. So geht Möser immer auf die ursprüngliche Eigenthümlichkeit des Volkes zurück, für das er schrieb; er wußte aus den dürftigen von seinem Alterthum vorhandenen Denkmälern den Sinn der Menschen, ihren der Natur nach verwandten Verstand herauszulesen; er forschte den Ueberresten der alten Verfassungen, Einrichtungen, Sitten und Gebräuche nach, maß das Neue an dem Alten, und suchte — denn seine Absicht war, zu lehren und practisch zu wirken, — wo

eine Verjüngung des letztern nicht möglich war, den Sinn, die Ehrfurcht vor demselben zu erhalten, zu wecken; wenn eine Erneuerung oder Anknüpfung denkbar, dieselbe zu verwirklichen. Mit welcher Lebhaftigkeit der jugendliche Goethe diesen ältern Geistesverwandten, mit Ehrfurcht zu ihm emporblickend, begrüßte, das erzählt er uns in seiner Selbstbiographie; dabei characterisirt er uns die Patriotischen Phantasien in einer Weise, die demjenigen, der nach ihm über denselben Gegenstand reden möchte, Bedenken erwecken muß. Er bemerkt, wie die große Zahl der staatsbürgerlichen, geschichtlichen, moralischen Aufsätze ein wahrhaftes Ganzes ausmachen, welche Universalität sich in ihnen offenbart, wie des Verfassers Vorschlag und Rath, obgleich oft nicht ausführbar, doch nie aus der Luft gegriffen worden, und vergleicht am Ende Mösern in Hinsicht auf Wahl gemeinnütziger Gegenstände, tiefe Einsicht, freie Uebersicht, glückliche Behandlung, gründlichen und frohen Humor mit Benjamin Franklin.

Diese Vergleichung hatte schon Nicolai in seiner Biographie Mösers gemacht, dabei aber auch Sturz in dieselbe hineingezogen. Indeß halte man das, was der letztere in seinem Aufsatz über Linguets Vertheidigung der Todesstrafen sagt, gegen Mösers Betrachtungen über die zu unsern Zeiten verminderte Schande der Huren und Hurkinder und über die Kirchenbuße, man lese Sturzens Bemerkungen über die Nationaltracht und über die Verbesserung der Landschulen, und hinterdrein Mösers Behandlung derselben Gegenstände, dann wird man bald inne werden, wie sehr jener sonst wohlgesinnte, gebildete, geist- und geschmackvolle Autor von Mösern verschieden ist; ja, des letztern eigenthümliche Größe wird durch eine solche Vergleichung recht offenbar werden. Der Unterschied zwischen beiden beruht nicht so sehr darauf, daß der eine an einem königli-

chen Hofe lebte, der andre in einem kleinen, von seinem Regenten kaum einmal besuchten Staate wirkte; vielmehr besteht derselbe darin, daß dieser in die ursprüngliche Natur des Menschen und der Völker eindrang und ihre Geschichte zu seiner Führerin machte, daß er, die philanthropische Moral der neueren Zeit bei Seite lassend, volksthümliche Würde und Ehre des Standes und der Genossenschaft über jene setzte; wogegen bei jenem der Einfluß des modernen Philanthropinismus nicht zu verkennen ist. So trägt auch der Stil beider das Gepräge der verschiedenen Geister.

Was Möser ursprünglich bei seinen Mittheilungen in dem Osnabrückischen Wochenblatte, wo zuerst die Patriotischen Phantasien einzeln erschienen, beabsichtigte, spricht er im dritten Bande der gesammelten unter der Nummer 23 aus: „Er wollte die Landtagshandlungen und andre öffentliche Staatssachen dem Publicum mittheilen, seinen Landsleuten aus dem Tone, womit der Herr zu seinen Ständen spricht, und diese ihm antworten, aus den Gründen, warum jenes bewilligt und dieses verworfen wird, aus der Sorgfalt, womit auch die kleinsten Sachen im Staate behandelt werden, aus der Art und Weise, wie man mit den gemeinen Auflagen verfährt, und überhaupt aus jeder Wendung der Landesregierung und Verfassung die vollständigste Kenntniß, und aus dieser eine wahre Liebe zu ihrem Herrn und denjenigen, die ihm riethen und dienten, ein sicheres Vertrauen auf ihre Geschicklichkeit und Redlichkeit und einen edlen Muth beibringen. Jeder Landmann, überhaupt jeder Stand sollte sich hierin fühlen, sich heben, und mit dem Gefühl seiner eignen Würde auch einen hohen Grad von Patriotismus bekommen; er sollte sein Auge auch bis zum Throne erheben, und mit einem fertigen Blick die Blendungen durchschauen können, welche ein despotischer Rathgeber zum Nachtheil seiner und der

deutschen Freiheit, oft nur mit mäßigen Kräften, wagt. Denn ihm war der wichtigste und furchtbarste Staat, der sich auf Kosten der allgemeinen Zufriedenheit erhalten müßte, das nicht, was er nach der göttlichen und natürlichen Ordnung sein sollte."

Freilich erkannte Möser — und er sagt das in demselben Schreiben, aus dem jene Worte entlehnt worden, — daß Umstände der Ausführung seiner großen Gedanken Hindernisse in den Weg legten. Aber uns kommt es hier auf den Willen Mösers an; und wenn dieser auch nur die eine That, die Abfassung der Patriotischen Phantasien, erzeugte, so ist seine Frucht etwas Großes, seiner Würdiges gewesen. Denn, wiewohl er versichert, er habe von jenem Plane abgehen müssen, so blickt derselbe doch überall durch, und gar viele Aufsätze haben die Absicht, die dort ausgesprochen worden; und seine Tochter selbst, die Herausgeberin der Patriotischen Phantasien, führt in der Vorrede zum zweiten Bande derselben eben jene Stelle an, und versichert, daß wir der in ihr niedergelegten Absicht zumeist das vortreffliche Werk zu danken haben.

An das, was jener Hauptzweck erzeugte, schloß sich manches näher oder entfernter Verwandte an; doch ist alles, was die Patriotischen Phantasien enthalten, so aus Einem Sinn und Geist hervorgegangen, trägt alles so sehr den Stempel einer deutschen, einer vaterländischen Eigenthümlichkeit, daß Goethe kein Bedenken trug, sie ein wahrhaftes Ganzes zu nennen.

Glückliches Land, das einen Herrn hatte, unter dem man veranlaßt wurde, so zu schreiben, unter dem man so schreiben durfte, wie Möser schrieb! wo der Herr einen Diener fand, der nicht allein so zu schreiben wußte, sondern auch Willen und Einsicht und Kraft besaß, Vieles von dem, was er dachte, zur Wirklichkeit zu machen!

Liest man in den Patriotischen Phantasien die Gründe,

warum sich die alten Sachsen der Bevölkerung widersetzt haben, und Aufsätze ähnlichen Inhalts, dann erkennt man, auf welchem Boden Mösers Phantasien erwuchsen, und man erstaunt eben so sehr über den großartigen Scharfblick des Forschers als über die Anwendung, die er von seinen Forschungen machte. Dazu kam der weite Gesichtskreis, den Möser sich durch geschichtliche und staatswirthschaftliche Studien geschaffen. Spricht er für Deutschland, seine Westphalen, sein Osnabrück, dann zieht er England*), Frankreich, Spanien, Polen und Rußland heran; und Amerika liegt ihm nicht zu fern, um aus seiner Geschichte, seinen Zuständen Stoff für Belehrung und Warnung zu schöpfen. Ja, in das fernste Alterthum geht er zurück; und indem er die mosaische Verfassung aufhellt, nimmt er aus dieser Beispiel und Maxime für sein Vaterland, für seine Zeit. Man hat Mösern zu große Anhänglichkeit an das Alte vorgeworfen, und daß er unsern Zeiten habe anpassen wollen, was aus der Reihe der Wirklichkeiten verschwunden war; auch Einsichtige, die den unsrer Zeit eignen und sie beherrschenden Geist der Bewegung erkannt, die demselben zugleich huldigten und ihn lenkten und mäßigten, haben so geurtheilt. Und es ist gewiß, Möser war eine conservative Natur; die Vorliebe für das Alte mag ihn hie und da zu Ueberschätzung desselben, zu Verkennung der Gegenwart, zu übertriebenen Befürchtungen für die Zukunft hingerissen haben**); aber

*) Während seines Aufenthaltes in diesem Lande studirte Möser ganz besonders die Geschichte und Verfassung der Höfe der dortigen Landbauer.

**) Wie Möser sich künftige Zustände dachte, wenn man rücksichtslos gewissen modernen, von ihm oft getadelten Grundsätzen folgen würde, wenn er davon absah, welche Veränderungen Zeiten und Umstände erzeugen müssen, wie andre Zeiten den Menschen

keinesweges schmeichelte er denen, die, eigensüchtig, durch das conservative System ihre Macht, ihren Reichthum und Einfluß zu stützen suchen. Das Wort des Dichters, der den, die ungeschickte, rohe Volksmasse verachtenden Aristocraten redlich zu sein ermahnt *), können wir als aus seiner Seele gesprochen ansehen; er liebte das Alte, und fand in ihm, wie die Grundlage des Rechts, auch einen großen Verstand; Theorien, wo auf der Praxis das Wohl eines Volks, eines Staates beruhte, waren ihm zu-

---

auch neue Hülfsmittel bieten, geht aus folgendem Die Geschichte des künftigen Jahrhunderts überschriebenen Fragmente, das sich in seinem schriftlichen Nachlaß findet, hervor.

„1) Im ganzen ... Staate ist kein Landeigenthümer mehr zu finden. Denn nachdem die Steuern so hoch angewachsen, daß sie der Landheuer gleich kommen, so verwandelte sich das Eigenthum von selbst in eine Pachtung vom Staat. Eigenthümer hielten es auch nicht mehr der Mühe werth, sich als Pächter scheeren zu lassen, und gingen daher in andere und bessere Gegenden. Dagegen traten Bettler an ihre Stelle.

2) Der Ackerbau ist überaus gesunken, nachdem Alles in kleine Hände gekommen, welche kein rechtschaffen Spann und keinen Viehstapel halten können.

3) Gutsherrn kennt man gar nicht mehr. Die Gründe ihrer Leibeignen und Zinsmeyer sind ihnen insgesammt heimgefallen, nachdem die Steuern so hoch gestiegen und die Gefälle so hoch getrieben sind. Sie haben daher alle ihre Stätten zur Heuer ausgethan, und werden nun von den Heuerleuten dermaßen gerupft, daß sie entweder selbst den Pflug in die Hand nehmen und ihre Höfe bestellen, oder solche dem Staate abandonniren müssen." — —

*) Sage, thun wir nicht recht? Wir müssen den Pöbel betrügen;
Sieh nur, wie ungeschickt, sieh nur, wie wild er sich zeigt! —
Ungeschickt und wild sind alle rohen Betrognen.
Seid nur redlich, und so führt ihn zum Menschlichen an.

wider *); seine kräftige Zeit ging der französischen Revolution voraus; erst nach ihm erzeugten zunehmende Bevölkerung, Erfindungen, veränderte Sitten und Ansichten eine Umwandlung, gegen die auch der stärkste Geist, der festeste Sinn mit Erfolg und dauernd sich nicht halten wird. Und so weit war Möser entfernt von hartnäckigem Festhalten an dem Alten, wo dieses offenbar einer Aenderung und Besserung bedurfte, daß man wohl behaupten darf: wenn manche seiner vorgeschlagenen Maßregeln zur Wirklichkeit geworden wären, dann würden in dem Lande, für das er lebte, Unzufriedenheit und der ihr immer sich zugesellende Geist der Neuerung beschwichtigt worden sein. Und daß er in dieser Hinsicht Vieles gethan, daß seine Ansichten und Vorschläge nicht Phantasien ge-

*) „Justus Möser, heißt es in den Wiener Jahrbüchern der Literatur für das Jahr 1824 (Bd. 28, S. 237, in einer die Schriften über Cicero's Buch de republica betreffenden Recension), dieser vorzügliche Mann, welcher eine ihm eigene Schärfe und Stärke der Gedanken mit seltenem practischen Geist und Blick verband, und dessen Schriften bis herab in manche unbedeutend scheinende Fragmente der Jugend seines Vaterlandes nützlicher noch als Cicero's Werke sein können, schrieb sehr lesenswerthe Betrachtungen über Theorie und Praxis aus Anlaß eines Aufsatzes an Kant „über den Gemeinspruch: Das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht in der Praxis." Diese Betrachtungen sind auch wegen der beispielsweise darin vorkommenden Anwendung auf die Fragen von monarchischer und republicanischer Regierungsform und auf die durch Aufhebung des Leibeigenthums und der Institute der Feudalität in den Staaten Europa's entstandenen Lücken besonders lesenswerth." Es folgt alsdann eine Stelle aus der erwähnten Möserschen Schrift; dazu die Bemerkung: „Könnte man nicht diese Worte als Vorhersagung dessen betrachten, was wir aus so schicksalsreicher Erlebung kennen lernten? der Zerstörung nemlich und des vielfachen Unheils, welches jene Anmaßung der Theoretiker, oder doch ihrer unverständigen Schüler bewirken mußte?"

blieben, das bezeugt seines Landes Regierungs-Archiv. Gar Manches auch in den Patriotischen Phantasien ist Document und Resultat der Thätigkeit Mösers für den Staat, dem er diente, dem er die Kraft seines Lebens widmete. Wir erinnern nur an die vortreffliche Abhandlung über die osnabrückischen Zehnten; und wie viele andre können als ein solches Document gelten, und darthun, daß Möser seiner für seine Ideen nicht reifen Zeit vorgriff, und wollte, was einer späteren erst zu realisiren möglich ward! aber auch darthun, daß er, um nicht guten Anstalten zu schaden, und um das Vertrauen der Stände und anderer Hochgestellter, das er genoß, nicht zu verscherzen, manches Fehlerhafte, der Zeit nicht mehr Gemäße unangetastet lassen mußte *).

Doch wir kehren zur Betrachtung jenes Werkes im Allgemeinen zurück. Haben viele von diesen Aufsätzen deßhalb einen so hohen Werth, weil sich die in ihnen enthaltenen Vorschläge auf die Geschichte gründen, so ist es auch kein geringer Nutzen, daß sie rückwärts auch die Geschichte aufhellen, uraltes Herkommen, Sitten, Gebräuche, Ausdrücke erläutern, und Sinn und Verstand gar mancher im Lauf der Zeiten unverständlich gewordener Gesetze und Rechte

*) So würde Möser, hätte er nicht diese Rücksichten nehmen müssen, im Allgemeinen gegen den Leibeigenthum gewesen sein. Jetzt begnügte er sich, seine gute Seite hervorzuheben, zu zeigen, wie der westphälische milder sei als andere, und Maßregeln anzugeben, wie das Drückende desselben gemäßigt werden könne. M. s. den merkwürdigen Brief an Nicolai vom 24. Januar 1778. Von Bedeutung für die Patr. Phant. ist der Schluß eines Brief-Fragments: „Da mich mein Beruf in die glückliche Verbindung gesetzt hat, daß ich jeden guten Vorschlag zur Wirklichkeit bringen kann, so habe ich es auch gewissermaßen nöthig erachtet, die Gemüther zu den Landesverordnungen vorzubereiten, die ich nach meinen Grundsätzen entwerfe und zur Ausführung bringe.“

aufschließen; wozu sich eine große Zahl von Beispielen aufführen ließe. Wir lassen die vortrefflichen, höchst gediegenen Aufsätze über den früheren Handel und das Handwerk und deren Sinken bei Seite, und gedenken hier nur der Hypothese zur bessern Aufklärung der alten deutschen Criminaljurisdiction; auch um des würdigen Wunsches willen, den Möser am Ende ausspricht: „daß unsre heutigen Bardensänger mehr die alten wahren Sitten studiren und uns mit den Gebräuchen unsrer Vorfahren auf eine lehrreiche Art bekannt machen möchten, anstatt daß sie bloß ihre Einbildung in Unkosten setzen." Was würde er zu den Producten der neuesten Zeit gesagt haben, in denen sich die Verfasser mit einer mark- und bodenlosen Deutschheit brüsten! — Er ließ es sich sauer werden; die Menge der Quellen deutscher Geschichte, die er citirt, die er — das erkennt man — mit großem Fleiße durchforscht hat, sind dafür Zeuge; und so forschte er mit Geist und Scharfsinn in den Schriftstellern der Alten, welche Deutschland berühren. Deßhalb preiset ihn auch ein Mann wie Savigny: „Hohe Ehre gebührt dem Andenken Mösers, der mit großartigem Sinn überall die Geschichte zu deuten suchte, oft auch in Beziehung auf bürgerliches Recht. Daß, setzt er hinzu, dieses Beispiel den Juristen größtentheils unbemerkt geblieben ist, war zu erwarten, da er nicht zünftig war, und weder Vorlesungen gehalten, noch Lehrbücher geschrieben hat." *) Möser gehörte keiner academischen Facultät, keiner Zunft an; aber in der, welche die großen Geister aller Länder und Zeiten bilden, wird er, so lange sie dauert, zünftig sein.

Nicht minder bewunderungswürdig als seine tiefe Einsicht in die Natur der Dinge ist Mösers Gerechtigkeitsliebe,

---

*) Vom Beruf unsrer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft. S. 15. M. s. auch S. 114 u. 127.

die sich auf das herrlichste offenbart, wo er Zeiten und Menschen zu beurtheilen hat. Sein kräftiges Mannesalter fiel in die Zeit, wo sich die Philanthropie und eine durch sie erzeugte abstract moralische Ansicht der Dinge und Ereignisse zu verbreiten begann. Wir brauchen diese hier nicht näher zu schildern; und auch das fällt in's Auge, daß die so erzeugte allgemeine, in wenigen auf der Oberfläche liegenden Grundsätzen bestehende Moral dem wahren, gründlichen Urtheil über Völker und Individuen hinderlich sein mußte. Wie oft hört man im Leben die Menschen jenen sogenannten moralischen Maßstab anlegen, einen großen Character hart und falsch beurtheilen! und wie entstellt erscheint in Geschichtsbüchern mancher großer Mann, wenn er in dieser Weise dargestellt ward! Man denke an Demosthenes, Cicero, Alexander, an Karl den Großen. Hören wir Möser, wie er, ohne Zweifel das verwerfend, was an sich verwerflich, sich in dem vortrefflichen Aufsatze: Von dem moralischen Gesichtspunct ausspricht: „Gehöret nicht ein guter Theil Grausamkeit eben so gut zur wahren Tapferkeit, als Kienruß zur grauen Farbe? Muß nicht ein Strich von Geiz durch den Character des Haushalters gehen, um ihn sparsam zu machen? Ist nicht Falschheit zum Mißtrauen, und Mißtrauen zur Vorsicht nöthig? Die Leute, welche von der Falschheit der menschlichen Tugenden schreiben, wollen immer Fümet ohne Fäulniß und Blitze haben, die nicht zünden."

Wie ist doch eine gute, gesunde Natur etwas so Großes, Erfreuliches, Unschätzbares! Wir lesen mit Entzücken einen Homer, so Manches in den Büchern des Alten Testaments. Was ist es, das den Menschen immer von neuem zu dieser Lectüre zieht? was ihn, und mit immer größerer Ehrfurcht, jemehr er in Jahren herangekommen, diese Blätter berühren läßt? Die Natur ist's, die Wahrheit, die, abgesehn von dem Religiösen, wie von aller

ästhetischen Einwirkung, in ihnen ihm entgegentritt. Es ist als ob die Hand des Schöpfers ihn unmittelbar berührte, frische Kraft durchdringt ihn, wie der erdgeborne Riese sie empfing, wenn sein Fuß die Mutter Erde betrat, und Friede kommt über seine Seele. Ist uns diese Natur in dem darstellenden Dichter erfreulich, wie wohlthätig muß sie nicht wirken, wenn wir in dem belehrenden Schriftsteller sie als Grund und Boden erkennen, als die Kraft, die aus allen seinen Worten spricht, die, wie sie die Pflanze bildet, so den ganzen Inbegriff seiner Lehre in Folge und Ordnung entstehen läßt! So wird uns frisch und wohl zu Muthe, wenn wir uns von so manchem Grellen, Verschrobenen, Verzerrten, was die neueste Zeit bietet, ab zu Mösern wenden, wenn aus seinen Schriften die unverfälschte, unverwüstliche Natur uns anhaucht. Denn sie ist der Boden, auf welchem jene erwuchsen; und wenn das Vaterland alle seine Kräfte, sein volles, reiches Herz in Anspruch nahm, so war es ja die Natur, die ihn diesem Boden verwandt machte, das Mark des Landes und das Gemüth für dasselbe ihm verlieh. Es ist ein großer Genuß, wahrzunehmen, wie diese Natur schon die früheren Erzeugnisse des Mannes durchdrang und beseelte. Er wird uns, wenn wir die Schrift: Ueber den Werth wohlgewogener Neigungen und Leidenschaften lesen, in welcher das eine Wort: „Die Natur hat nichts Unreifes hervorgebracht, welches sie nicht auch zugleich in den Stand gesetzt, reifer und vollkommner zu werden", indem es mit Ehrfurcht erfüllt, uns den Schlüssel giebt zu allem, was Möser auf dem Gebiete der Moral, der Wissenschaft überhaupt geleistet. Denn was ist der Schriftsteller, dessen Wirken nicht auf dem Grunde der Sitte, der Wahrheit ruht? Und was ist die Sitte anders als gereinigte, veredelte Natur? Können wir nicht so getrost in weiterem Sinne aussprechen, was Goethe so schön in Bezug auf

die Kunst sagt? „Die sittliche Bildung ist mit der ästhetischen so nahe verwandt, ja ihr verkörpert, daß eine ohne die andre zu wechselseitiger Vollkommenheit nicht gedacht werden kann" *).

Erzeugt die gesunde Moral, von der alle Schriften Mösers durchdrungen sind, Bewunderung und Ehrfurcht, so ist er nicht minder vortrefflich, wenn er von der Schwäche der menschlichen Tugend, wenn er von dem Schatten spricht, welcher jene begleitet, und wenn er darthut, wie wohlthätig die Natur handelte, indem sie der Tugend Beistand und Stützen gab in Trieben, Neigungen, Leidenschaften. Die eben erwähnte Schrift ist in dieser Hinsicht unschätzbar. Er kannte ferner das menschliche Herz, hatte es bis in seine geheimsten Winkel und Falten verfolgt, er durchschaute die Klugheit und List, womit es sich vor dem Richterstuhle der Moral zu rechtfertigen sucht, wußte die Täuschungen zu vernichten, und sah ein, wie auch das Abweichen von Wahrheit und Unschuld zum Guten zu wenden sei. Die Politik der Freundschaft, das Schreiben einer Dame an ihren hitzigen Freund und vor allen der Aufsatz: Ein kleiner Umstand thut oft Vieles sind treffliche Beweise von dieser Kenntniß des menschlichen Herzens. Und mit welcher Offenheit, welchem Humor spricht er in diesem Sinne in dem köstlichen Fragmente, welches den Anfang einer leider! nicht zu Stande gekommenen Selbstbiographie enthält! Recht eigentlich aus jener moralischen Maxime geht auch die Erhebung der „Bürgerliebe über die neumodische Menschenliebe" hervor, die wir in so manchem Aufsatze finden. Hier ist Möser den Alten gleich, ohne daß er den Christen im mindesten verleugnete. Wird nicht der entschiedenste, frommste Christ gestehen müssen, daß die Gedanken über die moralischen

*) Sämmtl. Werke, T.-A. 1830, Bd. 31, S. 159.

Vortheile der Landplagen durchaus vom Geist und Sinn des Christenthums durchdrungen sind? Und in ihnen spricht unverkennbar das volle, warme, reiche Gemüth des Verfassers.

Wenn Möser im Leben Gespräche über die Dogmatik des Christenthums vermied — und freilich war leider die Weise, wie man in der Zeit seiner Bildung das Christenthum behandelte, nicht geeignet, ihm Neigung zu der dogmatischen Seite desselben einzuflößen — wenn er nur ruhig zuhörte, wo von ihr die Rede war, nur gelegentlich einmal lächelte, so verkannte er doch keinesweges den hohen Werth, die Nothwendigkeit einer positiven Religion, wovon sein Schreiben an den Vicar von Savoyen ein Zeugniß giebt. Auch in ihm erkennen wir den Mann, dem der Mensch, die Welt mit ihren Bedürfnissen höher steht als die Speculation. Seine eigene Religion, sein Christenthum war durchaus practisch; den Schriftsteller beschäftigte dasselbe hauptsächlich in so fern es in Geschichte, Verfassung, Gesetze eingriff. Hier ist besonders die Schrift über den Cälibat der Geistlichkeit merkwürdig; und wenn es scheinen möchte, er rede in dieser, wie in einigen andern, unter denen ich nur das Fragment: Der Stuhl Petri aufführe, der Hierarchie das Wort, so erwäge man, daß er als Historiker, als Politiker spricht, daß er die Dinge nimmt, wie sie sind, daß er Freude daran hat, die sich aus ihnen ergebende politische Klugheit zu entwickeln; wobei freilich sein scharfer Verstand manchmal das, was im Lauf der Zeiten durch tausend Zufälligkeiten sich gestaltete, als etwas von vorn herein Beabsichtigtes darzustellen liebte. Wie practisch seine subjective Religion war, das geht unter andern aus den kleinen Fragmenten: Die Religion, das beste Hausmittel und Ueber Toleranz hervor, die wir den Patriotischen Phantasien zugeben werden. Viele in unsrer Zeit werden mit ihr nicht

zufrieden sein, sie für ungenügend erklären. Doch wird Keiner das Wort Christi: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen" getroster lesen können, als er es konnte; und in der Antwort, die er jenem Vicar auf die Frage: „So ist also die Religion Politik?" ertheilt: „Ja, die Religion ist eine Politik, aber die Politik Gottes in seinem Reiche unter den Menschen" — in dieser Antwort möchte wohl Tieferes enthalten sein, als manche neuere Schule, welche die Tiefen der Gottheit zu erforschen sich bemüht, eingestehn mag. Das Christenthum, das sich so leicht und natürlich jeder Sinnesweise, jedem irdischen Verhältnisse anschmiegt, bot auch Mösern das, was er suchte und bedurfte. Wenn er am Ende der Briefe über die allgemeine Toleranz eine Religion fordert, deren Bekenntniß dem Staate Sicherheit gebe und sein Gedeihen fördere, indem sie in dem Unterthan Redlichkeit, in der Obrigkeit Treue, in dem Landesvertheidiger Patriotismus erzeugt, die in dem Einzelnen Trost im Unglück, Mäßigung im Glück wirke, wenn er für den Staat eine Lehre von einer Vorsehung verlangt, ohne deren Willen Keinem ein Haar vom Haupte falle, die durch Hoffnung eines bessern Lebens nach dem Tode den Sterbenden Beruhigung, den Zurückbleibenden Trost gebe: so ist in dieser Schilderung die Christliche Religion und Mösers tiefe Ehrfurcht vor ihr nicht zu verkennen, wenn er sie auch nicht unter ihrem Namen aufführt.

Kehren wir zu der Moral zurück, wie Möser sie lehrte, so bemerken wir sofort, daß er dieselbe in häuslicher Einrichtung und Sitte geübt wissen wollte. Im Hause soll Einfalt, Frugalität, Liebe zum Alten, Frömmigkeit herrschen, dies alles, wie es sich auf die Natur und die aus ihr fließenden einfachsten Gesetze gründet. Dabei wußte er gar wohl die Verschiedenheit der Stände und ihrer Bedürfnisse zu unterscheiden; und er, der in einer Zeit schrieb,

wo der untere Stand sich in den Aeußerlichkeiten des Lebens dem höheren gleich zu stellen trachtete, suchte diesem Trachten entgegenzuwirken, indem er die Ehre jedes Standes hervorhob und darthat, wie lächerlich es sei, diese ächte Ehre dem Schein, einem nichtswürdigen Prunke aufzuopfern. In demselben Sinne warnt er den ernsten Deutschen vor der Nachahmungssucht, die durch ein minder ernstes Nachbarvolk in Bewegung gesetzt wurde. Ueber diese Materien ist Möser unerschöpflich; Humor, Ironie, Witz wechseln mit ernster Ermahnung und sprechen sich in den mannigfaltigsten Formen aus. Bald läßt er einen verheiratheten Mann dem Schwiegervater berichten, wie er seine früher der Mode huldigende Frau zu der Einsicht gebracht, daß wahre Natur und Liebenswürdigkeit immer die beste, ja auszeichnende Mode sei; bald klagt eine Mutter über den Putz der Kinder, ein Meyer über den seiner Frau; ein Witwer schildert den Werth der seinigen, die er verloren; und wenn der Ernst lästig zu werden droht, muß eine verständige Kammerjungfer, indem sie dem Kaffee entsagt, ein Project empfehlen, demzufolge das für Kaffee, Zucker und Thee aus dem Lande gehende Geld zu einer Aussteuer unbemittelter Mädchen angewandt werden solle. Die Aufsätze: Johann konnte nicht leben, das Schreiben einer Dame über den Gebrauch ihrer Zeit, einer Frau an ihren Mann im Zuchthause, eines angehenden Hagestolzen und so viele andere haben alle dieselbe Tendenz. Es ist wahr, manchmal ist Mösers Ironie auf diesem Felde etwas stark aufgetragen, der Stoff erscheint hie und da etwas hausbacken; da muß man bedenken, für wen er zunächst schrieb, und in welcher Zeit. Und höchst verständig erscheint er da, wo er mit Vergnügungen und Sitten zu thun hat, wie sie Zeit, Umstände, Mode erzeugten. Da verfährt der weise Mann nicht stürmisch; er will nicht das Unmögliche; er will nur das einmal Vor=

handene; wenn es auch nicht gerade seinen Beifall hat, möglichst unschädlich machen, Schranke und Maß erhalten. So erinnert der Aufsatz: über Winterlustbarkeiten an Tacitus' schönes est aliquid in consiliis, und kann auch den heutigen Rigoristen in der Moral eine Mahnung sein.

Wie Möser einem bestimmten Stande seine Einrichtung, seine Lebensweise zu empfehlen, lieb zu machen wußte, davon zeugt unter andern die Beschreibung eines westphälischen Bauerhauses, die auch in der Osnabrückischen Geschichte einen Platz gefunden hat.

Auch auf die Freuden des Volks richtet er sein Augenmerk, wohl wissend, welcher mächtige Einfluß auf die Wohlfahrt des Einzelnen, wie der Gesellschaft und des Staats von ihnen geübt wird. Einen wie großartigen Begriff er von der wahren, dem Volke gemäßen Freude hatte, wie die Natur der Dinge ihn auch bei dieser Schätzung leitete, das werden wir weiter unten an dem Aufsatz über den Tanz als Volksbelustigung zu zeigen Gelegenheit finden. Welche schöne, menschliche Gesinnung leuchtet aus diesem, wie aus vielen ähnlichen, z. B. dem zur Polizei der Freuden für die Landleute hervor. Wie glücklich würde jeder Kreis von Menschen unter einem Aufseher und Lenker sein, der in ihre eigentliche Natur und in die aus ihr fließenden Bedürfnisse einzugehn, sie zu vermitteln wüßte! Die Erkenntniß hatte Möser im reichsten Maße; wer zweifelt, daß die Ausführung erfolgt sein würde, wenn Umstände ihn auf einen Platz gestellt hätten, wo eine Verwirklichung so edler Phantasien möglich war? Wir bemerken hier, daß er, dem die Steifheit, Langeweile, Geistlosigkeit der Gesellschaften, auch der vornehmen gewöhnlichen Schlages, bekannt und zuwider waren, der die fruchtlosen Bemühungen, Leben und Lust in dieselben zu bringen, gewahrte, auch ihrer in seinen Patriotischen Phantasien

gedachte. Er meinte, den alten Geckenorden solle man wieder erneuern. Freilich mochte er sich auch sagen, daß dazu ein Humor gehöre, den die neuere unkräftige Zeit weder kannte noch verstand.

Für Einsicht und Klugheit der Menschen, wo es Gewinn und Vortheil galt, war wohl eher zu wirken. Auch das versäumte Möser nicht. Aber auch hier erkennen wir den großartigen, auf die ersten Gründe zurückgehenden Sinn; wie sich denn dieser in dem Schreiben über die Cultur der Industrie auf eine vortreffliche Weise ausspricht.

Oft ist der Wunsch in mir rege geworden, es möge einem erfahrenen, religiös und philosophisch gebildeten Pädagogen gefallen, Mösers Gedanken über Volkserziehung und Unterricht aus seinen Schriften auszulesen und im Zusammenhange darzustellen. Viele würden nicht für unsre Zeit passen; man darf wohl annehmen, daß Möser in dem Aufsatz über die Erziehung der Kinder auf dem Lande und ähnlichen, um den Contrast zwischen der alten einfachen und der neuen zerstreuten, die Kräfte zersplitternden Erziehung desto greller zu machen, geflissentlich die Farben stark aufgetragen habe; wie denn die im Anhang zu den Patriotischen Phantasien mitzutheilenden Abgerissenen Gedanken cum grano salis zu fassen sind. Aber der Geist, der sich in seinen Ansichten kund giebt, gilt für alle Zeiten; und leicht ist der Grundton derselben herauszufinden. Was er in dem Aufsatze über die Armen-Polizei unsrer Vorfahren sagt: „Die Mutter eines Kindes, das im zwölften Jahre sich seine Strümpfe nicht knütten, oder sein Hemd nicht nähen, oder seine anderthalb Stück Garn nicht hätte spinnen können, würde Carl der Große zum Schandpfahl verdammt haben" — diese Worte sind recht aus seiner Seele geschrieben. Niemand hielt mehr auf klare Begriffe als er; alle seine Worte zeugen dafür; doch erkannte er, der tiefe Kenner menschlicher

Eigenthümlichkeit, daß diese klaren Begriffe, so nothwendig dem Philosophen, dem Staatsmann, dem Gelehrten, jedem, der auf Andre wirken, in einem weiteren Kreise thätig sein will, für Erzeugung und Bewahrung einer ächten Volksmoral nicht ausreichen, daß für sie andre in der menschlichen Natur liegende Hebel in Bewegung gesetzt werden, daß diese auch bei der Erziehung in den gebildeten Ständen wirksam sein müssen. *Das Schreiben einer Mutter an einen philosophischen Kinderlehrer* spricht in dieser Hinsicht eine große Wahrheit aus, die in den Gedanken *über die verfeinerten Begriffe* vortrefflich weiter entwickelt wird. Möser nahm immer den ganzen Menschen und war achtsam auf die von neueren Pädagogen so oft geringgeschätzten und verschmähten Empfindungen, Neigungen, Schwächen, Leidenschaften, womit die gütige Natur ihre Kinder ausgestattet hat, die nur gerichtet sein wollen, damit sie Keime des Guten werden. Selbst der Aberglaube wurde von ihm nicht verschmäht. Daß er in einer Zeit so schrieb, wo die Basedow'schen Grundsätze mit Jubel begrüßt wurden, wo die Moral der Philanthropine die bürgerliche zu vernichten drohte, das ist eins der vorzüglichsten Documente für seine Größe. Anfangs scheint er von Basedow etwas erwartet zu haben; sein Name steht, wie die Osnabrückische Regierung, in der Liste derer, die Geld herschossen zu Verwirklichung der pädagogischen Ideen, welche jener Mann verkündigte. Auch bewunderte er in einem noch aufbehaltenen Briefe an denselben dessen Eifer und Ausdauer, die im Publicum solchen Erfolg gehabt. Als er aber, von Basedow befragt, was er von seiner neuen Methode des historischen Unterrichts halte? im Methoden-Buche las: „Mir scheint dieses ganze historische Werk (ein Theil der Encyklopädie für den Unterricht) so viele Hauptstücke haben zu müssen als es wichtige Sittenlehren und Klugheitsregeln giebt, welche

durch Geschichte erläutert und gestärkt werden können" — da ward er zum Widerspruch aufgeregt; es galt einer ihm heiligen Sache; und kräftig sprach er in jenem Briefe aus, was ihm die Geschichte war, wie sie auf jugendliche Gemüther wirken sollte. Er ging von dem aristotelischen Grundsatze aus, daß der Mensch ein politisches Thier sei; diesen hat er mit der größesten Consequenz mannigfaltig durchgeführt; und ihm gemäß sollte die Erziehung eine politische, die Geschichte ein vorzügliches Mittel derselben sein.

Um auf das Allgemeine zurückzukommen — wie mächtig und wohl gerichtet ist der Schlag, den er der aufkommenden spielenden Methode des Unterrichts versetzt, indem er behauptet, die Erziehung möge wohl sclavisch sein! Welcher gute Humor herrscht dagegen in dem Schreiben einer Kammerjungfer über die Empfindsamkeit ihres Fräuleins und in der Antwort darauf! Wie anmuthig trägt er die gesundesten Gedanken vor in dem Aufsatz über Institute für Handwerksburschen und in der Fabel vom Vater, der seinen Sohn auf eine neue Weise erzog! Das Gründlichste aber und Trefflichste möchte da sich finden, wo über die Erziehung des Adels geredet und die Frage beantwortet wird: ob der handelnde Theil der Menschen wie der speculirende erzogen werden solle. In diesen Aufsätzen erkennen wir, was der eigentliche Kern, die Wahrheit in den obenerwähnten Paradoxien (den abgerissenen Gedanken) ist. Und wie Möser so gern die genetische Methode anwandte, so geht er auch hier auf die Nationalerziehung der alten Deutschen zurück. Sie kann so nicht wieder in's Leben treten; aber der Geist, so vielgestaltig und sich den verschiedensten Zeiten anpassend, bleibt immer derselbe. „Welche Erziehungsart ist für die beste zu halten? fragt Goethe *). — Antwort: Die der Hydrio-

*) Sämmtl. Werke, T.-A. 1833, Bd. 49, S. 80.

ten. Als Insulaner und Seefahrer, nehmen sie ihre Knaben gleich mit zu Schiffe und lassen sie im Dienste heran- krabbeln. Wie sie etwas leisten, haben sie Theil am Gewinn; und so bekümmern sie sich schon um Handel, Tausch und Beute, und es bilden sich die tüchtigsten Küsten- und Seefahrer, die klügsten Handelsleute und verwegensten Piraten." Durch eine Erziehung, wie sie Möser im Sinne hatte, strebte er für seinen großen Grundsatz: daß Bürgerliebe nicht untergehen dürfe in Menschenliebe *), daß die letztere sich gründen müsse auf die erstere, daß sie durch diese Mark gewinnen müsse. Aus dem schönen und großen Gesichtspunkte, den er nimmt, wird man seine oft wiederholte Klage verstehen: „daß die neumodische Menschenliebe sich erhebe auf Kosten der Bürgerliebe".

Wir haben oben im Allgemeinen Möser mit Goethe verglichen; hier haben wir Anlaß, dieses auch in einem Einzelnen, in Hinsicht auf den wichtigen Punkt der Erziehung, zu thun. Denn wenn jener sagt: „Wenn ich einen Meister in irgend einer Kunst bilden will, so fange ich mit den F e r t i g k e i t e n an, und lehre den künftigen Virtuosen zuerst die Finger und den Arm gebrauchen und die von einander entlegenen Töne in der geschwindesten Zeit herausbringen; ich suche sein Gehör zu befestigen und sein Auge zu gewöhnen, die ihm gegebene Menge von Noten auf einmal zu fassen; Arm und Note muß in einer unmittelbaren Verbindung stehen. Wenn diese Fertigkeiten auf das vollkommenste erlangt sind, dann wird der Verstand, wenn er anders kommen will, mit Macht kommen und sich in Ruhe ausbreiten" — wenn wir so Möser reden hören, und dann Goethe im Wilhelm Meister sich ver-

*) Die eben in der Fassung des Zeitgeistes, den Möser im Sinne hat, so ganz verschieden ist von der wahren christlichen Menschenliebe.

nehmen läßt: „Ich habe bei Schauspielern, so wie überhaupt, keine schlimmere Anmaßung gefunden, als wenn Jemand Ansprüche an Geist macht, so lange ihm der Buchstabe nicht deutlich und geläufig ist" *) — haben wir da nicht dieselbe große Maxime, recht eigentlich Grund und Ziel aller Erziehung, an beiden, und von beiden gleich kräftig und geistvoll ausgesprochen? Und wie oft werden wir in andern Werken des Dichters, wo er über Erziehung spricht, in Wilhelm Meisters Wanderjahren, in den Wahlverwandschaften, an Möser erinnert! Ja man kann sagen, er überbiete jenen. Denn wie Goethe in dem erstgenannten Romane das Leben des Einzelnen wie eine Kunst behandelt, so stellt Möser in dem Aufsatze über den hohen Styl der Kunst bei den alten Deutschen, in dem nicht vollendeten: Ueber die Ruinen der deutschen Kunst und in ähnlichen das Leben eines ganzen Volks wie ein Kunstwerk dar, durch eingebornen Sinn, durch großen Verstand und kräftigen Willen erzeugt. **)

Was aber in dieser und in so mancher andern Beziehung den Patriotischen Phantasien den vorzüglichsten Werth ertheilt, ist der hohe Begriff von Ehre, den sie überall deutlich zu machen, den Gemüthern einzuprägen suchen. Was wäre gewonnen, wenn dieser Begriff, wie Möser ihn gefaßt, wieder heimisch würde! wenn derselbe das deutsche Volk so durchdränge, daß, wie er sich ausdrückt, vor ihm selbst das Wort Freiheit niederträchtig erschiene! ***)

---

*) Buch 5, Cap. 7.

**) Die Wahrnehmung, wie große Geister sich begegnen, ist immer etwas sehr Erfreuliches. So lese man, wie der dem Möserschen Geiste innig verwandte Niebuhr über Volkserziehung spricht; in den Lebensnachrichten über B. G. N. Th. 1, S. 394 f.

***) S. die Gedanken über den westphälischen Leibeigenthum im 3. Bande der Patr. Phant. Hier ist von der Ehre

Er sagt in einem kleinern in seinem Nachlaß erhaltenen Fragmente: „Der Staat, worin der König ein Löwe und alle übrigen Einwohner Ameisen sind, wird niemals einige Reizung für mich haben; nur der, worin man aus der Hütte zum Throne auf sanften Stufen gelanget, und nächst dem Könige noch Männer sind, die Rechte haben.“ Und Ehre, setzen wir in Mösers Sinne hinzu. Durch sie verliert der König nichts an seiner Macht; ja, er gewinnt erst die eigentliche, wie seine Krone den ächten Glanz; und in ihr findet der Unterthan, der Mann, die Ausgleichung zwischen eigner Würde und Gehorsam. Und ist die Ehre, die Möser meinte, ein Traumbild, eine Phantasie? War sie nicht einst? dieses Selbstgefühl des Landbauers, ehe er zum Leibeignen eines Mächtigen herabgewürdigt wurde? dieser Stolz des Bürgers, als Handel und Gewerbe großartig betrieben wurden, und das Handwerk mit der Kunst verwandt war? des Adels Glanz, als er sich auf ritterliche Tugenden gründete? — Nicht ohne Trauer kann man der Zeiten gedenken, da dieses Alles war. Sie standen lebendig vor Mösers zu ihnen gestimmter Seele; er mochte in Gedanken an die Ehre die Pietät knüpfen, ohne welche jene Nichts ist, „die, wie sein Geistesverwandter sagt, wenn sie durch ein Wunder augenblicklich in allen Menschen hervorträte, die Erde von allen den Uebeln heilen würde, an denen sie krank liegt.“ Aber er verlor sich nicht in weichliche Klagen; er bemühte sich zu halten, was zu halten war, das Vergangene, wo es möglich, in das Leben zurückzurufen; durch Erinnerung an die große Vergangenheit den Geist zu heben und zu stärken. „Dergleichen Betrachtungen, sagt er in dem vortrefflichen Aufsatze: Von dem Einflusse der Bevölkerung durch Ne-

---

in einer speciellen Beziehung die Rede; aber diese hängt auf das innigste mit dem allgemeinen Begriff derselben zusammen.

benwohner auf die Gesetzgebung haben nun freilich in einer Zeit, wo die vermischte Bevölkerung so sehr Ueberhand genommen hat, und Denkungsart, Philosophie, Religion, Gesetzgebung und politisches Interesse darnach eingerichtet sind, keinen unmittelbaren Nutzen; sie müssen aber demungeachtet nicht unterlassen werden, weil sie zur Naturgeschichte der Staatsverfassung gehören, und uns in vielen Stücken über unsre wahren Vortheile aufklären, auch gegen die herrschende Mode der allgemeinen Gesetzbücher mit einem gerechten Mißtrauen erfüllen können. Sie müssen besonders gebraucht werden, um die Veränderungen in den Sitten und der Denkungsart, welche durch eine zunehmende Bevölkerung verursacht worden, nicht unbemerkt zu lassen, und um unsre Polizeiordnungen darnach einzurichten." In diesen Worten haben wir den Schlüssel zu einem großen Theile der Patriotischen Phantasien.*)

In dem hier ausgesprochenen Sinne war Möser ein Feind alles Centralisirens, wie aller Bureaukratie, die schon zu seiner Zeit ihr Unwesen zu treiben begannen und

*) Es ist hier wohl am Orte, an die erste Unterhaltung Goethe's mit dem jungen Herzoge von Weimar zu erinnern, welche die Patriotischen Phantasien zum Gegenstande hatte. „Bei dieser Gelegenheit, heißt es in Dichtung und Wahrheit, Buch 15, kam Manches auf's Tapet, was den Unterschied der ober- und niedersächsischen Staaten betraf, und wie sowohl die Naturproducte als die Sitten, Gesetze und Gewohnheiten sich von den frühesten Zeiten her anders gebildet und, nach der Regierungsform und Religion, bald auf die eine, bald auf die andre Weise gelenkt hatten. Man versuchte die Unterschiede von beiden etwas genauer herauszusetzen, und es zeigte sich gerade daran, wie vortheilhaft es sei, ein gutes Muster vor sich zu haben, welches, wenn man nicht dessen Einzelheiten, sondern die Methode betrachtet, nach welcher es angelegt ist, auf die verschiedensten Fälle angewendet, und eben dadurch dem Urtheil höchst ersprießlich werden kann."

Bewunderer fanden, während sein Land noch frei von ihnen war und er über ihm wachte. Er wußte, daß durch sie der wahre Patriotismus zu Grunde gehn müsse. Ja er wollte, jedes Städtchen solle seine politische Verfassung haben. „Ich finde, schreibt er *), diesen Wunsch (nach academischen Theorien verwalten, centralisiren zu können) für die Eitelkeit und Bequemlichkeit der Herren so unrecht nicht; und unser Jahrhundert, das mit lauter allgemeinen Gesetzbüchern schwanger geht, arbeitet ihren Hoffnungen so ziemlich entgegen. In der That aber entfernen wir uns dadurch von dem wahren Plane der Natur, die ihren Reichthum in der Mannigfaltigkeit zeigt, und bahnen den Weg zum Despotismus, der Alles nach wenigen Regeln zwingen will, und darüber den Reichthum der Mannigfaltigkeit verliert." Er hatte England gesehn, in einer günstigeren Epoche dieses Landes als die gegenwärtige, und, gewiß mit Bewunderung und Wohlgefallen, wahrgenommen, wie dieses Volk in wichtigen Punkten sich selbst regiert. Davon findet sich mancher Nachhall in den Patriotischen Phantasien; wie denn der Aufsatz: Ueber Vereine zu sittlichen und bürgerlichen Zwecken jenes Landes liebend und lobend gedenkt.

Denken wir uns Mösern in den letzten Jahrzehenden lebend, ihm die Frage vorgelegt, was er von der Wendung der öffentlichen Dinge halte, von den Ideen und Ansichten namentlich, die man volksthümlich nannte, von dem um sich greifenden Liberalismus, so würde seine Antwort wohl ziemlich dem gleich gewesen sein, was der Brief an einen jungen Staatsmann enthält. Ist es nicht, wird wohl Mancher ausrufen, als ob Möser diesen Brief

*) In dem Aufsatze: Der jetzige Hang zu allgemeinen Gesetzen und Verordnungen ist der gemeinen Freiheit gefährlich.

in unsrer Zeit geschrieben hätte? Und gewiß könnte er ihn in dieser geschrieben haben; gewiß hätte er zu manchen politischen Ideen und Verfassungs-Vorschlägen, wie sie vor nicht langer Zeit gleich Pilzen hervorschossen, den Kopf geschüttelt und über sie in dem ruhigen, verständigen Tone, in dem wir ihn hier reden hören, mit seiner gutmüthigen Ironie sich haben vernehmen lassen. Wir werden durch dieses kleine Fragment auf eine mächtige Opposition geführt. Was wir aber in Mösers Schriften oft zu bemerken Gelegenheit haben, möchte auch hier statt finden. Wir würden, wäre der Brief vollendet worden, auch hier den Denker gefunden haben, der, über Parteiung erhaben, die Wahrheit jenseits der Streitenden erkennt. Denen, die, unbekümmert um Geschichte und Erfahrung, und ohne Achtung vor dem Alten und Bewährten, nur das Neue, der Leidenschaft und den Lieblingsideen des Tages Zusagende wollen, kann Mösers Wort als eine gesegnete Mahnung erschallen. Aber auch die Gegenpartei wird nicht annehmen dürfen, sein Wort, das Wort eines solchen Mannes, sei ganz zu ihren Gunsten gesprochen. Des wahrhaften, nach festen Grundsätzen handelnden Mannes Leben und Wirken ist der beste Commentar zu seinen Worten. Man erforsche Mösers Leben und Wirken, und schließe dann, was er jenem jungen Staatsmann wohl weiter mitgetheilt und an's Herz gelegt haben würde, wenn der Brief an denselben nicht ein Fragment geblieben wäre.

Möser erlebte die französische Revolution und die unendlichen politischen Theorien in ihrem Gefolge. Wie er über sie dachte, geht aus mehreren seiner Aufsätze, die nach ihrem Beginn geschrieben wurden, hervor. Man hätte ihrer nicht bedurft, um sein Urtheil, seine Besorgnisse zu erfahren; man konnte sich dieselben hinlänglich aus seinen früheren Schriften abstrahiren. Ungern aber würden wir das kurze Bedenken: Die Pferde wollen auch leben missen.

Denn obgleich dasselbe nur die in dem neuen Frankreich eingeführte Intestat-Erbfolge betrifft, so paßt doch das Gleichniß von dem Kutscher und den Pferden vollkommen auf die von patriotischer Tugend prunkenden Reden eines Robespierre, wie auf die politischen Theorien der Girondisten. K. A. Menzel hätte in der Geschichte unserer Zeit unter den deutschen Männern, die sich zuerst der Begeisterung für die Französische Revolution entgegensetzten, neben Rehberg und Brandes auch Justus Möser aufführen sollen.

Ahndete dieser vielleicht auch, welches Ungeheuer, neben falscher Politik der Machthaber, neben Krieg und Raub, sich dem Pful der Revolution, von ihr erzeugt, entwinden werde? wie man sagt, daß vielköpfige Drachen sich im gährenden Schlamm und Qualm versumpfter Thalschluchten erzeugen. Wir meinen jenen falschen, bodenlosen Liberalismus, dessen Wurzel in der französischen Revolution zu suchen ist, der, einer epidemischen Krankheit gleich, um so rascher und gewaltiger um sich griff, je schwächer die Einsicht der Menge, je eigensüchtiger und unkräftiger dieselbe, je seltner die, welche, als Herrscher, sie zu lenken verstanden, der bis auf diese Tage fortwirkt, und fortwirken wird, bis Männer sich vereinigen, die, wie Möser, das Wohl der Regierenden mit dem der Regierten in Einklang zu bringen wissen, in denen Weisheit, Ernst, Güte und Pietät eine und dieselbe Tugend sind *).

---

*) Niebuhr, Mösern so geistesverwandt, sagt in einem Briefe (Lebensnachr. von N., Th. II. p. 413, Br. 401): „Es hat noch nie eine Secte gegeben, die nicht ein Korn Wahrheit gehabt hätte; und das eben muß man sich aneignen. Was ihr an Thorheit und Verkehrtheit bleibt, zerfällt dann, wenn man ihr mit Festigkeit und Güte gegenüber steht. Fällt man sie aber an, so wie sie da ist, so findet man sie oft unüberwindlich, und setzt sich auf jeden Fall in große Gefahr.“ Man lese in Bezug auf den Liberalismus unsrer Tage die ganze Reihe von vortrefflichen Briefen von 400 an.

Wohl werden Liberale, wie unsre Zeit sie hat kennen lernen, Mösern einen Servilen, einen Fürstendiener nennen, wie es unter der andern Partei nicht an Engherzigen fehlen wird, die in ihm einen Revolutionair sehen. Er ehrte seinen Fürsten und war ihm unverbrüchlich treu; die Pietät, die wir oben an ihm priesen, bewährte sich auch in dem Verhältniß zu seinem Herrn; sie machte ihn zu einem Unterthan, den jener mit einem edlen Stolze und freudig den seinen nannte. Einsichtsvolle, früher im Osnabrückischen Lande wirksame Männer bekennen, daß dessen glücklichste Zeit die gewesen, wo Möser, anfangs unter der vormundschaftlichen, dann der wirklichen Regierung des letzten Fürst-Bischofs die Seele der Verwaltung war. Wie fern er aber dabei von Fürstendienerei, wie er, in Ehrfurcht vor dem Fürsten, dem Vaterlande diente, das geht aus unzähligen Stellen in den Patriotischen Phantasien, aus der Wirksamkeit seines ganzen Lebens hervor. Ein Serviler hätte jenen Aufsatz: Jedes Städtchen sollte seine politische Verfassung haben, und die Vorschläge zu einer Kleiderordnung nicht schreiben können. Die großartige Wahrhaftigkeit Mösers bei seinem natürlichen, würdigen Anstande, die Liebe zu seinem Volke, verbunden mit der Ehrfurcht vor dem Fürsten, die Pietät, die ihn jedes auf Natur und Alterthum gegründete Verhältniß ehren ließ, dieses Alles, was sich so vernehmlich in den Patriotischen Phantasien ausspricht, machen dieselben recht eigentlich zu einem Buche, aus dem Prinzen, zum Herrschen bestimmt, lernen und ächte Weisheit schöpfen sollten *). Durch jene

---

*) In der Schrift: Der Werth wohlgewogener Neigungen und Leidenschaften schildert Möser, ohne es zu beabsichtigen, sich selbst. Es ist da, wo von dem Verhältniß des Hrn. von dem Bussche zu seinem Fürsten die Rede ist. Um so ehrenwerther ist des Mannes Haltung gegen Fürsten und andere Hochge-

Pietät geleitet, fand er die Liberalität darin, worin sie einzig zu suchen ist: hinsichtlich der Gesinnung — denn aus der muß sie hervorgehn — in Anerkennung der Eigenthümlichkeit jedes Einzelnen, jedes Standes, und in Achtung derselben nach ihrem Werth; hinsichtlich der That, in der Sorge, daß Jedem die ihm gebührende Achtung, Jedem sein Recht werde, dem Hohen wie dem Niedern, in der Sorge, daß alle Genossen des Staates sich als Glieder ansehen, deren jedes Gedeihen und Wohlfahrt durch das Wohlsein der übrigen empfängt.

Hat uns nun schon das Material, dessen wir im Obigen als eines von Möser beherrschten gedacht, in Verwunderung gesetzt, so wird diese wachsen bei der Erwägung, daß von Mösers geschichtlichem Werke, wie von ihm, dem Literaten und Kritiker, noch nicht die Rede gewesen ist. Manche Stücke in den Patriotischen Phantasien lassen den Historiker erkennen und würdigen, den Mann, der, um mich des Ausdrucks eines Schreibens zu bedienen, welches, als die Statue Mösers in Osnabrück aufgestellt wurde, von dem Magistrate dieser Stadt ausging *), „der, nach langer geistiger Erschlaffung einer der Ersten, deutsches Leben, Sinn und Kunst so rein auffaßte und würdigte wie Keiner vor ihm und Wenige nach ihm, der zuerst zeigte, daß das deutsche Volk eine Geschichte habe, und nicht bloß das Reich und die Fürsten.“ So thun viele Stücke dar, daß Möser seine Gedanken auch dem Gebiet der schönen Künste und der Poesie zugewandt. Mit welchem Geiste er die

stellte, da in des raschen, lebendigen Jünglings Seele wohl etwas von der Weise des späteren göttingischen Hain-Bundes gewaltet haben mag. Ein noch erhaltenes Gedicht auf die Säcular-Feier des Osnabrückisch-Münsterischen Friedens, in welchem sich jene Weise, jener Tyrannenhaß mächtig ausspricht, wird mit großer Wahrscheinlichkeit Mösern zugeschrieben.

*) S. das Denkmal J. Mösers in Osnabrück, S. 68.

Gründe der letztern erwog und behandelte, davon ist der Harlequin allein ein glänzendes Zeugniß *). Von dem Schreiben über die deutsche Sprache und Literatur werden wir weiter unten zu reden Gelegenheit haben. Es ist wahr, wenn wir in den Patriotischen Phantasien die an einen jungen Dichter gerichtete Rede lesen, dann wird es uns klar, daß, was die Praxis betrifft, die Muse Mösers als ein höheren Zwecken dienstbares Wesen erschien; wie er denn selbst keineswegs Dichter war **). Aber wie großartig auch in jener Rede die Ansicht von dem durch die Poesie zu gewinnenden Nutzen! Sie hat bei ihm einen Erdgeschmack; aber es ist die vaterländische Erde, nach der sie schmeckt; das Vaterland war ihm das Höchste, und Niemand hat einen höheren Begriff von ihm gehabt als er. Wie erhaben er aber über die in seiner früheren Zeit herrschende geistlose Kritik war, davon könnte uns der einzige Aufsatz: Ueber das Kunstgefühl. Von einem Weinhändler überzeugen. Schade, daß der: Also sind die Regeln nicht zu verachten überschriebene ein Fragment geblieben ist! Er läßt vermuthen, wie der Verfasser einen Gegenstand ansah, über den zu seiner Zeit die Kritiker unter sich und mit dem Publicum in ewigem Streite lagen. Wir übergehen, was er gegen das Ende des Fragments von Werken sagt, für die eine gewöhnliche Erfahrung aus-

*) Von welchem richtigen Urtheil zeugt nicht das eine nur beiläufig ausgesprochene Wort! „Die Oper ist eine Vorstellung aus einer möglichen Welt, welche der Dichter nach seinen Ansichten erschaffen kann, wenn er nur im Stande ist, selbige dem Zuschauer glaublich zu machen. Die einzige Natur, welche wir in unsrer wirklichen Welt haben, ist zu enge für die Einbildung des Dichters, und alles, was der Opernschöpfer von dieser ohne Noth entlehnt, zeugt von seiner Schwäche.“

**) Man lese eine Bemerkung über Mösers Trauerspiel Arminius, welche wir der Nicolai'schen Biographie zugeben werden.

reichen mag. Im Anfang desselben, wo der Adler als Gleichniß dient, ist ohne Zweifel von Werken der Kunst die Rede, gegen deren von den Batteux, Boileaus und Gottscheds aufgestellte Regeln im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts eine mächtige Opposition in Deutschland sich erhob. Jede Opposition fördert das Wahre, aber selten ist sie es selbst. Einzelne Denker, über leidenschaftliche Parteiung erhaben, erkennen in Zeiten solcher Krisen die Wahrheit, insofern sich diese von sterblichen Augen erkennen läßt, jenseits der Streitenden. Möser, selbst Original, konnte kein Freund der kalten, und vom Verstande aufgestellten Regeln sein; aber eben so wenig konnte er sich zu jener Opposition bekennen; er sah klar, wie sie zu Regellosigkeit und Unförmlichkeit führen müsse, da in seinem Geiste der Gedanke einer höheren Regel, eines vollkommenen Maßes lebte, welches die Parteien nicht erkannten. Diese Regel, wie er durch das oben erwähnte Gleichniß andeutet, wie er wohl, wäre der Aufsatz zur Vollendung gediehen, weiterhin dargethan haben würde, war nicht die, der zufolge Gottsched, über den er zu lachen pflegte, ein kümmerliches Häuschen zimmerte, in dem doch selbst die Riesengeister der Alten wohnen sollten, nicht die, der zu Liebe Tasso sein edles Heldengedicht in späterer Umgestaltung verderbte; sie ging von dem Gedanken aus, daß dem wahren Genie eine schöpferische Kraft inwohne, die ohne Regel und Maß nicht gedacht werden kann, daß in den Werken dieses Genies der Geist ein Abbild derjenigen Harmonie finden müsse, die er in begünstigten Stunden im Universum ahndet. Die weisen Griechen nannten die Welt *Kosmos*, das ist *Ordnung*, Maß, *Regel*; und hätte Möser jenen Aufsatz in späterer Zeit geschrieben — es ist ein schönes Zeugniß für seinen Geist, daß er damals das sagte, was jetzt zu sagen nicht schwer ist, — er würde vielleicht das schöne Wort Schillers angewandt haben:

Wodurch thut sich der Genius kund? — Wodurch sich der Schöpfer
Kund thut in der Natur, in dem unendlichen All.

Diesem Genius dient der Adler zum Gleichniß, der nach der Sonne fliegt, eine Bahn, auf der ihm Keiner voranflog, Keiner nachfliegen wird. Die Bahn ist seine Regel, die er anderswo her hatte als aus Lehrbüchern, das Eigentlichste und Tiefste seines Geistes.

Möser hatte sich sehr viel und ernstlich mit der französischen, dann auch mit der englischen Literatur beschäftigt, und beide sind ihm ein mächtiges Bildungsmittel gewesen; jene förderte den Geistreichen, diese den Humoristen. Wie die Alten, namentlich die römischen Historiker, auf ihn einwirkten, ist oben berührt worden; gewiß nährten sie die ihm eigenthümliche Gravität. Aber dem Deutschen blieb immer und vor Allem sein Gemüth zugewandt; und so ist es natürlich, daß auch die deutsche Poesie ihn vorzüglich beschäftigte. Besonders wandte er, da in den Jahren, wo der Sinn für die Dichtung im Menschen am lebendigsten, die Gegenwart ihm nichts Erfreuliches bot, seine Neigung überhaupt ihn in die frühern Jahrhunderte führte, diese den Erzeugnissen des Mittelalters zu; er war Kenner derselben, und bei mehr Muße würde er auf diesem Felde Vorzügliches geleistet haben. Auch die Patriotischen Phantasien geben vielfältige Zeugnisse von dieser Neigung, wie denn in denselben ein westphälisches Minnelied und anderes dieser Art mitgetheilt wird. Er sammelte und bewahrte, was in jenes Gebiet gehört, mit Liebe; er besaß die einzige vollständige Handschrift des Heiligen Georg von Reinbot von Dorn, von der er im Jahre 1749 Nachricht und Auszüge gab *), und kündigte eine vollstän-

*) In Gottscheds Büchersaal der schönen Wissenschaften, Bd. 8, S. 365—376. S. deutsche Gedichte des Mittelalters, herausgeg. von F. H. von der Hagen und J. G. Büsching, wo nach Mösers Handschrift der Heil. Georg abgedruckt ist.

dige Ausgabe mit einem philologischen und antiquarischen Commentar an, wovon eine Probe jener Ankündigung zugegeben wurde, der aber, aus Mangel an Unterstützung, und wohl auch an Muße, nicht zu stande kam. Ja, in frühern, kräftigen Jahren, und ehe er durch Amtsgeschäfte zu sehr in Anspruch genommen wurde, hatte er den Vorsatz gefaßt, eine Sammlung aller deutschen Dichter, die bis zum Ende des funfzehnten Jahrhunderts gelebt, herauszugeben; und er hatte für diese Absicht schon mit den bedeutendsten Literatoren und Bibliothekaren Deutschlands Unterhandlungen angeknüpft *).

Es ist hier der Ort, auch der Liebe Mösers zum Studium der Etymologie zu gedenken, wovon in seiner Osnabrückischen Geschichte so manche Spur zu finden. Sein Scharfsinn verlangte immerfort einen Gegenstand, woran er sich thätig üben konnte, immer Nahrung **).

Auch im Gebiet der bildenden Künste war er ein nicht ungebildeter Beurtheiler; der Aufsatz: Virgil und Tintoret sagt uns, daß er Lessings Laocoon nicht umsonst gelesen; zugleich, daß er keineswegs ein Nachbeter war. Gar artig ist auch in einem Briefe an Ursinus eine Bemerkung über den Chodowieckischen Kupferstich zu den von jenem herausgegebenen Balladen und Liedern. Welchen Gegenstand, in welchem Gebiete auch sein Auge treffen mochte, sofort war sein Geist, sein Scharfsinn, seine Urtheilskraft angeregt, und überall finden wir einen gesunden, kräftigen Boden. Deßhalb sagt auch Goethe: „Er war werth, ein Zeitgenosse von Lessing zu sein.“ ***)

---

*) S. den ersten unter den Briefen an Gleim, vom J. 1756.

**) Die Bibliothek des Raths-Gymnasiums zu Osnabrück besitzt, neben vielen und kostbaren linguistischen Werken, die einst in Mösers Besitz waren, auch dessen Exemplar des Wachterschen Lexicons, weiß durchschossen, mit vielen Anmerkungen etymologischen Inhalts. S. auch den Brief an Nicolai vom 20. Febr. 1775.

***) Kunst und Alterthum, 4, 2, S. 129.

Bisher hat uns nur das Material in den Möserschen Schriften beschäftigt, dessen Fülle, Mannigfaltigkeit, Reichthum in Erstaunen setzt. „In die Form seines Vortrags, sagt Goethe, glaubten wir uns wohl auch finden zu können; aber wer durfte hoffen, sich eines so reichen Gehalts zu bemächtigen, und die widerspenstigsten Gegenstände mit so viel Freiheit zu handhaben?" Doch ist auch die Form, in der Möser seinen Gehalt offenbarte, wahrhaft bewunderungswürdig; und gewiß giebt es kein weiteres Beispiel eines bedeutenden Autors, der die Früchte seines Geistes in solcher Schale dem Publicum einer nicht bedeutenden Stadt, eines kleinen Landes in Wochenblättern aufgetischt hätte. Betrachten wir den Aufsatz: *Ueber den Tanz als Volksbelustigung*. Was in so vielen andern, finden wir auch hier. Der Verfasser sieht eine Sache nicht obenhin an, sieht nicht auf den Schein, der — wie denn nichts in der Welt so schön und tief ist, was nicht von den Menschenkindern durch Leichtsinn, Leerheit, Convenienz oder Frivolität verdreht und entstellt würde, so daß man seine eigentliche Natur kaum durchschimmern sieht, — das Wahre verdeckt, oder in einem falschen Lichte erscheinen läßt. Er sieht der Sache auf den Grund, erkennt das Menschliche in ihr, sieht die Erscheinungen, in denen sie sich in der Wirklichkeit kund thut, in ihrem Zusammenhange. Ihm ist der Tanz nicht das, was der Städter in seinen Ballsälen erblickt; er geht zu den Wilden, in denen die ursprüngliche Natur des Menschen nicht verwischt ist, wo sich dieselbe frei und ohne Convenienz zeigt, zu dem Landmann, der, weil er in Wahrheit, dem Worte der Schrift gemäß, im Schweiße seines Angesichts sein Brod ißt, auch das unverfälschte Bedürfniß der Erholung und Freude kennt, dem Handwerker, der, in eine enge und dumpfe Werkstatt eingeschlossen, des freien Gebrauchs seiner Glieder sechs lange Tage entbehrt. Hier haben wir schon eine dem Dichter

gehörige und nothwendige Eigenschaft; denn die wahre Poesie durchschaut die Dinge, erkennt ihren Grund, ihr Wesen, und wiederholt, sie zur Erscheinung bringend, gleichsam die Schöpfung derselben. Aehnlicher zeigt sich Möser dem Dichter in der Darstellung. Er konnte das erkannte Wahre logisch entwickeln, konnte folgern und Schlüsse machen; er zieht vor, unmittelbar auf das Anschauungsvermögen zu wirken. Was er zu sagen hat, bietet sofort ein anmuthiges Bild. Der Fiedler auf der Tonne, die tanzende Jugend, die lobenden und ermunternden Alten, die junge Frau, die den Mann heranzieht, die Kinder draußen unter dem Fenster, die von der allgemeinen Lust fortgerissen werden und den Schall der Violine nicht umsonst verfliegen lassen — dies alles bildet eine eben so naive als passende Darstellung. Man fühlt des Darstellenden Verwandtschaft mit dem Dichter, und er selbst führt uns darauf, indem er uns die alten Sänger bewundern läßt, die rein und menschlich empfanden wie er. Bilder wie die im Homerischen Schilde würden hier nicht am Orte gewesen sein; er mußte den seinigen ein niederdeutsches Colorit geben. Nun aber geht sein Weg von dem des Dichters ab; dieser will nicht unmittelbar lehren; das war Mösers Absicht. Dabei fühlte er, was er öfters ausspricht, daß das gewöhnliche moralische Predigen weniger Eingang finde und leicht ermüde; er erfand einen Ton, eine Form, bei denen er dieses nicht zu fürchten hatte. So entstand seine vortreffliche Schreibweise; und durch ähnliche Betrachtungen veranlaßt, mag Goethe das Wort gesprochen haben: „daß Möser die mannigfaltigsten Formen erfand, die man poetisch nennen könnte, und die gewiß in dem besten Sinne für rhetorisch gelten müssen."

Wohl erfand er die mannigfaltigsten Formen für seine Darstellung, „bald — man erlaube uns mit Goethe's Worten fortzufahren, da wir passendere nicht zu finden wüßten —

bald hinter dieser, bald hinter jener Maske halb versteckt, bald in eigner Person sprechend, immer vollständig und erschöpfend; dabei immer froh, mehr oder weniger ironisch, durchaus tüchtig, rechtschaffen, wohlmeinend, ja manchmal derb und heftig; und dieses alles so abgemessen, daß man zugleich den Geist, den Verstand, die Leichtigkeit, Gewandtheit, den Geschmack und Character des Schriftstellers bewundern muß." Unverkennbar hatte Möser ein großes Talent zur Beredsamkeit; was auch daraus hervorgeht, daß er so oft eine andre Person redend einführt. Der Fluß der Rede, das Zuströmen von Worten, Wendungen, Bildern ist bewunderungswürdig; nie ist er verlegen um eine geistreiche Verknüpfung; man meint, er sei am Ende, und der rechte Reichthum thut sich erst auf. So in seinem Harlequin, der an Ironie, Humor und ihnen gemäßer Rhetorik in der deutschen Literatur nicht seines Gleichen haben möchte. Man wundert sich über die Belesenheit, die Masse von Kenntnissen, die ein solches Werk voraussetzt; aber diese Masse ist nie belästigend; leicht und eben fließt sie auf dem Strome hin, ja sie bildet die Wellen und Wogen, die ihn zum Strome machen. Welcher Ernst, welche Gravität offenbart sich dagegen in seinem Stile, wenn er darthut, wie der jetzige Hang zu allgemeinen Gesetzen der gemeinen Freiheit gefährlich ist! wie ist er ernstmahnender Weisheit angemessen, wenn er Colonisten aus der Fremde nach Westphalen zu ziehen widerräth, oder vom Fall und Erhebung des Handels und Handwerks spricht! wie des großen Gegenstandes würdig, wo er die Macht, die Größe der Hanse schildert! Mit welcher Würde, Haltung, Ehrbarkeit läßt er einen Vater zu seinem Sohne über die Ehre nach dem Tode reden! Auch im Ton liegt diese Würde, — der dagegen mächtig, ja heftig sich erhebt, wo ihm die Ehre der geringeren Stände angetastet und gefährdet scheint. Die Antwort auf Vorschläge

zu einer Kleiderordnung ist in dieser Hinsicht ein vortreffliches Muster von Mösers Redegabe, wie dieselbe, so angewandt, einen edlen, großen Zug in seinem Bilde macht. Wie einfach rührend dagegen der Ausdruck in der Abmeierung! oder wenn er eine Frau an ihren im Zuchthause sitzenden Mann schreiben läßt! oder wenn er eine andre schildert, die neben schwerer Feldarbeit ihr Kind stillt, und mit einem mütterlichen Blicke auf dasselbe schaut! Welche verständige Mäßigung, auch im Ton, wo er über Abschaffung der Feiertage spricht! In hohem Grade edel ist der Stil in den Betrachtungen über die Landplagen; daß hier die ächte Moral spricht, läßt uns schon Ton und Ausdruck empfinden. Leicht und elegant, doch immer würdig, erscheinen diese dagegen in der liebenswürdigen Coquette. An die feine Ironie haben wir bei Gelegenheit des Harlequin erinnert; und wem entginge die Naivetät in den schon erwähnten Betrachtungen über den Tanz! wem der Ausdruck des Witzes in den Bemerkungen über eine Weinrechnung, oder wenn Möser eine Verbesserung der Intelligenzblätter vorschlägt, und wenn er den Barbier des Columbus reden läßt! wem der Humor in der Schilderung der Londoner Bettler! Fielding und Sterne würden sich hier eines Geistesverwandten gefreut haben. Oefters auch, wie da, wo er über die Vortheile der römischen Stipulationen mit großem Verstande und tiefer Menschenkenntniß sich ausläßt, sind Ernst, Witz und Laune auf das anmuthigste gemischt. Nehmen wir dieses alles zusammen, dann werden wir kein Bedenken tragen, Mösern das Prädicat des Wohlredenden zu geben. Wie oft sind wir in dem Falle, ihm die Worte zuzurufen, mit denen bei Ovid Nestor angeredet wird:

O facunde senex, aevi prudentia nostri!

denn wer sich mit ihm vertraut gemacht hat, der findet

gewiß eine Aehnlichkeit zwischen ihm und den pylischen Greise,

τοῦ καὶ ἀπὸ γλώσσης μέλιτος γλυκίων ῥέεν αὐδή.

Doch wie reich auch Mösers Sprache floß, wie sicher er den jedem Gegenstande angemessenen Ton zu treffen wußte, — man denke nicht, daß er schnell schrieb, daß er es auf den ersten Wurf ankommen ließ. Er sagt zwar in einem Briefe an Nicolai: „das Phantasiren aus dem Kopfe gehe besser von der Hand als das Schreiben eines historischen Werkes, und man könne es auf dem Stuhle verrichten"; aber der Aufsatz in den Patriotischen Phantasien: Wie man zu einem guten Vortrage seiner Empfindungen gelangt, lehrt uns, wie er über seinen Gegenstand nachdachte, ehe er ihn niederschrieb, wie, nachdem er mehrere Tage und Nächte, Morgen- und Abendstunden über diesem Nachdenken hatte vergehen lassen, bei dem geringsten Anschein von Erschlaffung die Feder niederlegend, er dann in der Stunde des Berufs über den Vortrag nachzudenken begann. Fast immer hatte sich indeß die beste Art und Weise, wie die Sache vorgestellt sein wollte, von selbst entdeckt; und wenn er noch nicht mit sich einig werden konnte, dann legte er das Blatt bei Seite, und erwartete die glückliche Stunde, die durchaus von selbst kommen muß, und leicht kommt, nachdem man mit einer Wahrheit so vertraut geworden ist. Ein Beispiel zu diesem Verfahren haben wir in den Abhandlungen über Theorie und Praxis und über den Leibeigenthum, wie Nicolai sie mitgetheilt hat. Von der Vorrede zu einer zweiten Ausgabe des Harlequin, die wir, fragmentarisch, wie sie sich in Mösers Nachlaß fand, abdrucken lassen, liegen nicht weniger als sechs verschiedene Anfänge vor, die, den einzigen mitzutheilenden ausgenommen, nicht über ein paar Perioden hinausgehn. Sichtbar war es dem Verfasser darum zu thun, den rechten Ausdruck, die rechte

Wendung für den Humor zu finden, der ihn erfüllte. Manchmal stößt auch der in jenem Nachlaß Forschende auf Gedanken, Reflexionen, nackt und in der einfachsten Weise hingestellt, die später in den Patriotischen Phantasien in einer Form ausgesprochen und verarbeitet erschienen, die außer Möser nicht leicht Jemand gefunden haben würde.

Nicolai bemerkt, in der Schrift über den Werth wohlgewogener Neigungen und Leidenschaften erkenne man, was die Schreibart betrifft, hin und wieder den jungen Mann an einer gewissen Wortfülle, wovon er später so fern geblieben; doch bemerkt derselbe, sie sei mit Würde, und zuweilen mit einem hinreißenden Feuer abgefaßt. Gewiß beides ein richtiges Urtheil. Er hätte hinzusetzen können, daß in dieser Schrift, wie im Keime, die ganze vortreffliche Art und Kunst Mösers liege. Die Gedanken, die sie enthält, sind oben berührt worden; wie sich in ihr das Ringen des Gehalts nach der Form offenbart, darauf müssen wir hier aufmerksam machen. Die gegenseitige Durchdringung beider macht den Schriftsteller. Was konnte man von dem erwarten, der, was seine Seele erfüllte, in Worte zu fassen vermochte wie diese! „Ein gutes Herz ist unstreitig ein Meisterstück, worin die Allmacht ihr segnendes Antlitz abgedruckt. Dieses hatte unserm Hingeschiedenen die erstgeborne Tochter der Allmacht, die Natur, aus ihrem eignen Busen gegeben, und die ersten Eindrücke der freudigen Erkenntlichkeit darin gelassen, womit die ganze Schöpfung ihren Urheber gleichsam bewillkommt hatte, als sie ihr Dasein von seiner Liebe empfangen." Man weiß hier nicht, ob man sich mehr des schönen, fruchtbaren Gedankens, oder der Fassung desselben freuen soll.

Im Harlequin, der fünf Jahre nach der erwähnten Schrift erschien, ist jene zu große Fülle der Rede sehr gemäßigt; die Sprache ist knapper, präciser; es herrscht in

ihm mehr Fülle der Gedanken, des Witzes als der Worte. Seine Höhe scheint Möser zwischen den Jahren 1760 und 70 erreicht zu haben. Im Anfang der achtziger Jahre klagt er (durch den Mund seiner Tochter, in einem Briefe derselben an Goethe), daß seine Gesundheit ihm nicht erlaube, das Feuer, womit er angesetzt, lange zu unterhalten. Musterstücke seiner vortrefflichen Prosa werden immer die ersten Aufsätze im zweiten Theile der Patriotischen Phantasien bleiben; und die Osnabrückische Geschichte, namentlich die Einleitung in dieselbe, kann uns lehren, was körnig, gediegen, was mit Würde schreiben heißt.

Es ist interessant, Mösern selbst über seine Bildung zum Schriftsteller sprechen zu hören; in welcher Hinsicht uns ein Brief an Nicolai vom 17. December 1785 wichtig ist. Man sieht aus ihm, wie er sich früh nach Marivaux und St. Evremont bildete, wie er den Letztern mehr als zehnmal durchlas, wie er nach französischen Mustern arbeitete; wovon das Schreiben an Voltaire über den Character Luthers und seine Reformation, abgefaßt im Jahre 1750, ein Zeugniß ist, wie ihn zuletzt Rousseau anzog. Es ging ihm wie dem großen Könige, gegen den er dreißig Jahre nach Abfassung jenes Schreibens an Voltaire die deutsche Sprache und Literatur in Schutz nahm. Wo fand Möser in seiner Jugend Muster in Deutschland, nach denen er sich hätte bilden können? Als er gegen Friedrich schrieb, hatten Winckelmann, Lessing, Klopstock, Wieland, Herder der deutschen Sprache Bildung und Wohllaut, der Literatur Gehalt gegeben; er selbst hatte an sich erfahren, was diese Sprache vermöge, und sich ehrenwerth jenen Bildern derselben zugesellt; und in Goethe's aufstrebendem Genius hatte er erkannt, zu welcher Schönheit sich deutsche Sprache und Literatur entfalten werden.

Le style c'est l'homme, sagt ein geistreicher Franzose; dieses Wort findet im vollesten Sinne seine Anwendung

auf Möser. Und wenn man fragen sollte, wozu die obige Betrachtung der Möser'schen Schriften? so ist die Antwort: in einem weiteren Sinne, als den das angeführte Wort enthält, kann man von Möser sagen: Seine Werke sind er selbst. Namentlich gilt dies von den Patriotischen Phantasien.

Bei der Betrachtung großer Menschen werden wir auf den Gedanken geführt, daß sie ihre Größe hauptsächlich der Verbindung von Eigenschaften verdanken, die meistens unter den Menschen getrennt gefunden werden. In dem Dichter werden wir immer die Phantasie mit einem großen Verstande vermählt finden; in dem Helden Scharfblick und Klugheit mit gewaltiger Leidenschaft; so wird ein Regent nur der wahre Herrscher, Lenker und Vater seines Volkes sein können, wenn seinem politischen Talente sich Güte und Großmuth zugesellt. Fügen wir gleich eine zweite Bemerkung hinzu. Wenn wir nach der Herkunft eines vorzüglich ausgezeichneten Mannes forschen, so werden wir meistens finden, daß er zum Vater einen physisch-kräftigen, derbverständigen Mann, daneben eine reizbare, gefühlvolle, phantasiereiche Mutter hatte. Friedrich der Große, Schiller, Goethe sind für uns Deutsche in die Augen fallende Beispiele; und wenn der Letztere, halb scherzend, singt:

Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Vom Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zu fabuliren,

so liegt darin eine große allgemeinere Wahrheit. Ein Verhältniß wie das hier angedeutete mochte zwischen Mösers Aeltern statt finden. Der Vater, Director der Osnabrückischen Justiz-Kanzlei, war ein ernster, practischer, geschickter und thätiger Mann; weßhalb er auch von Hochgestellten bemerkt und von solchen angeregt wurde, sich um einen höheren Posten zu bewerben einen weiteren Wirkungs-

kreis zu suchen *); die Mutter, Anecdoten zufolge, die sich über sie in Osnabrück, wo ihr Vater Bürgermeister war, erhalten haben, sehr reizbaren Temperaments, dem der ernste Gatte sich mit kräftigem Willen entgegensetzte. Daß es ihr nicht an Phantasie gefehlt habe, läßt sich aus dieser Reizbarkeit schließen. Aus einer solchen Ehe entsprang Justus Möser. Wir müssen aber hier auch einen Blick auf einen jüngeren Bruder desselben werfen, Johann Zacharias, geboren 1726, um zu zeigen, daß jene Ehe fruchtbar war an Ungewöhnlichem, und weil der Letztere durch einen Contrast zu Schilderung des älteren und größern Bruders dient. Jener talentvolle, aber seltsame Mann, der, bei einem regen Geiste, sich nicht in die Schranken des gewöhnlichen Lebens zu finden wußte, und nicht die sittliche Größe besaß, die den Bruder auch in anfänglich gering scheinenden Verhältnissen Großes zu schaffen trieb, hatte in Jena die Rechte studirt. Er mag dort nicht gut gewirthschaftet haben; denn der Vater klagt in einem aufbehaltenen Briefe über Schulden, die jener als Student gemacht, und die nun von ihm bezahlt werden müssen. Manche Projecte füllten den unruhigen, keiner Ausdauer fähigen Kopf. Er ging im Jahre 1751 nach Tripolis, um dort sein Heil zu versuchen; auch gelang es ihm, bei dem holländischen Consul daselbst, Klippel, die Stelle eines Secretairs zu er-

*) Es ist noch ein Brief des berühmten Ministers Münchhausen (v. J. 1739) vorhanden, worin dieser bei dem Kanzlei-Director anfragt, ob er nicht Lust habe, sich in hannoverische Dienste zu begeben. Es ist von einer Hofrathstelle, mit einem für die damalige Zeit bedeutenden Gehalt, die Rede. Sie wurde nicht angenommen. Justus Mösers Großvater war Prediger in Osnabrück, ebenfalls, wie sich aus einem von ihm noch vorhandenen Tagebuche ergiebt, ein Mann von Kraft, der sich in Verhältnissen zu Magistrat, Bürgerschaft, Katholiken wohl zu behaupten wußte; was damals keine geringe Sache war.

halten. Er legte sich ferner, und vielleicht schon ehe er nach Tripolis kam, auf die Alchymie, und suchte durch sie den Stein der Weisen, durch diesen Reichthum zu erwerben. Dann machte er dem Vater Vorschläge, ihm ein Capital vorzuschießen, um als Handelsmann speculiren zu können, wozu die mit geraubtem Gute nach Tripolis zurückkehrenden Corsaren die beste Gelegenheit böten; auch sich der Arzneikunst zu widmen, fiel ihm ein. Für das alles hatte der Vater kein Ohr; er brachte es endlich dahin, daß sich der Sohn zur Rückkehr in das Vaterland entschloß; wo er im Jahre 1753, nach einer stürmischen Seefahrt, ankam. Er starb, als Criminal-Actuar, zu Osnabrück 1767.

Die Documente zu dem Obigen bestehen in einigen, für die Familie sehr characteristischen Briefen. Der verirrte, um nicht zu sagen verlorne, Sohn schreibt dem Bruder italiänisch, gewandt, kühn; besonders ist ein Brief aus Livorno (vom 30. Januar 1753), der die stürmische Fahrt von Tripolis her schildert, interessant; der Vater schreibt deutsch, wohlmeinend, practisch-tüchtig, den Sohn tadelnd und zurechtweisend, ohne ihn sinken zu lassen; während die Mutter, als Postscript, in colossalen Lettern, wenige fromme und herzliche Worte zufügt, um die Seele des Sohnes bekümmert, wie um dessen Wäsche. Justus Mösers Brief — es ist nur ein einziger vorhanden — ist französisch geschrieben. Wir werden ihn mittheilen, weil er in Bezug auf den Schreiber bedeutend ist, und weil er Nicolai'n berichtigt, der in der Biographie Mösers sagt: „dieser habe an den kostbaren Versuchen des Bruders, den Stein der Weisen zu finden, Theil genommen". Ein späterer Brief von Zacharias aus Osnabrück an jenen Klippel ist in holländischer Sprache geschrieben. Es ist höchst interessant, auch nach dem wenigen eben Gesagten, dieses Brüderpaar zu betrachten; beide begabt, geistvoll, Ungemeinem gewach-

sen; der eine aber in seiner Genialität auf Irrwegen sich umhertreibend, während der andere, in dem Schreiben an den Bruder, die angeborene und gepflegte sittliche Haltung und Würde und den „tüchtigen Menschenverstand“, durch die er, wirkend im Staate, als Schriftsteller, als Mensch überhaupt, sich so sehr auszeichnete, zu erkennen giebt.

Als den tüchtigen Menschenverstand selbst bezeichnet ihn Goethe, indem er diesem Prädicate das größeste Gewicht giebt. Doch dürfen wir das tüchtig nicht in dem gewöhnlichen beschränkten Sinne nehmen; Möser war auch ein sehr feiner Verstand; er war auch witzig; er wußte die Satire zu gebrauchen, und hinter seinem Ernste barg sich, und gewiß nicht allein in den Schriften, sondern auch im Leben, der Schalk, jedoch ein gutmüthiger. Daß zu diesem Verstande sich ein reiches, edles Gemüth und Phantasie gesellten, daß diese drei, im richtigsten Maße zu einander gewogen, die schönste Temperatur bildeten, das ist es, was Mösern zu dem Originale macht, welches wir bewundernd verehren. Der vaterländische Boden, und der Verstand, mit dem er dessen Eigenthümlichkeit auffaßte, gaben dem Schriftsteller den Stoff, sein Gemüth den Gehalt, und die Form gab der Geist; und wie im Autor, so offenbarten sich diese drei Kräfte in dem ganzen Menschen. So war Möser im besten Sinne des Wortes Genie, doch ein ganz eigenthümliches, nicht sowohl in die Zukunft gerichtetes, als in der Vergangenheit waltendes, in ihr schaffendes, sie aufhellendes, aus ihr Lebenskeime für die Zukunft hervorlockendes.

Eine geistreiche Freundin Mösers *) nennt ihn „uni-

---

*) Ein Fräulein von Bar, von der wir einen Mösern stark characterisirenden Brief mittheilen werden. La remarque (so heißt es in ihm in Bezug auf eine Recension des Harlequin, die in den Berliner die neueste Literatur betreffenden Briefen erschienen war):

versel"; ein Wort, was uns bedeutend wird, wenn wir an die Universalität denken, wie sich dieselbe bei Andern, namentlich in unsern Tagen, findet, wo mit ihr nicht leicht Durchdringung eines Gegenstandes, Haltung und Ernst verbunden ist, wo sie oft in ein seichtes Vielwissen, oder eine ästhetische Oberflächlichkeit ausartet, und die Thatkraft lähmt. Möser war in seiner Jugend sehr lebhaft, wohl ausgelassen, wie aus manchen Anecdoten, die er selbst erzählt, oder welche sich anderweitig erhalten haben, hervorgeht. Bei dieser Ausgelassenheit, in der sich oft ein vorragender Geist offenbart und gefällt, ließ er dennoch bald die Sitte vorwalten; er beschränkte sich geistig und sittlich; neben jener Lebendigkeit, die bis in sein höheres Alter dauerte, gewann er jene eigenthümliche Gravität; und diese äußerte sich in lebendiger, kräftiger That. Justus Möser war von Haus aus eine positive Natur*); als solche glänzt er, dem Manne gleich, den wir so oft in Beziehung auf ihn genannt haben, in unsrer zerrissenen, negativen Zeit wie ein Gestirn erster Größe.

Daß Möser Original ist, wird Niemand leugnen; oder

„Wenn die Deutschen einen Nationalcharacter haben, so ist die philosophische Ernsthaftigkeit unstreitig ein Hauptzug derselben", ne serait point faite, si les Berlinois avoient l'honneur de Vous connoitre personellement. — — Vous etes un peu (dies ist wohl nicht wörtlich zu nehmen) vif et universel. Les gens de gout ne Vous condamneront jamais, de ne point borner le genie et l'imagination, dont le ciel Vous a doué.

*) So spricht er sich durchweg auch in seinen Schriften aus. Characteristisch ist in dieser Hinsicht eine Klage über Aufsätze, die ihm, als dem Redacteur der Westphälischen Beiträge, zugeschickt wurden. „Sie geben sich, sagt er, oft mit Widerlegungen ab, welche bloß niederreißen. Eine Widerlegung muß zugleich etwas Neues liefern, sich durch eine gute Wendung unterscheiden, und mit Geschmack geschrieben sein."

man nenne einen Mann, der in allen Stücken, worin jener groß, ihm an die Seite gesetzt werden könnte. Damit ist keinesweges gesagt, daß er Alles, dessen er sich freute, aus sich selbst geschöpft. Wo ist der Mensch, der, auch abgesehn von dem, womit ursprünglich ihn die Aeltern ausgestattet, dieses von sich sagen könnte? — Betrachten wir die hier zunächst zu berücksichtigende Stätte seiner Geburt: Ein kleiner geistlicher Staat, vor einem Jahrtausend gegründet durch den gewaltigen Geist des Mannes, der, in deutschem Sinne, seinem Volke ein Gepräge gab, das spätere Jahrhunderte wohl ummodeln, aber nicht verwischen konnten, ein Staat, der in diesem Verlauf der Zeiten alle Veränderungen erfuhr, welche die deutsche Geschichte so merkwürdig machen; — ein Land, voll von historischen, das uralte Deutschland betreffenden Erinnerungen und Denkmälern: ungeheure Steine, in Massen kreisförmig an einander gereiht, oder über einander aufgewälzt, Opferstätten der alten Sachsen, Gräber derselben, Aschen-Urnen bergend, die Burg Wittekinds, noch bezeichnet durch ihre Gräben, des großen Karls Siegesfeld; nicht fern von Osnabrück das alte Kloster Iburg, voll von Erinnerungen an Bischof Benno, den baumeisterlichen Freund des unglücklichen Kaisers Heinrich; — eine Gegend, anmuthig, von einem kleinen Flusse durchschlängelt, nicht eben ein reiches Kornland, doch fruchtbar, Wiesen, Holz, Heiden in angenehmer Abwechslung; Dörfer selten und entfernt von einander, wohlhabend; der Landmann, in alter Weise, wie Tacitus die Deutschen schildert, in gesonderten Höfen wohnend, seine Grundstücke, einzeln von Gebüsch oder Reihen alter Eichen umgeben, um seine Wohnung her; in der Nähe Osnabrücks Hügel, in einiger Entfernung ansehnliche Berge, die Grenze machend von der münsterischen, friesischen, holländischen Fläche; — ein Volk, an alten Sitten und Gebräuchen hängend; die Sprache des Landmanns, der ge-

ringeren Stände überhaupt, ja der angesehenern Bürger im häuslichen Verkehr die alte niederdeutsche; — eine Stadt, nach dem Ausdruck eines Kundigen *), „eine Anomalie bildend in der alten Reichsverfassung, in welcher, mehr als in andern Städten, Spuren der ursprünglichen Verhältnisse zwischen Kaiser und Reich, geistlichen und weltlichen Fürsten und freien Communen, deren Rechte sich auf eine eigene Weise gestaltet, vorhanden waren, in deren Einwohnern ein durch Wohlstand und Gemeingeist genährter Character sich erhalten hatte"; in ihr der Dom, Karls des Großen Stiftung, wie die Schule, von ihm gegründet, ansehnliche andre Kirchen mit weit aus der Ferne erblickten Thürmen, Klöster, das Rathhaus, auf dem der denkwürdige Friede geschlossen ward, der einen dreißigjährigen Krieg beendigte: — daß Möser in diesem Lande, dieser Stadt geboren war, das dürfen wir wohl als das bedeutendste, auf seine Bildung einflußreichste Moment ansprechen. Wie ganz andrer Art würde Mösers Entwickelung gewesen sein, hätte er, in einem größeren Staate geboren, in diesem gelebt, sich etwa in eine preußische Administration finden und fügen müssen! Dazu kamen andre seine Bildung fördernde Umstände: Jugendfreunde, die seinen originellen, geistigen Thätigkeitstrieb durch Theilnahme steigerten; frühe Bekanntschaft mit der französischen Sprache und Literatur, zu einer Zeit, wo die deutsche so sehr im Argen lag; in den kräftigsten Mannesjahren ein Krieg, der ihn vielfältig anregte und in Anspruch nahm; dann eine vormundschaftliche Regierung seines Vaterlandes, die, wie sie milde und väterlich war, ausgezeichneten Talenten ein weites Feld eröffnete, und Anlaß war, daß Möser England sah. Kein Land der Welt hätte so auf ihn wirken können.

*) Rehberg, in einer osnabrückische Verhältnisse berührenden Recension.

Nun war sein Vater Vorstand eines ansehnlichen Gerichtshofes; und so konnte es dem Sohne, wie an Aufforderung zu Theilnahme an ernsten, vaterländischen Gegenständen und Processen, so an sachwalterischer Praxis nicht fehlen. Er trieb diese mit Lust; wie er denn ein glänzendes Exempel zu der Behauptung eines einsichtigen, des vaterländischen Rechts in vollem Maße kundigen Mannes war: der Advocat, der ächte, müsse ein in geistigem Sinne glebae adscriptus sein. Und wer seine Patriotischen Phantasien aufmerksam liest, wird gar oft in ihnen den Advocaten finden, der in zweifelhaften Fällen das Für und Wider hervorzuheben, mit starken Lichtern zu beleuchten, das Eine oder das Andere zu vertheidigen weiß. Dagegen konnte er aus dem Umgange mit gebildeten, ausgezeichneten Männern in den Jahren, wo solche auf einen Anstrebenden von besonderm Einfluß sind, für seine Bildung nicht gewinnen. Die poetischen Briefe des geistreichen Herrn von Bar, dessen Umgang Möser erst in späterer Zeit, in den reifsten Mannesjahren genoß, schildern mit lebhaften Farben, wie zu seiner Zeit die Bildung Westphalens, und namentlich der höheren Stände dieses Landes beschaffen war *).

Großen Einfluß auf Möser, den Mann, hatten Frauen; so die geistvolle Tochter jenes Herrn von Bar, mit der er in dem freundschaftlichsten, edelsten Verhältnisse lebte; vorzüglich aber seine Gattin, eine Frau von großem Geiste und herrschender Willenskraft, die sie auch auf den übrigens von ihr grenzenlos verehrten Gatten übte, namentlich in Hinsicht auf den ihm von Vielen, und wohl nicht ganz mit Unrecht, vorgeworfenen Nepotismus **). Durch den Umgang mit Frauen vorzüglich erlangte Möser ohne Zweifel den tie-

*) M. s. auch das Dedications-Schreiben vor Mösers Trauerspiel Arminius.

**) Der Aufsatz in den Patriotischen Phantasien: Keine Be-

fen Blick in das menschliche Herz, in dessen Empfindungen, in die feinsten Nuancen desselben und wie sie mannigfaltig sich äußern, in die Schlauheit, die Winkelzüge, worin der Verstand im Conflict mit dem Herzen so oft sich kund giebt. Daher denn auch die Aufsätze, worin diese Weise des Menschen besprochen wird, meistens ihren Stoff aus der weiblichen Welt genommen haben.

Was aber auch auf Möser eingewirkt haben mag, Localität, fremde Literatur, Frauen, Zeitumstände, persönliche Verhältnisse, was er von Andern gelernt und aufgenommen haben mochte — er bleibt immer er selbst; Alles ward von ihm so verarbeitet, daß es sein Eigenthum, daß es etwas Neues, Eigenthümliches wurde. Wie ihn auch französische Sprache und Literatur anziehen und fördern mochten — er blieb der Deutsche, und wußte, wie der vaterländische Dichter, der seinen Tod auf eine würdige Weise feierte, so schön und wahr sagt, des Franken Witz und des Britten Laune in Werke deutscher Weisheit zu gießen. Durch weitumfassende Studien und Forschungen in Werken der alten und neuen Zeit gewann er einen bewunderungswürdigen Reichthum an Kenntnissen; doch diese wurden in seinem Geiste, bei einer seltenen Combinationsgabe, zu einem Wissen, ja zu einer Wissenschaft; tausend Einzelheiten versammelte er unter Einen Gesichtspunkt; so sehen wir, nach den Worten des oben angeführten Dichters, da, wo Andre nur Ruinen fanden, einen hehren alten Tempel; und die Weisheit vergangener Jahrhunderte machte ihn zu dem Weisen für seine Zeit, für sein Vaterland.

Denn, was Möser zur höchsten Ehre gereicht, was seinen eigenthümlichsten Werth macht, er wurde ein lebendiges

förderung nach Verdiensten erschien einem Manne, der Mösern kannte, als eine Art von Rechtfertigung. S. übrigens die 4. Anmerkung zu der Biographie Mösers von Nicolai.

und großartiges Beispiel von der Wahrheit, daß die zusammengehaltene Kraft, auch im Gebiete des Geistes, am mächtigsten und nachhaltigsten wirkt. Innerhalb der Grenzen des kleinen Landes, in welchem er geboren war, das er liebte, erging und stärkte sich sein beobachtender, auf das reichste, auch durch das Ausland, gebildeter Geist; mit ungemeinem Scharfblick durchschaute er Natur, Lage, Verhältnisse, Pflichten jedes Standes in demselben, des Bürgers in seiner mannigfaltigen Thätigkeit, des Landmanns, wie derer, die diese zu schützen, zu leiten, zu fördern berufen sind; und sein Wissen war aus Erfahrung, Geschichte und Einsicht in die unwandelbare Natur der geselligen Verhältnisse geschöpft. Was er aber auf diese Weise von wahrhaft gründlicher Wissenschaft gewann, das verwandte er in nie ermüdender That zum Nutzen des Landes, dessen Sohn er war. Und so wurde er, in der schönsten Bedeutung des Wortes, der Genius Osnabrücks.

Nicolai, in seiner Biographie Mösers, sagt: „Um in allen Geschäften, besonders aber in Staatsgeschäften brauchbar zu sein, wird hauptsächlich eine lebendige Kenntniß der Menschen, ihrer Charactere, ihrer Gesinnungen, besonders des großen Hebels aller menschlichen Geschäfte, der Leidenschaften und Neigungen der Menschen, und der Art auf diese Neigungen zu wirken, erfordert. Diese Kenntniß erwarb sich Möser schon sehr früh, und benutzte mit hellem Sinne seine zufällige Lage, um sie leicht erwerben zu können." Wahr und trefflich. Nur muß, wo von Möser, dem wirksamen Staatsmanne, geredet werden soll, ein vorzügliches Gewicht auf seine Persönlichkeit gelegt werden. Bei Goethe heißt es:

Klug und thätig und fest, bekannt mit Allem, nach oben
Und nach unten gewandt, sei er Minister und bleib's.

Er spricht ein wahres Wort. Wenn aber ein Mann berufen ist, Vormund eines Volkes zu sein, wenn er zwi-

schen diesem und dem Regenten den Vermittler machen soll, dann bedarf es eines Mehreren. Jenes alles fand sich bei Möser; aber ihn beseelte dazu Liebe zu dem Volke, dem er angehörte; und seine Klugheit, Thätigkeit, sein fester Sinn, seine Kenntnisse und seine Gewandtheit ruhten alle auf dem Boden eines reichen, tiefen Gemüths. So erwies er sich klug, und flößte zugleich Vertrauen ein; seine Kenntnisse wurden geschätzt von den Regierenden, seine Gewandtheit machte ihn denselben gefällig; aber unter dem Schutz der Kenntnisse und der Gewandtheit gelangte auch das Wort eines redlichen deutschen Mannes zu ihrem Ohr; und die Schwester des biedern Sinnes, die Wahrhaftigkeit, schaffte ihm Glauben bei allen Ständen, bei jedem Einzelnen. In ihm war innig verbunden, was in der Welt so oft getrennt erscheint: Begeisterung und gesunder, nüchterner Verstand, Würde und Herablassung, und seine Liebe zur Freiheit war mit feiner Sitte, einem weichen Gemüth und ächter Humanität gepaart. So konnte er zwei Jahre vor seinem Tode, als die Osnabrückische Ritterschaft eine Jubelfeier für ihren Syndicus veranstaltet hatte, das schöne Bekenntniß ablegen: „Ich kann mit Wahrheit sagen, daß mich in den funfzig Jahren Vieles erfreuet, Wenig betrübt, und Nichts gekränkt hat, ungeachtet ich in besonderen Verhältnissen stehe, indem ich Herren und Ständen zugleich diene, für diese die Beschwerden, und für jene die darauf zu ertheilenden Resolutionen angebe, et sic vice versa." *)

Von der Klugheit, die er, um eine Absicht zu erreichen, anwandte, enthalten die Patriotischen Phantasien viele Spuren; die Vorrede zum dritten Theil derselben läßt sich weiter darüber aus. Wenn er hier sagt: „Oft nahm ich denjenigen, die sich in ihre eignen Gründe verliebt hatten, und sich, bloß diesen zu gefallen, einer neuen Einrichtung wider-

*) S. den Brief an Nicolai vom 6. April 1792.

setzten, die Worte aus dem Munde, und trug ihre Meinung noch besser vor, als sie solche vorgetragen haben würden; wo sie sich dann entweder mit der ihnen erzeigten Aufmerksamkeit beruhigten, oder etwas von der Liebe zu ihren Meinungen verloren, deren Eigenthum ihnen auf diese Weise zweifelhaft gemacht wurde": so bezieht sich dieses auf die öffentlichen Blätter, in denen die Phantasien ursprünglich erschienen. Aber auch in seinen Aemtern verfuhr Möser so. Ward in der Versammlung der Ritterschaft, der er als ihr Syndicus beiwohnte, über einen Gegenstand von Bedeutung debattirt, und merkte er, daß eine falsche Ansicht, Privat-Interesse, Egoismus vorwalteten, dann hörte er ruhig zu, ließ die Mitglieder der Versammlung ausreden, und faßte darauf ein Gutachten, einen Beschluß ab, worin er, hie und da der Meinung Einzelner scheinbar sich accommodirend, in Wahrheit etwas Vernünftigeres, Edleres vortrug, dem zu widersprechen Manche wohl nicht wagten, das, als von ihnen ausgehend, Andere mit Selbstgefälligkeit aufnahmen. So besaß er auch eine besondere Stärke in geschickten Wendungen, wodurch er eigensinnige Streitigkeiten zu umgehen wußte.

Auch in Hinsicht auf religiöse Dinge bewies Möser große Klugheit. Gewiß war er, und im besten Sinne des Worts, Christ, wenn auch sein freier Geist sich nicht in die zu seiner Zeit noch starre Dogmatik der Gottesgelehrten zu schmiegen vermochte. Wie er aber eine ernste Berührung mit diesen, die für ihn an seinem Platze hätten nachtheilig wirken können, vermied, wie er, seine Gedanken über den Menschen, sein Geschick und seine Sitte entwickelnd, doch immer mit den Dogmatikern sich abzufinden, sie beim Guten zu erhalten suchte, das zeigt uns manche seiner Schriften.

Was Möser ferner in dem vortrefflichen Aufsatze: Keine Satiren gegen ganze Stände sagt, das ist ganz aus

seiner Seele geschrieben. In ihm erkennen wir ihn, wie er war, in seinem, des hochgestellten Mannes, Benehmen gegen Geringere, und wie er die Ehre, über die er so oft und nachdrücklich schreibt, im Leben Andern zuzutheilen wußte. So übte er auch sicherlich die Maxime, die er in dem Schreiben an die gnädige Frau Mutter über deren Sohn preiset.

Dabei kam ihm sein Aeußeres zu Statten, die hohe Gestalt *), das Ebenmaß seiner Glieder, die Züge seines wohlgebildeten Gesichts, in denen sich die ernste, sichere Haltung aussprach. Gewandtheit gab ihm der Umstand, daß er früh mit Vornehmeren umzugehen veranlaßt war. Er kannte deren, welchen man mit Innigkeit und Gefühl die in das bürgerliche Leben jener Zeit eng verflochtene Ehrerbietung erwies. Man lese hierüber die oft erwähnte, dem Andenken des Herrn von dem Bussche gewidmete Schrift, und bedenke, daß Möser, freilich neben manchen Adlichen, welche die Satire des Herrn von Bar **) traf, einen Münchhausen in der Nähe hatte. Unsre Zeit hat in dem Verhältniß der Stände zu einander Vieles geändert; Möser war von der Wahrheit durchdrungen, die der große Britte so schön ausspricht:

Reverence,
That angel of the world, doth make distinction
Of place 'tween high and low.

Ferner brachten ihn die Kriegesläufe mit manchem angesehenen Militär in Verbindung, und gaben ihm Anlaß mit solchen zu verhandeln. Wie fein, würdig, den Umständen gemäß er sich gegen solche zu benehmen, wie er den

---

*) Er selbst sagt in einem Briefe an Nicolai (vom 20. Febr. 1775), er halte 6 Fuß 9 Zoll rheinländ. Maß.

**) In den Epitres diverses. S. besonders Epitre XI. A ma patrie.

günstigen Augenblick zu ergreifen und rasch zu benutzen wußte, davon haben wir in dem an den Herzog Ferdinand von Braunschweig gerichteten Schreiben Joseph Patridgens ein Zeugniß *). Auch des Feindes Aufmerksamkeit mochte er durch seinen Anstand, seine Haltung und Gestalt auf sich ziehen. Einst, so erzählte er selbst einem Freunde, wurde er in Geschäften an den französischen General Wurmser, einen Elsasser, gesandt, der in Warendorf lag. Er fand ihn von Adjutanten, Geschäftsführern, Ansuchenden umringt, so daß er nicht an ihn kommen konnte; und eben war der General im Begriff, nach Paderborn abzureisen. Möser stellte sich an den Wagen, als jener endlich sich losgemacht, um einsteigen zu können, und meldete sein Geschäft. „Steigen Sie mit ein", ward ihm freundlich erwiedert; „im Wagen haben wir die beste Muße, von Geschäften zu reden." Unterwegs fragte ihn der General, ob er schon Messe gehört? (es war an einem Sonntage) und war sehr verwundert, als er hörte, Möser sei Protestant. Es mochte ihn befremden, daß ein solcher von einer katholischen Regierung zu derartigen Geschäften gebraucht würde.

Sehr zu bedauern ist es, daß wir keine Nachrichten, keine Briefe Mösers über seinen Aufenthalt in London haben. Gewiß trugen die Verhandlungen, die er dort mit angesehenen Männern über wichtige Angelegenheiten zu pflegen hatte, dazu bei, ihm jene Gewandtheit in Geschäften zu geben, deren er sich später, ebenfalls zum Segen seines Vaterlandes, erfreute. Dort kam er auch mit Männern, ausgezeichnet in Literatur und Kunst, in Berührung. Hogarths und des Komikers Shutter gedenkt er in den Patriotischen Phantasien. In Gesellschaft des letzteren verkleidete er sich als Bettler, stieg mit demselben in einen

*) Man lese über dasselbe Nicolai, in dem Leben Mösers.

Keller hinab, und lernte das high life below stairs kennen, welches in jenem Werke so unnachahmlich geschildert wird. So studirte er Menschen und Sitten.

Welche Gewandtheit aber Möser sich für den Umgang mit Höheren, für die Geschäfte erworben haben mochte — es war in seinem Wesen, seinem Aeußern noch ein Etwas, welches mächtig auch auf Untergeordnete, auf das Volk wirken, im täglichen Leben, in der Gesellschaft, der Familie Anziehungskraft üben mußte. Goethe nennt Möser in einem Briefe an dessen Tochter einen Patriarchen; und er hat das rechte Wort getroffen für den Mann, insofern man denselben in seiner Beziehung zu der Familie, zu dem Volke, namentlich dem Landmann zu betrachten hat. Wie hier sein einfaches, aus Würde und Freundlichkeit gemischtes Wesen, der schlichte Ausdruck des Verstandes wirkten, so war es die unverwüstliche Heiterkeit seiner Seele, die Güte des Herzens, die sich ebenfalls in seinen Zügen aussprachen, die feine, gutmüthige Ironie, mit der er Gegenstände des gewöhnlichen Lebens behandelte, was ihn zur Seele der Gesellschaft, zum Schmuck derselben machte. Den Fehler, den er in dem Schreiben einer Dame an ihren hitzigen Freund rügt, hat er sich nie zu Schulden kommen lassen. Ich erinnere mich, in früheren Jahren eine würdige osnabrückische Matrone von altem Schlage, die keine Gesellschaften kannte als die ihrer Vaterstadt, in welchen gutmüthige Gastlichkeit, ein Besprechen häuslicher und bürgerlicher Angelegenheiten, gelegentlich ein wohlfeiler Spaß die Stelle geistreicher Unterhaltung vertraten, mit Entzücken, noch nach Verlauf langer Zeit, über ein Gastmahl reden gehört zu haben, bei welchem Möser die Gesellschaft unterhielt, und die Empfänglichen ahnden ließ, was eine Gesellschaft sein könne. Wie sehr er auch an Geist seinen Stadtgenossen vorragen mochte — er entzog sich dem Umgang mit ihnen nicht; er wollte den Menschen nützen, und

so mußte er mit ihnen umgehn; auch war er geselliger Natur. In späterer Zeit war ihm das Kartenspiel Bedürfniß, wahrscheinlich, weil er in ihm die beste Beschwichtigung seines nie ruhenden, immerfort in Geschäften, Plänen, schriftstellerischen Arbeiten thätigen Geistes fand. An den Abenden der Wochentage sah man ihn gewöhnlich in einem Weinhause, in schlichter, anspruchsloser Gesellschaft sein Spiel machend; an den Sonntagen versammelte er Verwandte, Bekannte, Freunde in seinem Hause um sich.

Wohlwollen und Güte eines bejahrten Mannes erscheinen nicht reiner und liebenswürdiger als im Benehmen gegen Kinder, indem hier auch nicht ein Schatten von Convenienz, angenommener Höflichkeit oder Egoismus sich einschleichen kann. Eine bejahrte Frau, die als ganz junges Mädchen, als Waise, Aufnahme in Mösers Hause fand, erzählte mir: sie sei am ersten Mittage über Tisch, an dem sie mit dem Hausherrn und dessen Familie gespeiset, eingeschlafen; denn sie habe die eben abgeschiedene Mutter während ihrer letzten Nächte verpflegt; darüber haben die Frauen am Tische gelacht, und sie so aus dem Schlafe geweckt; Möser aber habe ernstlich mit jenen geschmählt, sie selbst an seine Seite gerufen, sie mit liebevollen Worten beruhigt und ihr von seinem Wein zu trinken gegeben, da sie Stärkung bedürfe. Seit der Zeit habe sie ihm immer Abends seinen Wein nebst Biscuit in sein Arbeitszimmer bringen müssen, und von letzterm habe er ihr jedesmal etwas abgegeben *).

---

*) Ich kann mich nicht enthalten, hier eine Stelle aus den eben erschienenen Wanderbildern von Johanna Schopenhauer, die i. J. 1787 mit Möser in Pyrmont zusammentraf, abzuschreiben, weil auch sie den Mann characterisirt: „Die Natur hatte mit ihren edelsten Gaben verschwenderisch ihn beglückt, und Kränkung, Kummer, Sorge waren seinem für Andrer Wohl uner-

Mit welcher Freude hörte ich auch früh erzählen, wie Möser so gern den Landmann in seiner, von ihm so trefflich geschilderten, Wohnung besucht, sich in dem alten hölzernen Lehnstuhl am niedrigen Heerde niedergelassen*), nach des Wirthes Bedürfnissen geforscht und sich mit ihm über seine Lage, seine wahren Vortheile unterhalten habe! wie er einst einem jüngeren Verwandten, bei welchem er zu

---

müdlich thätigen Leben immer fern geblieben. Er stand, als ich ihn kennen lernte, schon in seinem siebenundsechzigsten Jahre, und hatte noch nie erfahren, was Schmerz und Krankheit sei. Das vollkommenste Ebenmaß seiner ungewöhnlich hohen, vom Alter ungebeugten Gestalt, seine sichere, kräftige Art sich zu bewegen, der zugleich heitere und würdige Ausdruck seines edlen Gesichts zog alle Herzen zu inniger Verehrung gegen ihn hin, und zeichnete unter Hunderten ihn aus. So war er im Aeußern, das mit seinem Geiste, wie mit seinem Gemüthe in vollkommenster Harmonie stand, wie unsre Welt sie selten aufzuweisen vermag. Was sein besonderes Wohlwollen auf mich gerichtet, weiß ich nicht; es war wohl nur die Gunst des Augenblicks; aber er gab gern und viel und täglich sich mit mir ab. Wie stolz war ich, wenn die Leute uns beiden nachsahen, indem wir die Allee auf- und abspazirten! Seine sehr hohe und meine sehr kleine Gestalt mögen sonderbar genug mit einander contrastirt haben; auch führte er mich gewöhnlich, wie ein kleines Kind, an der Hand (die verheirathete Frau), weil es mir zu unbequem war, meinen Arm bis zu dem seinigen zu erheben. God bless the tall gentleman! hatten die londener Blumen- und Gemüseverkäuferinnen ihm nachgerufen, wenn er über den Covent-garden-market ging."

*) „Es gereicht uns nicht zur Ehre, wenn wir mit dem niedrigsten Stande nicht umgehen können, ohne unsre Würde zu verlieren. Es giebt Herren, welche in einer Dorfschenke am Feuer mit vernünftigen Landleuten, die das Ihrige nicht aus der Encyclopädie, sondern aus Erfahrung wissen, und aus eigenem Verstande wie aus offenem Herzen reden, allezeit größer sein werden als orientalische Prinzen, die, um nicht klein zu scheinen, sich einschließen müssen." Patriotische Phantasien, Th. 4. Nr. 5.

Mittag speisete, als dieser einen mit einem Anliegen an ihn kommenden Landmann abwies, die ernste Mahnung gab: dem Bauer seien seine Stunden kostbar; er könne, um den Städter in Genuß und Bequemlichkeit nicht zu stören, den Weg in die Stadt nicht zweimal machen. Vor allem lebendig aber ward mir das Bild des Mannes durch Mittheilungen seiner Tochter, der Herausgeberin der Patriotischen Phantasien, die dem Vater mit unendlicher Liebe anhing, in der spätern Zeit seines Lebens, da ihr eheliches Verhältniß es gestattete, mit ihm wohnte, ihn verpflegte und nach seinem Tode die Gastfreiheit des Hauses fortführte. Wie viele Züge von des Vaters Liebe, Bonhommie, Lebensklugheit, feiner Ironie, Zartheit und Güte lebten in ihrem Gedächtniß, dieser, eines solchen Vaters würdigen Tochter! In ähnlicher Weise war es mit seinen Dienern, von denen manche ihn überlebende des Herrn Milde, Freundlichkeit, Gutmüthigkeit*) in dankbarer Erinnerung priesen.

Mit Fleiß hab' ich Zügen von Mösers Character und Weise, wie diese und andere Personen sie mir geben konnten, nachgeforscht — denn ihn selbst habe ich, als Knabe, nur gesehn, so daß nur seine hohe Gestalt in meiner Erinnerung steht —, und ich rechne mir es zum besonderen Glück, daß ein jüngerer Freund Mösers, der aber von ihm herzlich geliebt wurde und sein volles Vertrauen besaß, der Geheimerath von Bar, die Gewogenheit hatte, mit mir die von Nicolai verfaßte Biographie durchzugehn, und diese Lectüre mit Bemerkungen zu begleiten, die treulich von mir benutzt worden sind. Wie erfreulich, wie wohlthätig war diese Unterhaltung! Wie stand Mösers Bild lebendig vor mir, als jener ehrwürdige Greis bei der Stelle der Lebensbeschreibung, wo es heißt, „daß Möser auch bei den schwie-

---

*) Diese ging hie und da wohl zu weit und artete in Schwäche aus. Er konnte seinen Leuten nicht wohl ein hartes Wort sagen.

rigsten Geschäftsführungen viele Jahre lang das allgemeine Vertrauen bis an sein Ende besaß", mit dem Tone der Ehrfurcht und der innigsten Empfindung sprach: „Nicht Vertrauen allein, Liebe hätte hinzugefügt werden sollen". Und wie rührte es mich, als derselbe, da wir an Mösers Tod kamen, die Details berichtend, in überwältigendem Gefühl inne halten mußte, und Thränen sein Auge füllten!

Möser bewohnte in späterer Zeit ein großes, nach seinem Plane sehr solide, zweckmäßig, würdig und wohnlich gebautes Haus, von Vorhof, einem mit Bäumen bepflanzten Grasplatz, Garten und Stallung umgeben. Ein anständig und bequem eingerichtetes Seitengebäude war zur Aufnahme von Gästen bestimmt, deren er viele und gern aufnahm; wie er denn die schöne gastliche Maxime hatte, seinen Gästen, die alles bei ihm fanden, was die Bequemlichkeit verlangt, volle Freiheit in Benutzung ihres Tages zu lassen*). Wie willkommen das Obdach, das er so gastfrei bot, Manchem war, das geht auch aus einem Briefe Zimmermanns hervor, den wir mittheilen werden. Characteristisch ist eine Inschrift, die sich über dem Eingange in jene Gastwohnung befindet. Als Möser das große Haus baute, mußten kleinere weichen, deren eines die Worte: Pusilla domus, at quantulacunque amicis dies noctesque patet, nebst dem Namen des früheren Besitzers über der Thür hatte**). Möser bestand darauf, daß der Stein, in wel-

---

*) S. den Brief an Nicolai vom 3. November 1773.

**) Dieser Besitzer war Lorenz Schrader, Laurentius Scradaeus, oder Schraderus, von Geburt ein Halberstädter, ein gelehrter Mann, der früh nach Italien kam, um dort zu studiren. Er besuchte alle merkwürdige Oerter dieses Landes, und ward von Melanchthon, Camerarius und andern Gelehrten aufgemuntert, seine Forschungen über Italien bekannt zu machen. Später diente er einigen Bischöfen und der Kirche Osnabrücks; und nachdem er im

chen diese Worte eingehauen waren, roh wie er war, an jenem Hause eingemauert werde. Was an der alten einfachen Stätte gegolten, das sollte auch Tugend des größeren, reicheren Hauses sein.

Sie war es in vollem Maße, und gar manchen Gast beherbergte das so schön bezeichnete Haus. So kam auch kein Mann von Bedeutung durch Osnabrück, der nicht an Mösers Tisch Nahrung für Leib und Geist gefunden hätte. Von welcher Art in früheren Jahren sein Umgang mit den Einheimischen war, läßt sich aus dem Obigen abnehmen; in den späteren lebte er viel mit dem geistvollen, gewandten Kanzlei-Director Gruner. Wie groß die Ehrfurcht war, die er draußen genoß, das erkennt man in einer Menge von Briefen, die sich in seinem Nachlaß finden, von Schlözer, Gatterer, Würdtwein, Höpfner, Büsching, Salzmann in Straßburg, vom Abt Jerusalem, einem Verwandten Mösers, von Sprickmann, Busch, Göckingk, Boje, Heilmann in Göttingen; und wie viele mögen verloren gegangen sein! Sie zeugen alle, gleich dem Briefe von Hegewisch, den wir als ein Beispiel von dem Ton und Sinn, in dem man an Möser schrieb, mittheilen werden, wie von großer Ehrfurcht, so von dem Gewicht, das sie auf dessen Urtheil legten.

Unter den mir zu Gebote stehenden Briefen sind die von Goethe an Mösers Tochter von besonderer Wich-

---

Jahre 1567 auf Befehl des Bischofs Johann von Hoya eine zweite Reise nach Italien gemacht, gab er ein reichhaltiges und gelehrtes Werk heraus: Monumentorum Italiae, quae hoc nostro saeculo et a Christianis posita sunt, libri quatuor. Helmaestadii, 1592; dessen drittes Buch dem osnabrückischen Bischof Philip Sigismund gewidmet ist. Die Dedicationen sämmtlicher Bücher an verschiedene Fürsten sind von Osnabrück datirt. Ein Theil des Werks ist in Graevii Thesaurus Antiquitt. et Historr. Italiae aufgenommen.

tigkeit, und ich spreche hier um so lieber von ihnen, weil Niemand ein geistvolleres Wort über Möser gesprochen als Goethe, und weil im Obigen so oft von diesem in Verbindung mit jenem geredet worden ist. Man deute dieses nicht falsch, als ob ich Möser mit Goethe eigentlich vergleichen, sie in Parallele stellen wollte. Es war immer nur von Ansichten und Maximen die Rede. Jeder, der von beiden Kunde genommen, wird wissen, wie sie als Menschen und Autoren vielfach verschieden gewesen; und am Ende liegt das tertium comparationis in dem Einen, daß beide große Männer waren, daß beide der Natur und Wahrheit ihr Leben lang huldigten, nach ihnen unermüdlich forschten und sie in vorzüglichem Maße erkannten. Die Veranlassung zu dem ersten Briefe Goethe's, vom 27. December 1774, berichtet er selbst in seiner Biographie *) und in einer Weise, die ihn ehrt, wie den Geist, dem er seine Huldigung darbringt. „Mißfiel es, heißt es dort, dem jungen Autor (des Werther, der in demselben Jahre erschienen war) keineswegs, als ein literarisches Meteor angestaunt zu werden, so suchte er mit freudiger Bescheidenheit den bewährtesten Männern des Vaterlandes seine Achtung zu bezeigen, unter denen vor allen der herrliche Justus Möser zu nennen ist. Dieses unvergleichlichen Mannes kleine Aufsätze, staatsbürgerlichen Inhalts, waren schon seit einigen Jahren in den Osnabrückischen Intelligenzblättern abgedruckt und mir durch Herder bekannt geworden, der nichts ablehnte, was irgend würdig zu seiner Zeit, besonders aber im Druck sich hervorthat. Mösers Tochter, Frau von Voigts, war beschäftigt, diese zerstreuten Blätter zu sammeln. Wir konnten die Herausgabe kaum erwarten, und ich setzte mich mit ihr in Verbindung, um mit aufrichtiger Theilnahme zu versichern, daß die für einen bestimm-

*) Sämmtl. Werke, Th. 26, S. 239.

ten Kreis berechneten wirksamen Aufsätze, sowohl der Materie, als der Form nach, überall zum Nutzen und Frommen dienen würden. Sie und ihr Vater nahmen diese Aeußerung eines nicht ganz unbekannten Fremdlings gar wohl auf, indem eine Besorgniß, die sie gehegt, durch diese Erklärung vorläufig gehoben worden." Welchem Verehrer Mösers sind in dem erwähnten Briefe die Worte nicht wohlthuend: „Ich trage die Patriotischen Phantasien mit mir herum; wann, wo ich sie aufschlage, wird mir's ganz wohl, und hunderterlei Wünsche, Hoffnungen, Entwürfe entfalten sich in meiner Seele" — diese Worte eines Jünglings, der als solcher schon so großen Enthusiasmus weckte, der ein solcher Mann ward! — Wem ist ferner nicht bekannt, daß es vorzüglich ein Gespräch über die Patriotischen Phantasien war, was den jungen Herzog von Weimar und dessen Begleiter auf Goethe aufmerksam machte, sie gewahren ließ, daß in dem Jünglinge neben dem Dichter noch etwas anderes stecke, und ein Verhältniß gründete, das in seinen Folgen so sehr bedeutend werden sollte! Wie merkwürdig aber auch dieser Brief, gewichtiger an sich ist der folgende, vom 21. Juni 1781, zu dem Mösers Schrift über die deutsche Literatur, und namentlich ein Wort Friedrichs des Großen über den Goez von Berlichingen, Anlaß gaben. Völlig mit demselben in diesem Punkte einstimmig sein konnte Goethe nicht *). Möser haftete zu sehr an dem Boden, freilich an dem ehrenwerthen deutschen Boden, da jener schon seine Iphigenie gedichtet hatte, und seinen Goez „die Production eines ungezogenen Knaben" nannte. Aber das mochte dem Dichter doch wohlthun, daß er für das Ge-

*) Schade, daß Goethe's Gespräche über die deutsche Literatur, deren in den Briefen von und an Merck (S. 258) gedacht wird, und die vielleicht durch Friedrichs Wort und Mösers Schrift erzeugt wurden, nicht erschienen sind.

fühl „der Nothwendigkeit einer freieren Form“ *), welches ihn trieb, den Goez und Egmont zu schreiben, Beistimmung von einem so verehrten Manne fand, wie dafür, „daß er sich durch keinen Namen täuschen, durch kein Dogma beschränken ließ“. Und wie erfreulich, wie innig zusagend mußten dem Patriarchen die Worte des jungen Mannes sein: „Sagen Sie Ihrem Herrn Vater ja, daß ich mich noch täglich nach den besten Ueberlieferungen und nach der immer lebendigen Naturwahrheit zu bilden strebe, und daß ich mich von Versuch zu Versuch leiten lasse, demjenigen, was vor allen unsern Seelen als das Höchste schwebt, ob wir es gleich nie gesehen haben und nicht nennen können, handelnd und schreibend und lesend immer näher zu kommen!“ Wie characteristisch für Möser und Goethe des erstern Vertheidigung des letztern gegen den großen König, des andern Weise, wie er für den König, der ihn verletzte, spricht, darauf brauchen wir kaum hinzudeuten; so auch darauf nicht, daß wir in diesem Briefe des jungen Mannes schon den haben, der als Greis die Ueberlieferung so hoch achtete, und, wenn irgend, da vor allem zürnte, als ein übermüthiges junges Geschlecht sich mit Originalität brüstete. Man sieht es diesem Briefe an, daß er überdacht ist, daß Goethe fühlte, welche Aufrichtigkeit und Offenheit er dem Character des Mannes schuldig sei, an den er schrieb, und um so mehr, da er manchen der in dem Briefe berührten Ansichten Mösers nicht beistimmte, wie seine Seele so voll der Pietät war, die er als die erste aller Tugenden preiset.

Eines Briefes an Möser müssen wir noch besonders gedenken; es ist der von Zimmermann. Oft ist bemerkt worden, daß ausgezeichnete Männer durch irgend eine Schwäche mit den Geschöpfen des Tages zusammenhängen, oder in

*) Goethe's sämmtl. Werke, Th. 31. S. 4.

ihr dem allgemeinen Menschenloose ihren Tribut entrichten. So ist es wohl auffallend, aber man hat sich nicht zu verwundern, daß Möser, „der tüchtige Menschenverstand selbst", ein Gewicht auf eine Schrift legen konnte, die dem erfahrnen Zimmermann, als er sie las, vor Staunen aus der Hand fiel. Was die Attitüde betrifft, die Möser so bewährt fand, so giebt vielleicht Folgendes darüber Aufklärung. Möser — so erzählt man in seiner Vaterstadt — streckte sich, wenn er sich unwohl befand, in ganz horizontaler Lage auf sein Lager hin, in dem Gedanken, das im Körper wohnende Uebel werde sich so durch denselben hinziehen, bis es an der Nasenspitze einen Ausgang finde, und auf diese Weise den Patienten befreie. Daß er seinen Körper scharf beobachtete, daß er sich mit Hypothesen über ihn gern beschäftigte, geht aus Briefen an Nicolai und aus einem mitzutheilenden Fragmente: Ueber das Spiel meiner Nerven hervor; wie denn auch die Nicolai'sche Biographie einiges hieher Gehörige enthält.

Daß jenes Wohlwollen, jene Güte, die einen Hauptzug in Mösers Character machten, sich auf eine entsprechende Weise thätig geäußert haben werden, läßt sich denken; und abgesehen davon, wie er im Großen wirkte, oder zu wirken und zu helfen suchte, wovon die durch die Theurung des Jahres 1771 entstandenen Aufsätze in den Patriotischen Phantasien *) ein ehrwürdiges Zeugniß geben, könnten gar viele Beweise und Beispiele von seiner Wohlthätigkeit im Einzelnen aufgeführt werden: wie er Arme unterstützt, Witwen ein Versorger, Waisen ein Vater geworden, wie er hülfsbedürftige Talente gefördert. Es genüge hier, aus einer Rede, die der Oberappellationsrath Gruner zu Weihung des Möser'schen Denkmals hielt, der beizuwohnen er von Celle nach Osnabrück gekommen war,

*) Th. 2. Nr. 3—9.

die Worte anzuführen: „Möser war der langjährige Freund meiner Aeltern; er war mein zweiter Vater. Er nahm, als mein Vater den Seinigen durch einen zu frühen Tod entrissen worden war, der hülflosen Witwe, der zahlreichen unmündigen Kinder *) seines verblichenen Freundes auf das wärmste sich an; er verschaffte mir die Mittel zum Studiren; er nahm, nach der Rückkehr von der Academie, mich liebevoll in sein Haus und in seine nähere Gesellschaft auf; er verschmähte es nicht, im Gespräch mich zu belehren, und auch auf diese Weise noch für meine weitere Ausbildung zu sorgen. Ihm verdanke ich — ich bekenne es laut und öffentlich — meine ganze bürgerliche Existenz." **)

Wie groß aber auch die leiblichen Wohlthaten, die Möser Vielen zufließen ließ — sie wurden weit überwogen durch den geistigen Einfluß, den er auf die Geister übte. Ein schönes Document hiefür haben wir in den Briefen, die sich auf Thomas Abbt beziehen ***). Dieser um achtzehn Jahre jüngere Freund ist in Mösers Haus aufgenommen, wo er von dem Herrn desselben wie von der Frau als Sohn angesehen und gehalten wird. Möser freut sich seines Talents, er sucht ihm die rechte Richtung zu geben, er warnt ihn, wo Jugend und Mangel an Erfahrung ihn zu Irrthümern, zu falschen Schritten verleiten konnten; dies alles mit Maß, mit Verstand, mit Liebe. Ein würdigeres Verhältniß zwischen zwei an Alter so verschiedenen Freunden läßt sich nicht denken. Wie schön sind die Worte, die Möser nach Abbts frühzeitigem Hinscheiden an Nicolai richtet! „Gewiß, ein unvergleichlicher Freund, der ohne einige Fehler durch seine Größe unerträglich geworden sein

*) Unter ihnen war Justus Gruner, der sich in der Zeit, da Deutschland das fremde Joch abwarf, so auszeichnete.

**) S. das Denkmal J. Mösers in Osnabrück, S. 42 f.

***) S. die Briefe an Nicolai, vom 11. Febr. 1767 an.

würde! Man war froh, ihm etwas verzeihen zu können." Ein ausgezeichneter, edler Fürst, der Graf Wilhelm von der Lippe, erkannte dieses Verhältniß. Er, der Abbten an sich gezogen, ihn gefördert, geehrt und als Freund behandelt hatte, meldet den Tod desselben Mösern wenige Stunden nachher, tief bewegt durch den Verlust des Freundes.

Wie er auf Fremde, Hochbedeutende wirkte, haben wir oben an einem Beispiele gesehen; wir könnten hier mehrere Geschichts-, Gesetz- und Rechts-Forscher aufführen. Statt aller sei Friedrichs des Großen großer Minister Herzberg genannt. Es will etwas sagen, wenn ein Mann, so hoch gestellt, von solchen Verdiensten, an Möser schreibt: „Es ist mir nicht gleichgültig, sondern sehr angenehm gewesen, daß ein Mann von so entschiedenem Verdienst, von so großen Einsichten, und ein so wahrer Deutscher in seiner Schrift *) meinen Gesinnungen Gerechtigkeit widerfahren lassen"; und wenn er über höchstwichtige, von Friedrich und ihm ausgehende, Deutschlands Wohl betreffende Staatsverhandlungen „von Niemand mehr ein aufrichtiges Urtheil zu vernehmen wünscht, als von einem Möser". Doch hier sollte von des Mannes geistiger Wirkung auf Jüngere, besonders Einheimische die Rede sein. Möge er hie und da in den Schriften, die seine Forschung erzeugte, geirrt, möge er Manches nur angedeutet haben — es ist mit ihm wie mit Winckelmann, der in Vielem irrte, der über gar Manches etwas sagte, was sich jetzt ganz anders sagen läßt. Dieser Forscher im Gebiete der Kunst war einer der Män-

*) In dem Schreiben über die deutsche Sprache und Literatur. Herzberg hatte zu dem Schreiben des Königs, welches jenes hervorrief, Anlaß gegeben, indem er demselben, wie er selbst in dem Briefe an Möser sagt, einen bessern Begriff von der deutschen Sprache und Literatur und auch selbst von seiner Nation beizubringen suchte. S. den Brief Herzbergs im 10. Bande.

ner, denen die Vorsehung einen großen practischen Triumph zugedacht hatte, indem er eine Bildung gründete, einen Geist erzeugte, im Glauben an den die Fortschritte der Späteren möglich wurden. Seine einzelnen Bemerkungen und Erklärungen, wie wichtig auch ihrer viele, sind nicht das Wichtigste, was er gab. Aber daß er ausgesprochen und dargestellt, es gebe eine Kunstgeschichte wie eine Literaturgeschichte, und der menschliche Geist spreche sich aus in Werken, durch den Meißel und Pinsel hervorgebracht, das macht seine eigentliche Größe. So erzeugte auch Möser auf einem andern Felde einen Geist, ein Streben, eine Bildung, von denen eine großartige, dauernde Wirkung ausging und immerfort ausgeht. Aus welchem Gesichtspunkte vorzüglich seine Osnabrückische Geschichte zu betrachten, ist oben berührt worden. Schwerlich möchte ein Buch zu nennen sein, welches eine fähige, nach künftiger Wirksamkeit im Gemeinsamen strebende Jugend kräftiger, zweckmäßiger anzuregen im Stande wäre, als die Patriotischen Phantasien. Die Jugend bedarf, um angeregt zu werden, des Geistigen, der Ideen; es ist ein Unglück für sie, wenn die Zeit ihr religiöse, politische, philosophische bietet, die, eines festen Bodens ermangelnd, zu Schwärmerei führen, indem sie die Thatkraft lähmen. Glücklich dagegen der Jüngling, dem ein weiser Führer mit der Idee den Sinn für die Praxis giebt, mit der Begeisterung für das Gute und Große die Lust an der That, mit dem Gefühl für Freiheit Pietät! Und wer wird Anstand nehmen zu bekennen, daß Möser ein solcher Führer ist!

In dem kleinen Lande, in welchem Möser geboren ward und wirkte, mag der historisch bedeutende, auf mannigfache Weise in das graue deutsche Alterthum zurückweisende Boden, mag so manche Spur uralter Sitte und Verfassung die empfänglichen Gemüther und Geister anregen — das ist indeß gewiß, daß Möser den Begabtesten die rechte Rich-

tung gab, daß er Gesichtspunkte, Forschungsweise, Methode auffand und für die Folge bestimmte. Ich nenne hier nur Mösers schon erwähnten jüngeren Freund von Bar, der nachmals den ersten Platz in dem Vaterlande des älteren so ehrenwerth einnahm, den würdigen Großneffen Mösers, Justus Friderici, und dessen Freund, den Regierungs-Secretair Stüve, beide dem Vaterlande und der Geschichte desselben zu früh entrissen, den um Mösers Vater-Stadt und Land hochverdienten Bürgermeister Stüve, den Justizrath Struckmann. Sie alle haben sich in Verwaltung, als Rechtsgelehrte, als Forscher vaterländischer Geschichte verdient gemacht; sie alle bekennen in Ehrfurcht und Liebe, daß sie Mösern unendlich viel verdanken. Und wie könnt' ich Broxtermanns vergessen, der das Hinscheiden desselben in dem würdigsten Gesange feierte?

Unaussprechlich war der Eindruck, den dieses Scheiden auf Stadt und Land machte. Wenn damals jener vaterländische Dichter sang:

> Wer hat die große Kunst der Herrscher,
> Menschen zu beglücken, so gekannt?
> Jedes Staats und jedes Volks Gesetze?
> Wer hat dieser Kenntniß goldne Schätze
> Weiser und getreuer je verwandt?
>
> Woher kommt's, daß wir mit solchem frohen,
> Kindlichen Gerechtigkeitsvertraun,
> Jetzt, da ganz Europa, tief erschüttert,
> Da selbst England vor Gedanken zittert,
> Auf die Lenker unsrer Wohlfahrt schaun?
>
> War nicht Er's —

wenn derselbe den Landmann, den Bürger, Witwen, Waisen trauernd, weinend an Mösers Grabe darstellt — es war kein dichterischer Schmuck für die Todtenbare; es war

tief gefühlt. Und dieser Eindruck war kein vorübergehender; er dauert, und jeder Wechsel, alle Schicksale, die Mösers Vaterland seit seinem Tode bis auf diesen Tag erfahren, sie mahnen mit stets erneuter und gemehrter Kraft an ihn; auf ihn richten sich die Gedanken aller Besseren; und so ist er fort und fort der Genius Osnabrücks.

Möser läßt in seinen Patriotischen Phantasien*) einen Vater seinen Sohn also anreden: „In dem vorigen Jahrhundert, worin ich geboren bin, wurde jedem verdienten Manne ein Ehrengedächtniß errichtet, und ich hoffe es auch verdient zu haben. Die Sitte der damaligen Zeit gefällt mir besser als die jetzige, und ich sehe es als eine höchst schädliche Neuerung an, daß man den verdienten wie den unverdienten Mann ganz in aller Stille verscharrt, und oft den einen so wenig wie den andern mit einem Steine bedeckt, der seinen Namen der Nachwelt melde. Wenigstens scheint mir diese Neuerung eine Epoche in der Geschichte der menschlichen Denkungsart zu machen, und mehr Aufmerksamkeit zu verdienen, als man insgemein darauf wendet. Bereite dich in Zeiten, deinen Vater, der dich so sehr geliebt hat, zu verlieren; versprich mir aber vorher, daß du mir nach meinem Tode ein Denkmal aufrichten lassen wollest, wodurch mein Andenken noch auf einige Zeit dem Staate, dem ich gedient habe, erhalten werde."

Einen Sohn, der diese, gewiß im eigenen Sinne ausgesprochenen, Worte hätte zur That machen können, hinterließ Möser nicht; sein Name erlosch mit ihm. Doch dachte man gleich nach seinem Tode an ein Denkmal; aber die Ungunst der Zeiten hemmte bald ein solches Unternehmen. Ruhigere Zeiten folgten; lauter, häufiger wurde Mösers Name im Vaterlande genannt; und gewiß waren es die Besseren, die, beunruhigt durch das undeutsche Deutsch-

*) Th. 2, Nr. 73. Die Ehre nach dem Tode.

thum, das in hohltönenden Worten sich geltend zu machen strebte, ihn, den Mann der That, den vaterländisch gesinnten Weisen, nannten. „Man kann, sagt ein Kundiger, mit Bestimmtheit behaupten, daß seit der Befreiung von der Fremdherrschaft im deutschen Staats- und Volksleben nichts Wichtiges vorgegangen, wobei nicht die Ideen Mösers mitthätig gewesen, ja sich als ausgesprochene Richtungen mehr oder minder geltend gemacht hätten.“ *) Es war im Jahre 1832, als einige Verehrer Mösers, an ihrer Spitze sein Freund, der Geheimerath von Bar, zusammentraten, um endlich die Pflicht zu erfüllen, die der Vaterstadt des großen Mannes gegen diesen oblag. Ihrem vereinten Bemühen, durch Beisteuern, nicht allein aus dem Osnabrückischen Lande, gelang es, ein ehernes Standbild Mösers, von der Meisterhand des Berliners Drake geschaffen, in seiner Vaterstadt aufzustellen, und dasselbe am zwölften September 1836 feierlichst zu weihen.

Das Gute und Rechte, wie es einmal in die Welt gekommen, wird — so glauben wir — nie aus ihr verschwinden. Dasselbe, wenn es sich einmal in einem reichbegabten Menschen in besonderem Maße geoffenbart, im Andenken festzuhalten, ist Weisheit und Pflicht. In diesem Sinne möge Mösers Bild für alle Zeiten dauern! Und wenn, wie wir oben hörten, ein großer Geist die Pietät als fast aus der Welt verschwunden beklagt, so möge dieses Bild an ihre edelste Erscheinung erinnern, und jene Tugend als noch nicht ganz verschwunden sich bewähren in Ehrfurcht, Liebe, Dankbarkeit gegen den großen und guten Mann, den es darstellt! **)

---

*) Varnhagen von Ense, in den Denkwürdigkeiten, Th. 5, S. 260.

**) Nur zu sehr fühlt der Verfasser dieser Einleitung das Lükkenhafte derselben; von Möser dem Historiker ist kaum, von dem

Es ist Zeit, ein Wort über die neue Ausgabe der Möser'schen Werke, die wir hier einleiten, zu sagen. Wenn wir erwägen, daß seit dem Jahre 1774, wo die Patriotischen Phantasien, aus den Osnabrückischen Wochenblättern gesammelt, zum erstenmal erschienen, drei neue Auflagen, in den Jahren 1778, 1804 und 1820, gemacht werden mußten, daß die Osnabrückische Geschichte, zuerst im Jahre 1768 bekannt gemacht, dann zwölf Jahre später in vollendeterer Gestalt erscheinend, ebenfalls wiederholt abgedruckt worden, so ist dies ein Zeugniß, daß jene nicht als eine vorübergehende, der Mode, dem Zeitgeist unterworfene Erscheinung, diese nicht als ein geistreiches Tableau, oder eine Materialiensammlung, zu betrachten, daß sie den Deutschen ein Schatz, ein κτῆμα ἐς ἀεὶ sind. Ist es erfreulich, seit sechsundsechzig Jahren, da Mösers Freund Nicolai ihre Herausgabe begann, diese Werke im Besitz derselben, von jenem thätigen Manne auf das solideste gegründeten und ihren alten Ruhm behauptenden Buchhandlung zu sehn, so erfreut es nicht minder, daß der Enkel Nicolai's, gegenwärtig Besitzer der Handlung, einem anregenden Worte Gehör gab, und sich zu einer neuen Ausgabe bereit finden ließ. Aus Briefen Mösers sah man, daß manches von ihm Begonnene unvollendet liegen geblieben war; man konnte, bei der Fruchtbarkeit, der unermüdlichen Thätigkeit des Man-

---

wirksamen Staatsmanne wenig die Rede. Indeß wurde sie nur als eine Zugabe zu der Nicolai'schen Biographie, als eine Ergänzung derselben gedacht. Ferner hoffte der Verfasser, als er sie begann, und hofft noch auf Mittheilungen über den Historiker von einem Manne, der diesen besser zu würdigen und darzustellen weiß, als er es vermag. Was den wirkenden Staatsmann betrifft, so hat das Hinscheiden eines Freundes, der diesen nach vorhandenen Documenten zu schildern dachte, der neuen Ausgabe von Mösers Werken einen Verlust verursacht, welchen der Herausgeber nicht genug beklagen kann, für den er keinen Ersatz zu finden weiß.

nes, bei diesem großen Sinne, der um den eignen Reichthum nicht ängstlich bekümmert war, hoffen, es werde sich in seinem Nachlasse auch einiges Vollendetere finden, was dem Publicum mitgetheilt werden könnte. Und so war es. Mit der, namentlich im Historischen, reichen Bibliothek Mösers, die das Osnabrückische Raths-Gymnasium als ein theures Geschenk der Erben, besonders des verstorbenen Amts-Assessors und Regierungs-Secretairs Friderici bewahrt, kamen auch handschriftliche Sammlungen Mösers in dessen Besitz, und so auch mannigfaltige Fragmente, Anfänge, hingeworfene Gedanken, deren Ausführung die Zahl der Aufsätze in den Patriotischen Phantasien vermehrt haben würde; selbst einiges Fertige fand sich. Im Jahre 1837 schuf ich hieraus, wie aus Briefen, die auf Möser Bezug haben, an ihn gerichtet, oder von ihm geschrieben waren, die ebenfalls in der Nicolai'schen Buchhandlung erschienenen Reliquien. Sie wurden wohl aufgenommen. Varnhagen von Ense, der treue Bewahrer und geistreiche Ueberlieferer so manches literarischen Schatzes, verlangte in einer Recension derselben eine neue, durch jene Reliquien vermehrte, revidirte Ausgabe der Möser'schen Werke; worauf jener Enkel Nicolai's, Herr Doctor Parthey, mir die Besorgung einer solchen antrug. Diesem Antrag Folge zu leisten trug ich Bedenken, die eigene Kraft kennend und überzeugt, daß ein Andrer der Aufgabe im vollesten Sinne des Worts besser genügen werde. Aber der mir sehr werthe verehrte Mann ließ nicht nach; und als er mir schrieb: „Die Herausgabe der Möser'schen Werke dürfte am besten in Osnabrück besorgt werden. Jeder große Mann bildet sich in seinem Wohnorte eine geistige Atmosphäre, in der seine mündlichen Aeußerungen und Ansichten, Notizen über sein Leben und Weben u. s. w. sich noch lange nach seinem Tode schwebend erhalten und für eine aufzustellende Characteristik von unschätzbarem Werthe sind. In dieser At-

mosphäre muß sich der Herausgeber bewegen, und den rechten Tact für die Behandlung des Autors mit der Luft einathmen" — als ich dieses las, dann mich in meiner Vaterstadt umsah, und wohl Einige, die dem Geschäfte mehr gewachsen wären als ich, aber Keinen fand, der die gehörige Muße dazu gehabt hätte, als ich das Ehrenvolle, Herausgeber der Werke meines großen Landsmanns zu sein, tief empfand: da konnte ich nicht länger widerstreben. Ich nahm den schriftlichen Nachlaß Mösers wieder vor, und fand noch Einiges, was mir der Mittheilung würdig schien. Und wenn man auch Ursache hat, bei einer solchen Mittheilung bedächtig zu Werke zu gehn, da viele von den Aufsätzen nicht weit gediehen sind *), viele Fragmente sich auf Geschichte, Verfassung, Gesetze beziehen, Gegenstände, die Möser in seinen Werken so reichhaltig und ausführlich behandelt hat, auch Manches offenbar nur vorläufig hingeworfen ist, um später ordentlich bearbeitet oder modificirt zu werden, Manches wohl ganz verworfen wurde, ja Möser selbst in einer nach seinem Tode zu vollziehenden Verordnung befiehlt, daß, was von Entwürfen und Concepten von ihm werde gefunden werden, verbrannt werden solle: so erwog ich doch auch das Wort Goethe's, dem ich einige der später in den Reliquien mitgetheilten Stücke zugesandt: „Und wären es nur Fragmente, so verdienen sie aufbewahrt zu werden, indem die Aeußerungen eines Geistes und Characters wie Möser, gleich Goldkörnern und Goldstaub, denselben Werth haben wie reine Goldbarren,

*) In einem Briefe an Nicolai vom 21. Oct. 1780 sagt Möser: „Ich habe noch eine Menge von Aufsätzen liegen, die ich bei guter Laune angefangen habe, aber nicht zu Ende bringen kann, weil der erste Augenblick nicht wiederkommt; und ehe ich einen alten endige, fange ich zehnmal lieber einen neuen an, wofür mir das Blut wallet."

und einen höheren als das ausgemünzte selbst."*) Und sollte in dem Mitzutheilenden Einiges problematisch oder unbegründet erscheinen — immer wird ein Wort von Möser anregen; und selbst der Widerspruch gegen einen solchen Mann kann nur fruchtbar sein.

Was Mösers eigenen Willen betrifft, so fügt er als Grund der befohlenen Vernichtung hinzu: „weil es mehrentheils jugendliche und unvollendete Aufsätze seien, welche nichts heißen und ihm selbst unverständlich geworden, da er nicht mehr wisse, zu welchem Zwecke er sie angefangen habe".

Als mir diese Verfügung zu Gesichte kam, waren die Reliquien längst in den Händen des Publicums, die übrigen bis jetzt unbekannten Stücke bereits ausgewählt und für die neue Ausgabe geordnet. Ich meine, die Gründe jener Verfügung kann keines von allen treffen. In allen mitgetheilten, aus einer großen Masse ausgelesenen erkennt man den Mann, man erkennt Mösern; in keinem, wenn er ihn noch lesen könnte, würde er sich unverständlich sein; daß manche nicht vollendet worden, wird man nur beklagen; Niemand wird das Unvollendete missen mögen. Sollte Dieser oder Jener meinen, Aufsätze wie der über den Stuhl Petri wären besser unterdrückt worden, so bedenke er, daß Möser in demselben Sinne über den Cälibat der Geistlichkeit geschrieben; und wenn die Gedanken über die Symbolischen Bücher Anstoß geben sollten, so beruhigt uns, die Mittheilenden, daß dieselben Gedanken im 30. Stück des 4. Bandes der Patriotischen Phantasien von Möser selbst veröffentlicht worden sind. Daß ir-

*) Kunst u. Alterth. 4, 2, S. 130. v. J. 1823. — Nach jenen Worten theilt Goethe etwas von dem ihm Uebersandten mit, so einleitend: „Hier nur einen Hauch dieses himmlischen Geistes, der uns anregt, ähnliche Gedanken und Ueberzeugungen anzufügen."

gend jemand den neuen Stücken den Vorwurf machen werde, „sie heißen nichts", das erwarten wir nicht.

Dann fanden sich in den Westphälischen Beiträgen noch mehrere Aufsätze, offenbar aus Mösers Feder geflossen, die er, wohl aus übertriebener Bedenklichkeit, oder im Gefühl seines Reichthums Einzelnes, was ihm minder bedeutend schien, nicht achtend, oder weil in späterer Zeit seine Ideen sich modificirten und reiften, von den Patriotischen Phantasien ausschloß, die aber, und nicht allein dem Herausgeber, der Vergessenheit entzogen zu werden würdig schienen. So ist aus den Beiträgen der Aufsatz über Hand- und Spanndienste aufgenommen worden, obgleich in der Osnabrückischen Geschichte mancher in ihm ausgesprochene Gedanke modificirt erscheint, weil es immer lehrreich ist, den Gang, den ein Geist wie Möser genommen, zu verfolgen. Wollte man hier durchaus strenge sein, und in eine Sammlung der Möserschen Werke nur das aufnehmen, was selbst ihrem Verfasser als letzte völlig ausgemachte Wahrheit galt, dann dürfte auch aus den Patriotischen Phantasien Manches verworfen werden müssen; wie denn Stüve in der Vorrede zum dritten Bande der Osnabrückischen Geschichte sagt: „Man dürfe durchaus nicht annehmen, das, was die Patriotischen Phantasien über den möglichen Ursprung der Verhältnisse so oft vortragen, sei das letzte Resultat von Mösers Forschung". Ja, auch in Hinsicht auf diese Geschichte, die reifste Frucht jener Forschungen, hat die neuere Zeit manches Irrthümliche entdeckt, Manches anders gestaltet, manche abweichende Ansicht erneuter Prüfung dargeboten. Wir erinnern an das, was oben über Winckelmann gesagt wurde *). Wie dieser Männer fand, die, im

*) Dieses großen Mannes, dessen geistige Verwandtschaft mit Möser dem Kundigen einleuchten wird, hier zu gedenken, veranlaßte uns auch der treffliche Brief des letztern an Nicolai (vom 5. April 1767);

Gefühl seiner Größe und des erhabenen Geistes, der für alle Zeiten den Weg wies in seiner Wissenschaft, sich darzuthun bemüheten, wo er geirrt, wo die Wirklichkeit nicht dem Gedanken entsprach, den er gefaßt: so erwartet Möser noch den Mann, der seine historischen Forschungen sichte, berichtige, gestalte.

Es mußte nun an die Ordnung gedacht werden, in welcher die Werke erscheinen sollten; denn die nach Mösers Tode erschienenen Vermischten Schriften, die Reliquien, und was sich nach der neuesten Durchsicht des Möserschen Nachlasses diesen zugesellte, das alles war gehörigen Orts einzureihen. Hier leitete ein Wink von Möser selbst. In seinem letzten Briefe an Nicolai (vom 29. Dec. 1792) spricht er von einem projectirten fünften Bande der Patriotischen Phantasien, wozu aber die in der Berlinischen Monatsschrift befindlichen Stücke nicht hinreichen. Diese sind in die Vermischten Schriften nebst einigen andern verwandten Aufsätzen aufgenommen worden. Es ist daher nichts natürlicher, als daß ich dieses alles zusammenstelle und auf die ursprünglichen vier Theile der Patriotischen Phantasien, als gleichsam einen fünften, verwandten Inhalts folgen lasse *). Jene vier bleiben ganz wie sie waren, die Auf-

---

worin es heißt: „Es giebt mehrere Arten von Antiken als diejenigen, welche Herr Winckelmann zu seinem Gegenstande wählt. Ich meine diejenigen, welche Montesquieu in ein großes und vortreffliches Gemählde gefügt hat, ohne gleichwohl eine einzige einzelne Figur mit dem gehörigen Fleiße und der erforderlichen Treue behandelt zu haben. Von diesen hatten wir (ich und Abbt) oft gesprochen, und gewünscht, daß ein Winckelmann, der Philosophie und Historie genug besäße, solche mit einem schärfern Auge betrachten möchte." Man denke an die Aufsätze Mösers: Der hohe Styl der Kunst unter den Deutschen, und: Ueber die Ruinen der deutschen Kunst.

*) Die Stücke aus den Reliquien sind mit * bezeichnet, die neu hinzugekommenen mit **.

sätze in derselben Reihenfolge. Die Deutschen haben sie so einmal lieb gewonnen, und die Pietät gegen Möser möge sich auch auf diesen Punkt erstrecken. Auch wäre es, bei der großen Mannigfaltigkeit der behandelten Gegenstände, bei den vielen Nuancen, womit sie in einander überspielen, nicht leicht, eine Sonderung und Ordnung nach Materien zu treffen. Ja die Abwechslung erzeugt einen Reiz, den ich nicht aufopfern möchte. Möser selbst spricht sich darüber in einem Briefe an Nicolai (vom 9. Juli 1777) aus: „Eine bessere Ordnung nach Materien wäre freilich gut. Aber wer soll sie machen? Und verführt es nicht noch Manchen, ein ernsthaftes Stück mit anzusehn, wenn es so zwischen den lustigen steht?" Daß ich in den Inhalts-Anzeigen den Titeln der Aufsätze, so weit es möglich, die Jahreszahlen zugefügt, wie dieselben ursprünglich bei den Osnabrückischen Intelligenzblättern erschienen, und so die muthmaßliche Zeit der Abfassung angegeben, wird diesem oder jenem, namentlich Osnabrückischen Leser angenehm sein.

Eine andre Frage war: ob nicht manches durchaus Veraltete, Unwichtige, manches von nur localem Interesse auszumärzen gewesen wäre? Hier würde die rechte Grenze zu beachten wiederum sehr schwierig gewesen sein. Dann war wohl zu beherzigen, daß, wie weit auch der Kreis, auf den Mösers Geist zu wirken fähig ist, eine neue Ausgabe seiner Werke vorzüglich sein Osnabrück, Stadt und Land, berücksichtigen mußte. Manches, auch das zur Antiquität gewordene hat für den Osnabrücker Werth, sei es als Erinnerung an alte gute Zeit, sei es als Beitrag zu Vermehrung der Kenntniß des Alterthumsforschers. So ist es auch erfreulich, zu sehen, welche geringfügig scheinende Gegenstände der große Mann nicht zu klein hielt, um auch ihnen seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Und so mögen Aufsätze wie die vom Dröschen bei offenem Lichte, von den Mitteln gegen das zu häufige Kaffeetrinken, vom Hüten der Schweine immer ihren Platz behaupten. Ist

es doch ein Geist, der in sämmtlichen Patriotischen Phantasien weht; und sollten wir Goethen widersprechen, der dieselben ein wahrhaftes Ganze nennt?

Nach den Aufsätzen, die wir als eine Fortsetzung der Patriotischen Phantasien betrachten, lassen wir die über Religion, Kirche und verwandte Gegenstände folgen, sie zusammenstellend. Daran reihet sich Vermischtes, aus Mösers frühester Periode, in verschiedenen Zeitschriften Erschienenes, Fragmente, wie dieses alles in den Vermischten Schriften erschienen war. Historisches, über Klöster und Stifter, möge den fünften Band unsrer Ausgabe schließen. Daß wir die drei Theile der Osnabrückischen Geschichte in zwei Bänden geben, dann die sämmtlichen Urkunden, revidirt und vermehrt, in einem dritten Bande, zusammengedruckt, folgen lassen, wird zweckmäßig erscheinen. Dem letzten Bande der Werke bleiben dann die im Obigen nicht begriffenen kleinen Schriften, die Briefe von und an Möser und die von Nicolai verfaßte Biographie, der wir Anmerkungen zufügen werden, aufbehalten. Diese Biographie, von einem so kenntnißreichen, umsichtigen, besonnenen Manne, von einem vieljährigen Freunde Mösers geschrieben, würden die Verehrer des letztern ungern vermissen.

Was die Orthographie betrifft, so habe ich mich an die letzte Ausgabe der Schriften gehalten, obgleich hier die ursprüngliche einigermaßen geändert ist. Dies durfte ich um so eher, da Möser selbst seinen Verleger auffordert, für diese Sorge zu tragen, und bei einer zweiten Auflage die Westphalismen, die man ihm vorhalten würde, auszumärzen *). Ich habe mich nur bemüht, etwas mehr Consequenz in jene Schreibweise zu bringen, übrigens mich wohl gehütet, nunmehr Veraltetes, insofern es characteristisch für Möser und seine Zeit war, wegzuschaffen; ja ich habe öfters die ursprüngliche Schreibweise Mösers hergestellt. Die

*) S. den Brief an Nicolai vom 20. Juni 1776.

gedehnten Verbalformen, die wir meistens finden: belebete, verbürgete u. s. w. durften den jetzt gebräuchlichen abgekürzten nicht weichen; es würde dadurch der Gravität Mösers Abbruch gethan sein. Auch Provinzialismen, wie Hänschen, Fächtel (für Handschuh und Fächer), habe ich stehen lassen; es würde schwer gewesen sein, hier die rechte Grenze zu wahren; und eine Mutter, die in den sechziger Jahren in Bezug auf ihre Töchter über solche Gegenstände spricht, mag sich immerhin des localen Dialects bedienen. In andern Aufsätzen finden sich jene Wörter der jetzigen Schreibweise gemäß. Geduldig, Brodt, Mädgen würden, da sie in den frühesten Ausgaben durchweg vorkommen, den heutigen Leser gestört haben. Die Schwierigkeit, die daraus entsteht, daß Möser in Hinsicht auf die Orthographie keinesweges sich selbst gleich war, daß die Besorger und Correctoren der späteren Ausgaben ebenfalls keine feste Regel durchführten, wird den Herausgeber entschuldigen, wenn auch er hinter dem Wünschenswerthen zurückblieb. Eine größere Freiheit hat er sich bei der Interpunction erlaubt, da diese in den früheren Ausgaben überladen war, ja selbst den schönen Fluß der Möserschen Rede zu hemmen schien.

Eine besonders große Schwierigkeit bot dem Herausgeber die Osnabrückische Geschichte, indem der Text derselben durch häufige Druckfehler entstellt war, und in den vielen Citaten sich eine große Nachlässigkeit erwies. Er hat jene möglichst weggeschafft, diese zu berichtigen gesucht. Doch kann er sich in Hinsicht auf das Letztere kein Verdienst zuschreiben, da, was er gethan, nur Halbgeleistetes ist. Ihm standen die Quellen, die Möser citirte, bei weitem nicht alle zu Gebote; und wenn er sie zur Hand hatte, so waren es oft nicht dieselben Ausgaben, deren jener sich bediente.

Es bleibt mir jetzt noch übrig, öffentlich den Dank auszusprechen, den ich Mösers Freunde, dem Herrn Geheimenrath von Bar, wie dem Bürgermeister und dem Amts-Assessor Stüve für ihre Theilnahme und Mit-

wirkung bei der Herausgabe der Möserschen Werke schuldig bin.

Indem ich aber mit einem freudigen Gefühle mich dieser Pflicht entledige, erfüllt mich das traurigste, da ich neben jenen einen Mann zu nennen habe, dem ich mich in Hinsicht auf meine Arbeit in hohem Grade verpflichtet fühle, dem ich ach! nicht mehr mit lebendigem Worte danken kann, den in diesen Tagen mir, so Vielen, der ganzen Stadt Osnabrück entrissenen Justizrath Struckmann. Er faßte den Gedanken einer neuen Ausgabe der Werke Mösers, den er, als geistreicher, wissenschaftlich gebildeter Mann, als Rechtskundiger, als Freund der Geschichte, als würdiger Sohn der Stadt, der er in so mancher Beziehung zum Segen war, die jetzt um ihn trauert, auf das höchste und innigste verehrte, mit der größesten Lebhaftigkeit auf; er ermunterte und ermuthigte mich zu Uebernahme derselben, belebte in mündlicher Unterhaltung das Bild, das ich im Geist von Möser gefaßt hatte; er hörte, wenige Tage vor seinem tödtlichen Erkranken, gemeinsam mit dem oft genannten Freunde Mösers innig theilnehmend eine Vorlesung der obigen Characteristik, die auch ihm Manches verdankt, an; er sammelte Material, das zu der neuen Ausgabe dienen könnte, was besonders Mösern den Staatsmann geschildert hätte, er ging mit mir den Möserschen Nachlaß durch, und machte sich an die Revision und Ergänzung der Urkunden-Sammlung zur Osnabrückischen Geschichte, eine Arbeit, die, schwierig wie sie ist, er glücklich beendigt und dem Werke dadurch eine höhere Vollendung gegeben haben würde *). So schöne

*) Spätere Anmerkung. Den Namen derjenigen, denen ich mich zu Dank verpflichtet fühle, muß ich den des Amts-Assessor Weber in Iburg zufügen, der die von Struckmann begonnene Revision der Urkunden-Sammlung im Sinne des trefflichen Hingeschiedenen, seines Schwagers, fortgeführt und vollendet.

Hoffnungen sollten nicht erfüllt werden. Aber gedacht werden mußte hier des Edlen; und um so mehr hier, da es nicht das kleinste Verdienst Mösers ist, mit seinem Geiste Männer genährt zu haben, wie den auch an Gemüth und Gesinnung seiner würdigen, den seine Freunde tief bedauern, dessen Andenken in Osnabrück nie erlöschen wird.

Mögen die Werke Mösers in der neuen Ausgabe von dem Vaterlande des großen Mannes mit der alten Ehrfurcht und Liebe aufgenommen werden! und möge die Liebe und Ehrfurcht, die in mir gegen ihn lebendig ist, die mich bei meiner Arbeit geleitet hat, die Mängel bedecken, von welchen sie nicht frei sein wird!

Osnabrück, den 15. März 1840.

B. R. Abeken.

Patriotische Phantasien.

Erster Theil.

Vorrede der Herausgeberin.

Gegenwärtige Stücke, welchen ich den Namen Patriotische Phantasien beigelegt habe, sind mehrentheils schon in den Beilagen zu den Osnabrückischen Intelligenzblättern von den Jahren 1768 und 1769 abgedruckt gewesen; einige wenige waren vorher in andern öffentlichen Blättern erschienen. Wie ich meinem Vater entdeckte, daß ich solche sammlen, und, was ich von dem Verleger dafür erhielte, auf eine patriotische Art verwenden wollte, antwortete er mir:

„Du kannst es versuchen; ich besorge aber, das dasjenige, „was auf einem Provinzial-Theater erträglich geschienen, „auf der großen Bühne Deutschlands nicht gefallen werde. „Vieles ist zu local und bezieht sich auf einheimische Ver„besserungen, die zum Theil gemacht, zum Theil mißlun„gen sind. Unsre Landesleute sind einzig und allein für „die politische Moral, und oft habe ich wider meine Ge„wohnheit declamiren, oder bekannte Wahrheiten mit ei„ner wichtigen Miene vortragen müssen, um mir die Auf„merksamkeit meiner Zuhörer zu erwerben. Daher wird „Vieles auswärts einen Erdgeschmack haben, oder zudring„lich scheinen; und, weil für dergleichen wöchentliche Blät-

„ter auf den Glockenschlag gearbeitet werden muß, Vie-
„les von der Hand geschlagen, oder doch nicht so gera-
„then sein, wie es die große Welt billig fordert. Die-
„ses kannst du zu meiner Entschuldigung sagen, und alle
„übrige Complimente unterwegens lassen."

Nun, mein lieber Vater! das soll auch geschehen. Indessen hoffe ich doch nicht zu sündigen, wenn ich alle und jede, so dieses lesen werden, inständig ersuche, das Werk statt meiner zu loben und mir zu meiner guten Absicht recht viele Käufer zu verschaffen. Sie sollen dann auch noch einen zweiten oder dritten Theil haben, wenn ihnen damit gedienet ist.

Osnabrück, den 20sten April, 1774.

J. W. J. von Voigts,
geb. Möser.

I.

Schreiben an meinen Herrn Schwiegervater.

Endlich ist es mir, Gott Lob! gelungen; meine Frau hat ihre Puppen fortgeschickt, und diese Veränderung macht ihrer Erziehung noch die meiste Ehre. Das Kammermädchen hat die Gelegenheit dazu gegeben. Sie und meine Frau waren des Nachmittags spaziren, oder, wie sie es nennen, philosophiren gewesen, und erstere war bei ihrer Wiederkunft mit einem Absatze ein klein wenig in die Mistpfütze gerathen. Ich stand eben vor der Thür, aber ohne bemerkt zu werden; und da ging es nun an ein Erzählen, an ein Lachen und an ein Leben, das fast eine Stunde währete; alles über die kleine Geschichte von dem Fuße und der Mistgrube. Meine Frau ergötzte sich mit, und es war nicht anders, als wenn die Kinder einen Vogel gefangen hätten. Ich trat endlich heran und sagte: Es thut mir leid! aber Louise, die Kuh blökt so sehr; will sie nicht einmal zusehen, was ihr fehlt? Das wäre eine artige Commission, sagte das schnippische Mädchen, und fragte mich, ob ich wohl jemals eine Dame mit einer Capriole und einer Saloppe im Kuhstalle gesehen hätte? Ich schwieg und dachte, es ist noch nicht Zeit. Wie aber das Kammermädchen eine eigene Tafel verlangte, und die kleine Magd,

welche ihr zur Aufwartung ist, nicht mit der Viehmagd essen wollte, so nahm ich endlich Gelegenheit, mit meiner jungen Frau darüber im Ernst zu philosophiren. Die heutige Erziehung der Töchter, bemerkte ich, ist zwar wirklich sehr gut; man giebt ihnen feinere Sitten, Geschmack und Verstand; allein es ist auch eine nothwendige Folge davon, daß die Haut auf der Zunge feiner, die Hände weicher und alle Sinnen schwächer werden, als sich jene Fähigkeiten vermehren. Es ist eine sehr wahrscheinliche Folge, daß der Verstand, welcher die Wissenschaft kennet und liebet, sich ungern mit Erfahrungen in der Küche abgeben werde; und endlich muß diejenige Tochter schon einen sehr großen Grad von Vernunft besitzen, welche bei einem feinen Geschmack und einer vorzüglichen Einsicht ihre edlern und zärtlichern Glieder nicht in alle die krausen, gehackten, gezierten, frisirten und namenlosen Hüllen kleiden soll, wodurch jetzt so viele zu einer ordentlichen Hausarbeit ungeschickt werden. Wenn eine Person von vornehmem Stande sich dergleichen erlaubt, so denkt man endlich, sie sei zum Müßiggange privilegirt, und die vornehmen Haushaltungen würden schon so lange mit Unordnung geführet, daß man es geschehen lassen müsse. Bei Menschen-Gedenken hat man wenigstens kein Exempel, daß in einer adlichen Haushaltung etwas Beträchtliches erübrigt worden. Allein wenn der zweite Rang dem ersten, der dritte dem zweiten, und der vierte dem dritten in dieser komischen Rolle folgt, so muß die davon abhangende Haushaltung zuletzt jene Wendung auch nehmen, und wir werden in einem frisirten Hemde unsere Pacht verlaufen müssen. Jetzt, mein liebes Weib, kannst du noch die Ehre haben, ein Original zu werden; du kannst dich freiwillig herablassen, und alle die Entoillage, alle diese Grosse-beauté und diesen verdammten Marly, welcher dem gemeinen Besten jetzt hundert tausend Hände stiehlt, mit einer schicklichern Kleidung vertauschen, ohne darüber roth

werden zu dürfen. Gott hat uns Mittel gegeben; daher können wir es mit Anstand thun. Wir können keinen glücklichern Gebrauch von unserm Vermögen machen, als wenn wir die schwachen Töchter, welchen nichts als ein großes Exempel fehlet, vor der Versuchung bewahren, in gleiche Ausschweifung zu fallen. Die Mütter werden dich preisen, und die Väter mit Vergnügen auf ihre Kinder sehen, wenn sie solche nicht mehr als kostbare Zierpuppen betrachten dürfen; und wie zärtlich, wie aufrichtig wird dir das minder beglückte, aber auch ehrgeizige Mädchen danken, welches sich jetzt, da es ihm an dem Vermögen zu so vielen überflüssigen Nothwendigkeiten fehlet, entweder versteckt, oder für eine neue Frisur ihre Unschuld aufopfert! Alle unsere jetzigen Moden haben blos das Verdienst des Wunderbaren, des Ausschweifenden und des Kostbaren. Sie tragen nichts zur Erhöhung deiner Reizungen bei. Diese werden vielmehr nur versteckt, beladen und auf eine recht gothische Art verziert. Neuigkeit und Einbildung haben zwar ihre Rechte, und ich verlange nicht, daß du diese verläugnen mögest. Allein hebe dich einmal aus dem Schwarm so vieler verdienstlosen Affen, erweitere deine Einbildung, und erwäge, ob nicht eine heroische Verachtung aller Modesclaven etwas eben so Neues und eben so Reizendes für deine Einbildung sein werde, als alles, was dein Kammermädchen mit einem diebischen Blicke der Hofdame entwenden kann? Es ist jetzt die Mode à la grecque zu sein; und diese sollte in der edelsten Ausbildung des menschlichen Körpers bestehen . . . . .

Ich weiß nicht, wie mir dieses alles in einem Odem vom Herzen fiel, und woher meine kleine Frau die Geduld nahm, diesen lehrenden Ton zu ertragen. Inzwischen muß ich ihr zum Ruhm bekennen, daß sie mir in Allem Beifall gab; und kaum waren acht Tage verflossen, so kam sie auf einmal mit den Worten in die Stube getreten: Nun sieh

mich à la grecque. Nie hatte ich sie so reizend gesehen. Eine allerliebste Baurenmütze bedeckte ihr schönes Haar, das ohne Kunst aufgemacht war, und sich nur so weit sehen ließ, als man es gerne siehet. Durch ein Kamisol mit kurzen Schößen drückte sich der schönste Wuchs und noch etwas mehrers aus. Die Ermel an demselben gingen nicht weiter als bis an den Ellenbogen, und waren frei von dem dreifachen Geschleppe, wodurch sie vordem immer gehindert wurde, einem hungrigen Manne einen guten Bissen mit eigener Hand vorzulegen. Ein netter und hübscher Rock schien mit einigem Unwillen den feinsten Fuß zu verrathen, den ein weißer Strumpf und ein schwarzer Schuh weit gelenker zeigte als vorhin, da er mit Stoff und Band beschweret und an ein großes Geschleppe gefesselt war. Kaum hatte sie meinen Beifall aus meinen entzückten Blicken gelesen, so führte sie mich in die Küche, wo die frische Butter bereit stand, welche sie jetzt mit eigner Hand wusch; währender Zeit ihr junger schlanker Körper in jeder Bewegung eine neue Reizung zeigte. Ihr ganzes Gesichte schien sich verändert zu haben. Denn anstatt daß sie vorhin zu ihrer Dormeuse a la Tching-Tchang-fy *) eine Haut wie Eselsmilch und ein paar unreifer Augen gebrauchte, so war sie jetzt nichts denn Feuer und Leben; und wie wir auf dem Acker gingen, konnte sie Beine und Hände gebrauchen, da vorher jede Furche für sie ein fürchterlicher Graben und jeder Steig ein Riesengebürge war.

Seitdem haben wir nun unsern neuen Plan noch mit

---

*) Diese neue chinesische Art von Dormeusen ist oben mit einer Springfeder, die, wenn man die Stirn kraus zieht, beide Flügel vorn zusammen schlägt. Da die chinesischen Kammer-Jungfern die ganze Ingenieur-Kunst verstehen, und sowohl die Angriffs- als Vertheidigungs-Anstalten eines jeden Kopfs beurtheilen und dirigigen müssen, so sind dergleichen große Erfindungen in diesem Lande sehr gemein.

mehrerer Ueberlegung ausgearbeitet. Das Kammer-Neglige, welches sonst von 8 bis 10 Uhr des Morgens währete, ist völlig abgeschafft; und so wie sie aufsteht, ist sie in ihrer kurzen Kleidung geputzt. Das große Neglige, womit sie sonst bei Tische erschien, wird im Hause gar nicht mehr getragen, und also auch des Nachmittags nicht zum drittenmal verändert, wie sonst geschah, wenn etwa ein Besuch vermuthet wurde. Des Abends aber fällt der Nacht-Tisch von selbst weg, indem keine tausend Nadeln auszuziehen und keine hundert kostbare Kleinigkeiten wegzukramen sind. Durch diese Anstalten gewinnet sie täglich ein Plus von acht Stunden in ihrem wirklichen Leben; welche, da sie nun zum Besten unsrer Haushaltung angewandt werden, mich nicht allein vor Schaden bewahren, sondern auch durch Gottes Segen in den Stand setzen werden, ein ehrlicher Mann zu bleiben. Das Kammermädchen haben wir in ihrem größten Staat, in unsrer besten Kutsche, nach der Stadt zurückgeschickt, und meine Frau und ich haben die Dame zu Pferde begleitet. Denn sie reitet nun auch, und dies ist ein nützliches Vergnügen, das den Körper stärkt und den Muth des Geistes unterhält, welchen eine Landhaushaltung erfordert.

Wenn wir einen Besuch erhalten, so empfängt ihn meine Frau in ihrer jetzt gewöhnlichen Kleidung mit einem so heroischen Anstande, daß ein jeder ihre großmüthige Verläugnung bewundert. Da ihrem Anzuge an Reinlichkeit und edler Schönheit nichts fehlet, so kann sie sich darin zeigen, ohne den Wohlstand zu verletzen; und unsre Denkungsart ist so bekannt, daß wir keine üble Auslegung befürchten dürfen. Im übrigen aber können Sie versichert sein, daß die Gesellschaft gerne bei uns ist, indem Munterkeit und Gefälligkeit sich über Alles verbreiten, und das, was wir unsern Freunden vorsetzen, durch die Aufmerksamkeit meiner Frau merklich verschönert wird.

Versuchen Sie es und kommen zu uns. Die Schnurre, welche Sie Wissenschaft heißen und dem schönen Geschlecht ehedem anpriesen, ist bei uns ordentlich zum Gelächter geworden. Die Arbeit, dieser Fluch, womit Gott das menschliche Geschlecht segnete, giebt uns wahres und dauerhaftes Vergnügen, und wir lesen außer der letzten Abendstunde nicht leicht ein Buch, indem wir einmal überzeugt sind, daß der Mensch nicht zum Schreiben und Lesen, sondern zum Säen und Pflanzen geboren sei, und daß derjenige, welcher sich beständig damit beschäftiget, entweder keine gesunde Seele, oder sehr viele lange Weile haben müsse. Die Quelle alles wahren Vergnügens ist Arbeit. Aus dieser kommt Hunger, Durst und Verlangen nach Ruhe. Und wer diese drei Bedürfnisse recht empfindet, kennet Wollust.

Leben Sie wohl, und besuchen uns bald.

II.

Gedanken über den Verfall der Handlung in den Landstädten. *)

. . . . Wir müssen uns schämen, wenn wir an unsre Vorfahren in der Deutschen Compagnie (die Hanse) gedenken. Alles, was wir jetzt in den Landstädten thun, ist die-

*) In den Westphälischen Beiträgen ist folgende Anmerkung zugefügt: „Dieses Stück ist zwar in andern öffentlichen Blättern erschienen. Da der Verfasser es aber besonders in Rücksicht auf die Stadt Osnabrück geschrieben, so kann es derselben auch ohne Schaden noch besonders mitgetheilt werden.“ A. d. H.

ses, daß wir unsere Manufakturen einem Bremer oder Hamburger vertrauen, und uns durch dieselben herumführen lassen. Mancher ist gar so feige oder geldbedürftig, daß er gleich in Bremen und Hamburg verkauft, und sich dem Preise unterwirft, welchen die auf der Börse daselbst versammleten Aufkäufer seiner Verlegenheit oder seiner kurzen Einsicht bestimmen. Die Laune eines Seestädters, eine Zaghaftigkeit, welche ihm seine größere Verwickelung in mehrern Arten des Handels auf einen Posttag zuziehet, eine zufällige Veränderung des Wechsels, eine vortheilhaftere Fracht, die Zeit, welche er noch abwarten kann, die Noth des Verkäufers und andere Zufälle entscheiden den Vortheil des Mannes, der den ganzen Verdienst haben sollte; und der Kuppler entführet ihm die Braut. Kaum wissen unsre Landstädter die Zeit, wann ihre Waaren am besten gehen. Sie verkaufen ihr Korn nach der Erndte, ihr Linnen um Pfingsten, und bekümmern sich nicht darum, wann die Flotten aus England und Spanien nach Osten und Westen abgehen und der Faktorist an der Stelle den verlegenen Schiffspatron züchtiget, oder doch an der Waare, wobei die erste Hand sich kaum das Leben gefristet, noch dreißig vom Hundert gewinnet. Alles, Alles wird dem Seestädter gelassen, der mit runzelnder Stirne und hangenden Lippen die Ungeduld des Landstädters, der ihm seinen Segen feilbietet oder auf den Hals schicket und Geld und Waare darauf nimmt, hämisch demüthiget.

Wie erweitert, wie stark, wie glücklich waren dagegen die Einsichten unserer Vorfahren in der Deutschen Compagnie! Sie bedienten sich zwar des Schiffbodens der Seestädter; allein sie verkauften ihre Waaren nicht auf dem bremischen Markte; sie überlieferten sich nicht mit Leib und Seele der Aufrichtigkeit eines Hamburgers. Für eigene Rechnung wurde ihre Waare eingeladen. An dem Orte ihrer Bestimmung, zu Bergen, London, Novogrod, Brügge und ander-

wärts hielten sie ihre eigene Bedienten, ihre eigene Packhäuser und ihren eignen Markt. Ihre Bediente, welche solchergestalt an allen Enden der Welt waren, gaben ihnen getreue Berichte. Sie sahen nicht durch die Brillen der seestädtischen Unterhändler. Sie ließen sich nicht von einigen Nebenbuhlern unterbohren, sondern wußten gleich, wann und warum eine Waare nicht mehr zog, wie sich Geschmack und Nothdurft änderten, wer bessere Preise gab, wodurch demselben der Rang abzugewinnen, was für Farben und Streifen den Vorzug hatten, welche Moden am liebsten, und in welchem Stücke es auf die Güte der Sache, oder nur auf den Glanz ankam, wo sich neue Quellen eröffneten, und welche Handlungsmaxime der fremde Staat faßte. Jede Veränderung wurde ihnen zeitig, gründlich und von getreuer Hand bekannt, jede Theurung oder Thorheit unmittelbar und schnell genutzt, jede Aussicht schleunig eröffnet, und jede Unternehmung derselben angemessen. Alle Zahlungen gingen ohne Umschweife, und die Seestädte mußten ihren Wechsel aus den Landstädten in der Hanse kaufen.

Jetzt ist es einem Seestädter leicht, den Handel eines ganzen Landes zu verderben. Ungestraft macht er die Wappen und Zeichen anderer Länder nach, drückt solche auf schlechte Waare, und verläumdet damit die Redlichkeit des Mannes und des Orts, der mit aller Treue seinem Zeichen und Wappen Ehre zu machen suchte. Er verändert das Gewicht, verkürzt die Elle, und verkauft Polnisch für Preußisch, bis endlich die Empfänger, der schlechten Waare überdrüssig, auf eine neue Spur geleitet, und durch andere Länder oder Waaren besser versorget werden. Wo ist jetzt der Landstädter, der sich rühmen kann, einige Nachricht aus dem wahren Sitze der Handlung zu empfangen, die Ursache eines steigenden oder fallenden Wechsels zeitig zu bemerken, seinen Plan auf sichere Gründe zu bauen, die Bedürfnisse jeder Colonie, jedes Reiches zu kennen, und sofort

seine Maßregeln darnach zu nehmen? Kaum kann er noch eine geringe Zahlung durch eigene Wechsel verrichten. Moses und Abraham rechne ich aber nicht mit. Diese können freilich Wechsel in Menge schreiben; aber darf man fragen, wie? Und können wir ohne Erröthen daran gedenken? Sie lassen die Wechsel in Bremen, Hamburg oder Amsterdam aufkaufen, schicken solche zur Erhebung an ihre Freunde in Spanien oder England, und verkaufen uns dann ihre Anweisungen auf das erhobene Geld. Der Hamburger, Bremer oder Holländer gewinnet also daran ein Halbes vom Hundert, der Engländer und Spanier eben so viel, und Moses und Abraham sicher ein Ganzes. Und woher rühren diese Gelder? Sind es nicht Zahlungen, die wir aus Spanien und England zu fordern hatten? Geschehen sie nicht für Waaren, die man aus dem Lande nach den Seestädten geschickt hatte? Und verkauft man uns nicht unser eigen Geld? Erst schnellen uns die Seestädter um die Waare, und nun plündern sie unsern Beutel. Kann man sich etwas Schimpflicheres vorstellen? und würde nicht ein Kind aus der alten Hanse sagen, wir hätten allen Verstand verloren?

Dies ist aber die Sache nur noch von einer Seite, von der Seite, wie wir unsere eigenen Producte und Manufakturen durch die Hände der Seestädter los werden, betrachtet. Nimmt man nun auch vollends die andere, wie wir unsere Bedürfnisse und den sogenannten nothwendigen Ueberfluß aus fremden Ländern erhalten, hinzu, so vermehret sich der Schade der Landstädter nach dem Maße, als die Einfuhr die Ausfuhr jetzt überwieget. Unsere Vorfahren im Hansischen Bunde, da sie an den Enden der Welt ihre Factoreien hatten, erhielten nothwendig Alles ohne Mittel und aus der ersten Hand. Sie kauften ihre Heringe nicht von den Holländern; ihr Factor zu Bergen ließ sie selbst fangen. Sie kauften den Leinsaamen nicht um Ostern

zu Bremen, sondern im Herbst von dem Landmanne an dem Orte, wo er wächst, oder doch wenigstens auf dem Markte zu Riga oder in Libau. Jeder Kaufmann, der in einer Hansestadt wohnte, ließ den Thran bei seiner Factorei in Bergen sieden, seine Fische daselbst salzen oder trocknen, und die Kaufleute der Stadt Soest*) hatten so vieles für eigene Rechnung auf der See, daß es ihnen der Mühe verlohnte, besondere Freiheitsbriefe von dem dänischen Monarchen zu nehmen. Wo aber ist jetzt der Geist einer gleichen Unternehmung? Wie viele sind in der Hauptstadt, die nur einmal den Reis aus England ziehen? Und gleichwohl schickt ihn der Engländer ohne Zahlung nach Bremen, und wartet gern ein Jahr auf sein Geld. Wer kauft nicht seinen Taback bei fünf oder sechs Fässern in Bremen, und läßt sich nicht oft dasjenige, was bei der Stürzung in England als schadhaft von dem Gewichte der Tonne abgezogen wird, für gute Waare verkaufen? Wer achtet auf die Schiffe, welche in England aus den maryländischen Colonien damit ankommen? Wer hat im voraus einige Nachricht, wie der Jahrwachs daselbst gerathen? Wer unterscheidet die guten glasgowischen und liverpoolschen Preise von den londonschen? Wer weiß die Rechte eines jeden Hafens und den Einfluß, welchen solche auf eine Waare haben? Dies überläßt man der Aufmerksamkeit des Hamburgers und Bremers; und dieser allein ziehet den Vortheil ohne Arbeit. Bei dem letzteren Verkauf der Ostindischen Compagnie in Amsterdam sah man italiänische und französische Gewürzhändler; aber keinen einzigen deutschen in Person. Gleichwohl hatte man eine neue Art von Versteigerung durch Uebergebot eingeführet, welche die Gewürze merklich theurer, und die Ausrichtung durch die Mäkler für die Zukunft weit bedenklicher machen wird. Alles, was

*) S. *Haeberlin* in *anal.* med. aevi. S. 117.

man von deutscher Aufmerksamkeit dabei bemerkte, war dieses, daß der feine Canel für Italien, der mittlere für Frankreich und die schlechteste Borke für Deutschland erhandelt wurde.

Wie weit sind diese Grundsätze von den Grundsätzen der ehemaligen Hanse entfernet! Diese betrachtete die Seestädte als bloße Niederlagen. Sie behauptete zum Vortheile der Seestädte, daß jede Bundstadt nur ihre eigene Waaren ausführen sollte, und zum Vortheile der Landstädte, daß jede Manufactur an dem Orte, wo sie fiele, zur Vollkommenheit gebracht werden müßte. Diesem großen Gesetze zufolge durfte der Seestädter sich nicht unterstehen, das Färberlohn an einem Stücke Tuch zu gewinnen, oder ein Stück Linnen zu glandern, welches nicht dort gemacht war. Man sah ein, daß es dem Seestädter an wohlfeilen Händen mangelte, um die Spinnerei zu bestreiten, und daß es ihm im Gegentheile leichter fiele, einem rohen Stücke Tuch Farbe und Glanz zu geben. Man sah ein, daß, wenn ihnen dieses gestattet würde, die Landstädte nur für die Seestädte arbeiten, und diese zuletzt sich der Handlung und des wahren Vortheils bemeistern würden.

Was würden die Männer von solchen Einsichten denken, wenn sie hörten, daß jene zwei große Gesetze in ihrem ganzen Umfange kaum noch begriffen würden! wenn sie hörten, daß jetzt in den Seestädten alle Arten von Fabriken bestehen, und von dort her Hüte und Strümpfe in die Landstädte geschickt werden können! Sie würden glauben, die Welt hätte sich umgekehret, und die Handarbeit sei wohlfeiler in der Seestadt als in der Landstadt. Unsere Gelehrten beschreiben uns die hansischen Kriege, aber nicht den Geist der damaligen Handlung. Leben und Thaten eines lübeckischen Bürgermeisters sind ihnen so wichtige Gegenstände, daß sie die Thorheit einer handelnden Compagnie, die in das Eroberungssystem verfällt, nicht einmal ahn-

den. Auch damals haben die Seeſtädter die deutſche Landhandlung einem Schwindelgeiſte aufgeopfert. Iſt denn aber den Landſtädten der Weg nach andern Gegenden verſperret? Sind ihnen die ſchottiſchen Fabriken und Häfen unentdeckt? Iſt ihnen Oporto und Bourdeaux mehr als den Seeſtädtern verſchloſſen? Können ſie nicht eben ſo gut als dieſe ihre Factoren in Liſſabon und Cadix haben? Können ſie nicht eben ſo gut als ein Engländer und Holländer nach allen ſpaniſchen und portugieſiſchen Colonien handeln, wenn ſie ein Packhaus in Liſſabon und den Namen eines Spaniers oder Portugieſen miethen? Verleihet ein Bürger in London ſeinen Namen einzig und allein an einen deutſchen Seeſtädter? Oder iſt es unmöglich, an jedem Orte einen Freund zu finden, der gegen einigen Genuß des Vortheils auf aller Welt Bedürfniſſe Acht giebt, neue Ausſichten eröffnet, und blos die Stelle eines getreuen Spediteurs vertritt? Und könnten unſere müßigen Reſidenten nicht in mancher Abſicht dem Staate dienen?

Man wird einwenden, daß man auf ſolche Art ſein Gut dem Meere und unbekannten Perſonen anvertrauen, drei Jahre auf den Umſchlag warten, aus dem ſpaniſchen und portugieſiſchen Indien Waare zurücknehmen, und für letztere einen großen Markt haben müſſe. Eine Ladung Oel, Zitronen, Roſinen, Weine, Wolle, Domingo, Indigo und dergleichen Waaren, welche Spanien zurück gäbe, würde eine Landſtadt nicht mit Vortheil verſchlingen können, und letzteres ſei der wahre Vorzug der Seeſtädte, wodurch ſie ſich der Handlung bisher allein bemeiſtert hätten. Allein Unſicherheit iſt die Seele des Handels; und je länger man auf ſein Geld warten muß, je größer iſt auch der Vortheil, weil Krämer und Schleicher, die ihrer wenigen Pfennige gleich wiederum bedürfen, ſich nicht daran wagen und den Handel verderben können. Blos die letzte Schwierigkeit würde erheblich ſein, wenn der bremer und hamburger Bür-

ger den Markt für sich allein, und Auswärtige nicht die Freiheit hätten, auf diesem Markt im Großen zu verkaufen. Ein Landstädter kann alle seine spanische Rückfrachten dort ablegen, verkaufen, und an alle Enden der Welt gehen lassen. Er darf nur Kunden auf dem Lande haben; und wenn er dann bessere Preise als der Bremer geben kann, so wird dieser keinen Vorzug vor ihm gewinnen. Bessere Preise aber kann er geben, wenn er die Waare, als zum Exempel das Linnen, welches der Bremer in Bezahlung nach Spanien, oder unter eines Spaniers Namen nach den Indien geschickt und aus den Landstädten gekauft hat, unmittelbar dahin versendet. Sollte Hamburg und Bremen nicht wollen, so ist Harburg und Emden offen, und beiden fehlet nichts als Rückfracht in die Fremde.

Man denke nicht, daß der Neid zu stark dagegen arbeiten würde. Der deutsche Seestädter ist verlegener, als man glaubt. Er wünscht, und der Holländer wünscht es mit ihm, daß aus Deutschland jährlich zehen tausend Schiffsladungen ohne seine Gefahr abgehen, und ihm weiter nichts als die Packhausheuer, die Besorgungsgebühr und die Schiffsfracht einbringen möchten. Er verlanget nicht für eigene Rechnung zu handeln, und erkennet gern, daß Lübeck und Hamburg zur Zeit der Hanse größer durch die Waarenlager von Deutschland als durch eigenen Handel geworden. Zu diesem Preise wird er seinen Lieblingshandel mit französischen Weinen gern den Landstädten selbst überlassen, und noch etwas mehr als Tonnenstäbe nach Frankreich zurückführen können. Es fehlt ihm oft an Rückfrachten, und er muß gleich den Schweden in Ermangelung einiger Waaren bei dem Fremden ein Fuhrlohn verdienen. Allein der Landstädter muß die Entwürfe machen, und den Seestädter leiten. Er muß wissen, was für Waaren aus Cúrasseau oder St. Eustache am besten verschleifet, was in der Levante erfordert und im Norden gebrauchet wird. Der Seestädter,

so lange er blos seine Gebühren für die Besorgung ziehet, wird ihm keinen Factor in Smyrna halten, und nicht für den Verkauf der Waaren an den Orten der Abladung einstehen. Dies muß der Landstädter selbst wissen, und diese Idee hat er jetzt völlig verloren. Wenn ihm eine Pflanzung in Surinam angeboten würde, wenn er seinen Kaffee dort selbst bauen lassen sollte, er würde glauben in einer ganz neuen Welt zu sein. Und gleichwohl ist er so nahe dazu als ein Anderer, und durch die Umstände zu weiter nichts verbunden, als seine Erndte in Holland auszuladen.

Die ganze Levante steht ihm offen; der Holländer hat den Handel, theils weil er der kleinen Vortheile satt war, theils weil er aus Deutschland mit keinen Waaren versorgt wurde, eine ganze Zeit über vernachlässiget. Der aufmerksame Engländer hat ihn verdränget, und die leidener Tuchfabrik, welche in der Türkei noch berühmter als in Deutschland war, ist darüber versunken. Allein in Deutschland hat Niemand darauf gedacht, einige Producte nach der Levante zu schaffen.

Keiner gedenkt sich in Alexandrien einen Markt zu machen, oder aus Cairo etwas zu erhalten; man läßt den Engländer und den Franzosen dort seinen Tüchern den Preis setzen, und das ärmeste Städtchen in Deutschland wagt es nicht, die seinigen dorten wohlfeiler auszubieten. Was die amerikanischen Colonien den Engländern, und was England der Stadt London ist, das sollte Deutschland den Holländern und übrigen Seestädten sein können. Oder sollte eine Schiffsladung von Schuhen aus London wohlfeiler abgehen können als aus Bremen? Und sollten selbige, wenn sie rechtschaffen gemacht werden, nicht eben so viel Käufer in dem spanischen Indien finden als andere, die unter dem Namen eines spanischen Einwohners dahin gehen? Jetzt ist es freilich die Zeit nicht mehr, auf die Schuhe zu gedenken, nachdem die amerikanischen Colonien das Leder so

wohlfeil liefern, daß Deutschland bald seine Schuhe aus England erhalten wird. Indessen findet ein aufmerksamer Geist allemal noch neue Wege. Es gehen noch ganze Ladungen von geflickten Schuhen aus Sachsen nach Rußland; und der Franzose brachte die Federmüffe wieder in Mode, nachdem er das Rauchwerk aus Canada verloren hatte. Einer fleißigen Hand ist nichts unmöglich.

Ueberhaupt aber ist der deutsche Handel nicht allein in dem äußersten Verfall, sondern wir stehen auch in Gefahr, unser Brod mit der Zeit wohlfeiler aus Amerika zu erhalten, als es bei uns gebacken wird. England, das von uns nichts zurücknimmt, und Gottes Wort für Contrebande erkläret, wenn es auswärts gebunden ist, wird unsere offene Häfen mit aller Leibes-Nothdurft und Nahrung versorgen; und die Seestädter, welche entweder bei der wenigen Ausfuhr aus Deutschland die Hände in den Schooß legen, oder alle fremde Handlung begünstigen müssen, werden uns noch mehr Butter, Talg, Wachs, Honig, Hanf und Korn zuführen, uns mit Burton- oder Dorchester-Bier tränken, und, wenn es ihnen an bessern Frachten fehlet, aus Noth mit Eis aus Grönland handeln. Nach England darf ohne besondere Erlaubniß des Königs keine irländische Butter kommen. Allein in Deutschland findet sie überall ihren Markt, und, was noch schlimmer ist, Käufer, welche sie aus Mangel einheimischer nehmen müssen. Woher rühret denn dieses? Und warum befinden wir uns in diesem Bedürfnisse? Das einzige, was wir jetzt noch ausführen, oder den Namen einer Ausfuhr verdienet, ist Linnen. Auf selbigem liegen in England 40 vom Hundert, wovon auf dasjenige, was nach Amerika, 35, und auf dasjenige, was über Lissabon und Cadix nach Indien gehet, fast Alles zurück gegeben wird.

Gesetzt nun, es käme dahin, wie es bei der vorigen Parlamentssitzung beinahe gekommen wäre, wenn sich nicht

einige besondere Nebenursachen in's Mittel gelegt hätten, daß die 35 vom Hundert auf dasjenige, was nach Amerika gehet, nicht weiter zurückgegeben würden, so ist nicht der geringste Zweifel, daß nicht die schottländischen Fabriken alles schlesische, und die irländischen alles osnabrückische, ravensbergische, lippische und Weser-Linnen verdränget haben würden. Womit wollte aber dann Deutschland noch weiter bezahlen? Und woran hänget es, daß jener große Entwurf, nach welchem die amerikanischen Colonien entweder schottländisch und irisch Linnen nehmen, oder aber dem Staate die 35 Prozent davon bezahlen sollten, nicht zum Stande gekommen? An einer Furcht vor dem Amerikaner, an einem Haß gegen Schottland, an einem Neide der londonschen Kaufleute, die, so lange das Linnen über Bremen kömmt, mehr Meister von der Quelle sind, und an einiger Rücksicht auf die spanische Handlung, wohin das deutsche Linnen den Weg mehr über Holland wie vor dem genommen haben möchte. Wie leicht mögen aber diese Bedenklichkeiten nicht verschwinden, wenn die Seestädter ohne Ueberlegung und ohne Gewicht nur immer und aus Noth von den Auswärtigen abhangen, Weine von Bourdeaux holen, aber nichts als Holz wieder zurückbringen dürfen!

Ich erwähne mit Fleiß nichts von der Menge des Kaffees, Thees, Zuckers und Weines, welche nunmehro zu den Bedürfnissen eines Bettlers gehören, und Deutschland auf das sichtbareste erschöpfen. Dergleichen Dinge sind zu klar und zu abgenutzt, als daß ich ihrer erwähnen sollte. Und die Gefahr kann nicht größer sein als sie ist, wenn man die äußersten Bedürfnisse wohlfeiler aus der Fremde ziehet, als daheim bauet, gleichwohl aber mit seinen Händen wenig oder nichts schaffet, um das Gleichgewicht dagegen zu halten, keinen Blick in die Welt thut, welche dem Fußgänger wie dem Reiter offen stehet.

Es ist fast unglaublich, wie sehr wir seit einigen Jah-

ren die Bilanz der Handlung verloren haben. Wie lange ist es, daß 100 Alberts-Thaler 120 Thaler unserer Münze galten? Und wie lange stehen sie nun an und über 135? Wer denkt die Zeit, daß der englische Wechsel so lange und so anhaltend um und über Sechshundert geschwebet? Und welcher Mensch in der Welt hätte es sich vorstellen sollen, daß England in wenigen Jahren an die zehn Millionen Pf. Sterl. hätte nach Deutschland übermachen können, ohne dort schuldig zu werden und den Wechsel gegen sich zu haben? Flüsse und Häfen könnten uns dienen. Allein zufüllen und versenken sollten wir sie beinahe, da sie ihrem Vaterlande ungetreu und Fremden dienstbar werden.

Jedes Seestädtchen handelt blos nach seiner eigenen Politik, und die Wohlfahrt des Reichs, welche leider mit jedem einzelnen Theile desselben contrastirt, ist kaum noch dem Namen nach bekannt. Aber auch in keinem Friedensschlusse wird für die Befestigung der Handlung gesorgt. Man hat sich von Rußland, Frankreich, England und Holland nie etwas Fruchtbares dafür bedungen, und ist stolz, einen Rangstreit ausgemacht, oder eine neue Messe angelegt zu haben.

Man glaube aber nicht, daß die Seestädter ihren Vortheil zuerst von dem Vortheile des Reichs getrennet haben. Den ersten Fehler ausgenommen, welchen sie jetzt mit der Englischen Ostindischen Compagnie gemein haben, daß sie Kriege mit den Reichen anfingen, mit dessen Einwohnern sie handeln wollten, so sind es die Landstädte, welche sich ihnen zuerst entzogen und sie dadurch in die Nothwendigkeit gesetzet haben, Alles für eigene Rechnung zu thun und, in Ermangelung deutscher Waaren, uns so viel mehr fremde zuzuführen. Es liegt an uns, daß wir nicht unsern Vortheil mit dem ihrigen wieder vereinigen und Leute aus ihnen aufmuntern, welche zum Vortheile Deutschlands reisen, neue Oeffnungen für den Handel suchen, neue Quellen ent-

decken, die Bedürfnisse eines jeden Landes ausfinden, den Mitteln, wodurch es jetzt von andern Nationen ausgeholfen wird, nachspüren, die Möglichkeit, ihm besser und wohlfeiler zu dienen, überlegen, und uns dann die Vorschriften geben, wornach wir in den Landstädten arbeiten müssen, um ihre Erfahrungen zu nutzen. Dieses ist wenigstens, da wir selbst dergleichen Reisen nicht unternehmen und nur mit fremden Augen sehen wollen, das Erträglichste; und vielleicht brächten alle unsere Landstädte mehr als dreihundert Fragen zusammen, welche solchen Reisenden mitgegeben werden könnten.

Es gehet kein Jahr vorbei, daß nicht wenigstens zehn Engländer der Handlung wegen Deutschland bereisen und sich Kunden erwerben. Zwar sind es mehrentheils Londoner, welche blos Bestellungen suchen und eben so viel nicht schaden, weil Leute von Einsicht, welche ihre Waaren aus den innern Häfen und aus den Landstädten Großbrittanniens selbst ziehen, ihnen eben das, was sie anzubieten haben, wohlfeiler in Deutschland geben können, als es ein Londoner, der seine Gebühren auf der Waare und der Zahlung suchet, verschaffen kann. Wie mancher Landstädter glaubet aber nicht Alles gefangen zu haben, wenn er seine Waaren nur aus der beschwerten Themse erhält! Und wie sehr beweisen die Reisen die Aufmerksamkeit des Britten! Es war eine Zeit, wo ganz Niederdeutschland mit den sogenannten englischen Adventurers (mercatoribus adventuratoribus) überschwemmet war. Sie hatten ihre Stapel in allen hansischen Städten, und diese mußten ihnen eben das Recht gestatten, was sie selbst in ihrer Guildhall, der hansischen Niederlage in London, genossen. Nun haben zwar die Engländer den Hansischen so viele Schwierigkeiten gemacht, daß sie den Platz räumen müssen, und die Adventurers sind diesseits aus ihren Nestern gestoßen. Allein letzteres ist in der That nur dem Namen nach gesche-

hen; die Seestädter dienen ihnen mit geringeren Unkosten als Factoren, und die Engländer würden ein Gleiches für uns thun, wenn wir nur etwas hätten, was ihnen zu gebrauchen beliebte. Letzteres aber ist sehr wenig. Wir tragen alles, was sie machen; sie aber nehmen nur von uns, was sie selbst nicht hervorbringen können. Sie haben sogar im vorigen Jahre, nachdem die große Gesellschaft zu Beförderung der Künste einen Preis von hundert Pfund Sterling demjenigen versprochen hatte, welcher eine gewisse Menge osnabrücksches Linnen auf gleiche Art und zu gleichem Preise, als hier geschiehet, liefern würde, das Garn aus Westphalen kommen lassen, und sich erst durch wiederholte Versuche von der Unmöglichkeit überzeugen lassen. Anfangs wunderten sie sich, wie wir so einfältig sein und ihnen das Garn zukommen lassen könnten, ohne das Weberlohn daran zu verdienen. Wie sie aber das Garn fast theurer fanden als das Linnen, was davon gemacht werden konnte, so schienen sie uns dennoch etwas mehr als Klugheit zuzutrauen. Der Britte ist in der That so gefährlich nicht als wir glauben. Es giebt nahe bei London so schöne Heiden als in Deutschland; und die Engländer rechnen sehr mäßig, wenn sie auf vierhundert Millionen Quadratruthen wüster Gegenden blos in England rechnen. Nil desperandum. Wenn wir uns nur angreifen wollen! Allein wir kennen die Welt von der Seite der Handlung nicht, und der Seestädter treibt die Handlung als die Alchimie. Sonst müßten wir, die wir unter einer Last von Pfennigen seufzen, wo der Engländer Pfunde zu entrichten hat, längst weiter sein, als wir sind. Alles, was wir zu unsere Entschuldigung sagen können, ist, daß uns der Markt fehle. Woran liegt es aber, daß wir ihn uns nicht verschaffen? Und warum muß ein Deutscher zu Birmingham uns die lackirten Tische auf die Messe schicken? Warum müssen wir eine Sache als die Fußdecken, wovon die Mode in

funfzig Jahren so allgemein, als in England sein wird, von Wilton haben? Sollte die Stahlarbeit nicht eben so gut auf dem Harze als in Schweden und England gerathen?

Ein Grund unsers Verderbens liegt in der Schwächung der Handwerker und in der Ermunterung unserer Krämer. Man lasse sich die Rollen von unsern Handwerkern nur seit hundert Jahren zeigen. Die Krämer haben sich gerade dreifach vermehret, und die Handwerker unter der Hälfte verloren. Der Eisenkram hat den Kleinschmidt, der Bureau- und Stuhlkram den Tischler, der Tuchhandel den Tuchmacher, der Goldkram den Bortenwirker, der goldene, hårene, gelbe und weiße Knopf den Knopfmacher und Gelbgießer verdorben. Und kann man sich eine Sache gedenken, womit der Krämer jetzt nicht heimlich oder öffentlich handelt? Lauert er nicht auf alle Gelegenheiten und Thorheiten, um etwas Neues, Wunderbares und Fremdes einzuführen? Und kann man ein Exemplar aufweisen, daß ein einziger Krämer auch nur einem einzigen Handwerker unter seinen Mitbürgern durch seine Anleitung und Einsicht aufgeholfen habe? Die Rechtshöfe, welche die Krämerei für die Handlung ansehen, und dasjenige, was von der Handelsfreiheit mit Recht gilt, der Krämerei zu gute kommen lassen, würden sich einer Ketzerei schuldig zu machen glauben, wenn sie eine Handwerksgilde gegen die Krämer schützten, ohne daß erstere nicht ein Privilegium aufzuweisen hätte. Und wer ist denn der Handwerker? Es ist der Mann, der die Landesproducte veredelt, an fremden und rohen die Früchte des Fleißes gewinnet, und dem Staate jährlich unsägliche Summen ersparet. Was aber ist der Krämer? Ein Mann, der blos Fremde, sie sein Freunde oder Feinde, bereichert, die Wollust nähret, einen Jeden durch neue Arten von Versuchungen reizet, den Handwerker und seinen Markt durch jede neue Mode, ehe er es sich versieht, altfränkisch, durch seinen Stolz die Handar-

heit verächtlich, und den Jüngling von Genie zum neuen Krämer macht.

Sind die Handwerker jetzt schlecht, sind sie eigensinnig und theuer, so ist dies nur eine Folge des erstern. Bei der betrübten Aussicht in die vielen Krambuden kann kein Handwerker Muth fassen; er kann nichts wagen, er kann nicht im Großen und mit vielen Händen arbeiten; es verlohnt sich nicht mehr der Mühe Geschicklichkeit zu haben. Wer Geld hat, wird kein Handwerker; und, wenn alle Krämer dermaleinst mit Schuhen handeln werden, so bedarf ein Schuster zuletzt nichts mehr, als das Altflicken zu lernen. Der prächtigste Anblick von London zeigt sich im Gegentheil in den Buden der Handwerker. Jeder Meister handelt mit seiner Waare; in unsern Landstädten hingegen arbeitet der Meister auf Bestellung; und man scheuet sich zu bestellen, weil man oft etwas Schlechtes theuer bezahlen, oder grobe Worte hören muß. Man lasse sich aber durch diesen Zirkelfehler nicht blenden, schränke die Krämer ein, und befördere tüchtige Handwerker in genugsamer Menge, so wird der Staat nur weniger roher Materialien bedürfen, den Fremden nicht bereichern, und wenigstens durch Ersparen gewinnen. Man lasse nur jährlich von Obrigkeitswegen die neuesten französischen und englischen Modell-Bücher kommen und den Handwerksgilden gegen Erstattung der Auslagen austheilen. Die Geschicklichkeit wird sich bald finden, und eine genugsame Menge der Handwerker die Preise mehr erniedrigen als alle Krämerei. . . . . . .

Darf ich es sagen, daß auch sogar das System unserer Fabriken ungleich schlechter sei als das alte? Vordem war die Eintheilung so, daß alle Fabriken zum Handwerk gehörten, und der Kaufmann blos der Verleger und der Beförderer des Handwerks blieb. Jetzt hingegen ist der fabricirende Kaufmann gleichsam der Meister, und wer für ihn arbeitet, nur ein Gesell; und dieser Gesell arbeitet für

Tagelohn. In einem solchen Plan, wenn er nicht von vielem Glücke begleitet wird, liegen weit mehr Fehler als in dem alten; der Taglöhner nimmt die Sache nicht so zu Herzen; er stiehlt manche Stunde, erfordert viele Aufsicht und eine Reihe von Bedienten, um den richtigen Uebergang der Manufactur aus einer Hand in die andere zu bewahren, zu berechnen und zu balanciren. Der Handwerksmeister hingegen, der sich von jenem, wie der Pachter von dem Verwalter, unterscheidet, könnte dem Kaufmann weit vortheilhafter dienen; und der Staat erhält Bürger statt flüchtiger Gesellen. Dies war die Maxime der Städte in jenen Zeiten, welche wir die barbarischen nennen. Dies war die wahre Quelle ihrer Größe, ehe der Kaufmann den Handwerker verlassen und sich dafür auf die Krämerei gelegt hat. Durch diese heben sich noch die Städte in der Lausitz und im Voigtlande wieder empor. Alle Fabrik ist dort Handwerk, und der Kaufmann ihr Verleger. . . . .

III.

Schreiben einer Mutter über den Putz der Kinder.

Mein Herr!

Ich bin eine Mutter von acht Kindern, wovon das älteste 13 Jahr alt ist, und mein Stand erfordert, daß ich solche mit einander auf eine gewisse Art kleiden lasse, welche demselben gemäß ist. Ich kann versichern, daß ich Tag und Nacht darauf denke, Alles so mäßig einzurichten, wie es mir immer möglich ist, und selbst seit meinem Hochzeittage kein einziges neues Kleid mir habe machen lassen, auch vieles bereits von meinem jugendlichen Staat für meine

Kinder zerschnitten habe. Gleichwohl bin ich nicht vermögend, so Vieles anzuschaffen, als die heutige Welt bei Kindern aufs mindeste erfordert. Ich mag Ihnen die Rechnung von demjenigen, was mir meine fünf Mädchen, seitdem sie die Windeln verlassen, kosten, nicht vorlegen. Sie würden darüber erstaunen. Und das geht alle Tage so fort. Wenn ich mit der einen fertig zu sein vermeine, so muß ich mit der andern wieder anfangen; und eine Mutter, die redlich durch die Welt will, hat vom Morgen bis in den Abend nichts zu thun, als ihre Kinder nur so zu putzen, daß sie sich sehen lassen dürfen. Vor einigen Tagen mußte ich die älteste in eine feierliche Gesellschaft schikken; sogleich mußten 18 Ellen Blonden, 12 Ellen Band, 6 Ellen Grosse-beauté zu Manschetten 2c. geholet werden. Da sollten schottische Ohrringe, italiänische Blumen, englische Händschen, Fächtel à la peruvienne, und Schönpflästerchen à la Condamine sein. Der Friseur rief um Eau de Pourceaugnac und um Puder von St. Malo. Das Mädchen schimpfte auf die Nadeln, die Porteurs auf das lange Zaudern, und der Laquai auf das unendliche Laufen. Kurz, die ganze Haushaltung war in Aufruhr, und meine arme Tasche war dergestalt à la grecque frisirt, daß wir die ganze Woche Wassersuppen essen mußten.

Und gleichwohl waren die damaligen Ausgaben noch nichts in Vergleichung derjenigen, welche ich auf ihr besetztes Kleid, auf eine neue berlinische Schnürbrust, auf eine petite Saloppe und andre wesentliche Kleidungsstücke hatte wenden müssen.

Ach! währender Zeit mir eine ungesehene Thräne entwischte, hatte das Mädchen die unschuldige Leichtigkeit mir zu sagen: sie müßte nun auch bald eine goldene Uhr haben, weil ihre Gespielinnen bereits dergleichen hätten.

O! dachte ich in meinem Sinn, möchte doch ein Landesgesetz vorhanden sein, wodurch es allen Eltern verboten

würde, ihren Töchtern vor dem funfzehnten Jahre Silber oder Gold, Spitzen oder Blonden, Seiden oder Agrements zu geben! oder möchten sich patriotische Eltern zu einem so heilsamen Vorsatze freiwillig vereinigen! Mit welchem Vergnügen würde sodann manche bekümmerte Mutter auf ihre zahlreichen Töchter herabschauen! Die Ungleichheit der Stände dürfte hier den Gesetzgeber nicht aufhalten. Kinder sind alle gleich, und wenn die Eltern mit einer solchen Einschränkung zufrieden wären, so würde ihre kleine Empfindlichkeit nicht in Betrachtung kommen. Wie groß würde die Freude der Mädchen sein, wenn sie sich nun in ihrem funfzehnten Jahre zum erstenmal der aufmerksamen Neugierde in einem seidnen Kleide zeigen dürften! Und würde nicht diese Oekonomie mit ihrem Vergnügen ihnen bei ihrem Eintritt in die junge Welt tausend kleine Zierrathen in so viel reizende Neuigkeiten verwandeln, wenn solche nicht in ihren dummen Jahren bei ihnen schon veraltet wären! Wir erschöpfen das Vergnügen ihrer bessern Jahre durch unsre unüberlegte Verschwendung. Eine Uhr war sonst für ein Mädchen so viel als ein Mann. Jetzt giebt man sie ihnen fast im Flügelkleide.

Ein englischer Lord schickt seinen Sohn bis in's zwanzigste Jahr in's Collegium, wo er mit abgeschnittenen Haaren, ungepudert und ungeschoren, in einem schlechten Kleide bei Hammelfleisch und Erdäpfeln groß gemacht wird. In Italien läßt man die Töchter in der Kindheit einen Ordenshabit tragen. Die Römer, wie mein Mann sagt, hatten aus einer gleichen Klugheit eine besondere Kleidung für die Jugend; und es war ein großes Fest, wenn der Sohn zum erstenmal ein Kleid mit Rabatten anlegte. Könnten wir diesen großen Exempeln nicht nachfolgen?

Ueberlegen Sie es doch einmal. Die Vereinigung des Adels wegen der Trauer hat mich zu diesen Gedanken bewogen. Ich bin ꝛc.

IV.

Reicher Leute Kinder sollen ein Handwerk lernen.

Der Hauptfehler unsrer mehrsten deutschen Handwerker ist der Mangel an Gelde. Das Söhnchen einer bemittelten Mutter schämet sich die Hand an eine Zange oder Feile zu legen. Ein Kaufmann muß er werden. Sollte er auch nur mit Schwefelhölzern handeln, so erhält er doch den Rang über den Künstler, der den Lauf einer Flotte nach seiner Uhr regiert, dem Könige Kronen, dem Helden Schwerter und dem edlen Landmann Sensen giebt, über den Künstler, der mit seiner Nähnadel den Mann macht und den Gelehrten durch seine Presse Bewunderung und Ewigkeit verschafft. Es hält schwer, sich aus diesem Zirkel zu heben:

> Wenn ein Handwerk einmal verachtet wird, so treiben es nur arme und geringe Leute; und, was arme und geringe Leute treiben, das will selten Geschmack, Ansehen, Güte und Vortrefflichkeit gewinnen.

Schrecklicher Zirkel, der uns an der Wiederaufnahme der mehrsten deutschen Landstädte zweifeln läßt! Indessen verdient die Wichtigkeit der Sache doch, daß man einmal diesen Knoten auflöse und dasjenige Ende ergreife, was Natur und Vernunft am ersten hervorstoßen. Der Klügste muß überall den Anfang machen; der soll für diesesmal der Reiche sein, weil er es am ersten sein kann. Der Reiche soll also gemeine Vorurtheile mit Füßen treten, seine Kinder ein Handwerk lernen lassen, und ihnen seinen mächtigen Beutel geben, damit der böse Zirkel zerstöret werde.

Nichts giebt der Stadt London ein prächtigers Ansehen als die Buden ihrer Handwerker. Der Schuster hat ein Magazin von Schuhen, woraus sogleich eine Armee versorgt

werden kann. Beim Tischler findet man einen Vorrath von Sachen, welche hinreichen, ein königliches Schloß zu meubliren. Bei den Goldschmieden ist mehr Silberwerk, als alle Fürsten in Deutschland auf ihren Tafeln haben; und durch den Stadtschmidt leben hundert Dorfschmiede, die ihm in die Hand arbeiten und ihm die Menge von Waaren liefern, welchen er die letzte Feile und seinen Namen giebt.

Solche Handwerker dürfen es wagen, dem königlichen Prinzen ihr Gilderecht mitzutheilen. Solche Handwerker sind es, woraus der Lordmaire erwählt wird, und Parlamentsglieder genommen werden. Ein solcher war Tailor, der als Generalzahlmeister im letztern Kriege sich als Meister zu dem Silberservice bekannte, woraus er die Generalität bewirthete. Was ist der Krämer dagegen, der mit Kaffee und Zucker höckert, oder mit Mäusefallen, Puppen und Schwärmern hausirt?

Zur Zeit des Hanseatischen Bundes hatte das deutsche Handwerk eben die Ehre, die es noch in England hat. Noch in dem vorigen Jahrhundert ließen es sich die Vornehmsten einer Stadt gefallen, das Gilderecht anzunehmen, und Gelehrte machten sich sowohl eine Ehre als eine Pflicht daraus, Gildebrüder zu werden. Die fürstlichen Räthe waren Zunftgenossen; und man hielt es für keinen Widerspruch, wie jetzt, zugleich ein guter Bürger und ein guter Kanzler zu sein. Es ist ein falscher Grundsatz gewesen, der hier eine Trennung gemacht hat. Sehr viele Streitigkeiten und unnöthige Befreiungen würden ein Ende haben, wenn sie nie erfolgt wären. Jedes Amt, das ein Bürger übernimmt, würdiget ihn in seiner Maße und ertheilt ihm einige demselben angemessene persönliche Freiheiten. Es hindert ihn aber nicht, in allen übrigen der bürgerlichen Lasten und Vortheile theilhaftig zu bleiben.

Der Verfall der deutschen Handlung zog den Verfall

des Handwerks nach sich. Der berühmte Reichs-Abschied, welcher die Handwerks-Mißbräuche heben sollte, in der That aber den Gilden einen Theil ihrer bis dahin gehabten Ehre raubte, kam hierzu. Und der Kaiser, der die Vereinigungen der Domcapitel und Ritterschaften wegen der Ahnenprobe bestätigte, fand es ungerecht, daß die Gilden nicht alle Söhne von Mutterleibe geboren in ihre Zunft aufnehmen wollten; gerade als ob es nicht die erste und feinste Regel der Staatsklugheit wäre, unterschiedene Klassen von Menschen zu haben, um jeden in seiner Art mit einem nothdürftigen Antheil von Ehre aufmuntern zu können. In despotischen Staaten ist der Herr Alles, und der Rest Pöbel. Die glücklichste Verfassung geht vom Throne in sanften Stufen herunter, und jede Stufe hat einen Grad von Ehre, der ihr eigen bleibt; und die siebente hat sowohl ein Recht zu ihrer Erhaltung als die zweite. Diese Grundsätze hatte man bei dem Reichs-Abschiede ziemlich aus den Augen gesetzt; und die Wissenschaften, welche sich damals immer mehr und mehr ausbreiteten, erhoben den Mann, der von den Schuhen der Griechen und Römer schreiben konnte, über den Mann, der mit eigner Hand weit bessere machte.

Den letzten Stoß empfingen die Handwerker von den Fabriken. Die Franzosen, welche ihr Vaterland verlassen mußten, adelten diesen Namen. Fürsten und Grafen durften die Aufsicht über ihre Fabrikleute, welche für ihre Rechnung arbeiteten, haben; aber wer ihnen deswegen den Titel eines Amtsmeisters hätte geben wollen, würde ihrer Ungnade nicht entgangen sein. Der Minister eines gewissen Herrn war ein Lederfabrikant, aber kein Lohgerber. Nach dem Plan der neuen ist es besser, daß alle Bürger Gesellen, und die Kammerräthe Meister sein. Und die weitere Verachtung des Handwerks führet gerades Weges zu dieser türkischen Einrichtung.

Diesem Uebel kann nicht vorgebeugt werden, oder reiche Leute müssen Handwerker werden. Da der Gold- und Silberfabrikant, der Hut- und Strumpffabriker an vielen Orten in Palläſten wohnet und alle der Vorzüge genießet, welche Erfahrung, Klugheit, Aufführung und Reichthum gewähren kann: warum sollte ein Meister Hutmacher und ein Meister Strumpfwirker, wenn er es so hoch als jene bringt, nicht eben das Ansehen erlangen können? Die Meisterschaft ist gewiß keine Unehre. Der Czar Peter der Große diente als Junge und Geselle und ward Schiffs-Zimmermeister. Der Krieg ward ehedem zunftmäßig erlernt. Einer mußte als Junge und Knappe gedient haben, ehe er Ritter oder Meister werden konnte. Die zunftgerechten Krieger haben sich zuerst von dem gemeinen Landkrieger unterschieden, und das ist der erste Ursprung des Dienstadels gewesen. Noch jetzt ist im Militairstande ein Schatten dieser Verfassung übrig. Einer muß erst als Gemeiner gedient haben, ehe er von Rechtswegen zum Grade eines Officiers gelangen kann. Unter den Gemeinen finden sich oft sehr schlechte Leute, und man ist in neuern Zeiten, wo jeder gesunde Kerl willkommen ist, minder aufmerksam auf die Ehre der Rekruten. Allein es ist darum kein Schimpf, als Gemeiner gedienet zu haben, ob man gleich wegen des letztern Umstandes schon anfängt, den Rekruten aus fürstlichem Geblüte höher andienen zu lassen, und überhaupt einen bedenklichen Eingang macht, jenes große Gesetz, dem sich nur Peter der Große unterwarf, allmählich in Vergessenheit zu bringen, und damit die Ehre der Gemeinen, wovon doch der Geist des Regiments abhängt, zu vermindern.

Wenn es also an sich eine Ehre ist zunftgerecht sein, und wenn sich sogleich ein Handwerk hebt, sobald es nur Leute treiben, die demselben den äußerlichen Glanz geben können: was hindert es denn, daß reiche Leute ihre Kinder ein Handwerk lernen lassen? Man denke nicht, die Ehre

sei blos eine nothwendige Triebfeder des Militairstandes. Der geringste Bediente, der geringste Handwerker ohne Ehrgeiz ist insgemein ein schlechter Mensch.

Um aber dem Handwerke seine Ehre wieder zu geben, sollte man jede Zunft zum wenigsten doppelt eintheilen. In England wie in Frankreich steht der handelnde Handwerker mit dem tagwerkenden (journeyman) nicht in einer Gilde, und überall werden Kaufleute von Krämern unterschieden.

Die Kaufleute machen billig die erste Klasse der Bürgerschaft aus. Niemand aber sollte zu dieser Klasse gehören, der nicht am Schluß des Jahrs bescheinigen könnte, daß er eine nach den Umständen jedes Orts abgemessene Quantität einheimischer Producte und im Lande verfertigter Waaren auswärts verkaufet habe. Nächst diesen könnten diejenigen, welche mit fremden Waaren in's Große handeln, ihren Rang behalten.

Auf die Kaufleute aber sollten alle Handwerker in ihrer Ordnung folgen, welche ein bestimmtes Lager von ihrer Arbeit halten. Diesen möchten die Handwerker, welche auf Bestellung arbeiten oder Tagwerk machen, und gar keinen Verlag haben, folgen. Die Krämerei aber sollte die unterste Klasse von allen sein, oder jedem Bürger offen stehen, und folglich gar kein Gilderecht haben.

Denn was ist doch in aller Welt mancher Krämer? Ein Mann der Tag und Nacht darauf denkt, neue Moden, neue Kleidungsarten und neue Reizungen für den Geschmack einzuführen; ein Mann, der in der ganzen Welt herum lauscht, ob nicht irgendwo eine ärmere Nation sei, welche ein Stück Arbeit um etliche Pfennige wohlfeiler macht, und dann seinen Mitbürger, der unter mehrern Lasten und bei theurern Arbeitspreisen, die seinige nicht gleich eben so wohlfeil geben kann, um's Brod bringt, ein Mann, der jedem Handwerke mit klugem Fleiße nachstellet, und, sobald es

einigen Fortgang hat, sofort auf Mittel und Wege denkt, etwas ähnliches oder etwas anders einzuführen, wodurch die einheimische Arbeit entbehret, gestürzet, und der Vortheil in seine Hände gebracht werden kann. —

Der allezeit fertige Einwurf, dessen sich Käufer und Verkäufer bedienen: Es wird auswärts wohlfeiler gemacht, sollte nicht leicht von einem jeden nach seinem Vorurtheil gebraucht, sondern vom Polizeiamte beurtheilet werden. Die holländischen Fabrikstoffe sind alle wohlfeiler als die französischen, und diese oft glänzender und verführerischer als die englischen. Allein Frankreich hält dafür, und jeder kluge Mensch wird es dafür halten, daß der Staat weniger leide, wenn fünf Thaler an einen Einheimischen, als drei an einen Fremden bezahlet werden. Die Ausflucht, daß die holländischen Stoffe wohlfeiler sein, berechtiget den französischen Unterthan nicht, diese aus Holland kommen zu lassen; und der Engländer muß seine Butter mit 8, 12 bis 18 Mgr. das Pfund bezahlen, wenn er sie gleich aus Irland unter der Hälfte frei in sein Haus geliefert erhalten könnte. Was würde auch sonst aus einem verschuldeten Staate werden, wenn die Auflagen in demselben Alles theurer, und es dem Einheimischen unmöglich machten, gegen den Fremden zu gleichem Preise zu arbeiten? Unserm ehemaligen zärtlichen Landesvater, Ernst August dem Andern, kam jedes Loth Silber, das auf dem Hügel hieselbst gegraben wurde, auf vier Gulden zu stehen; und er gewann seiner Großmuth nach mehr dabei, als wenn er es für einen Gulden hätte aus Amsterdam kommen lassen. Denn was konnte er mehr gewinnen als den Vortheil, armen Unterthanen Brod zu geben?

Die Alten hatten zwei Wege, dem Eigensinn und der Uebertheurung der Handwerker zu wehren. Dieses war ein jährlicher freier Markt und die Freimeisterei. Das Große, das Ueberlegte, das Feine und das Nützliche, was in die-

sem ihren Plan steckt, verdient die Bewunderung aller Kenner und beschämt alle Wendungen der Neuern. Durch tausend Freimeister, welche in Hamburg auf einer ihnen angewiesenen Freiheit wohnen, entgeht dem Staate kein Pfennig; und zunftmäßige Handwerker werden durch sie in der Billigkeit erhalten. Allein hundert Krämer, welche mit Ehren und Vorzügen dafür belohnet werden, daß sie fremde Fabriken zum Schaden der einheimischen Handwerker empor bringen, alles Geld aus dem Lande schicken, und Kinder und Thoren täglich in neue Versuchungen führen, hätten unsre Vorfahren nie geduldet. Ein Jahrmarkt dünkte ihnen genug zu sein, den Fremden auch etwas zuzuwenden und sowohl die zünftige als freie Meisterschaft in Schranken zu halten.

Und was soll man von der geringen Art Krämer sagen? Sollte es wohl der Mühe werth sein, ihnen Zunftrecht zu vergönnen? Sie müssen, sagen sie, sechs Jahr diese Handlung mühsam lernen, und sich lange quälen, ehe sie zu der nöthigen Wissenschaft gelangen. Allein diese Lehrjahre sind eigentlich bei der Kaufmannschaft, und nicht bei der Krämerei ursprünglich hergebracht. Und was ist es nöthig, den jungen Burschen dasjenige mühsam lernen zu lassen, was jede Krämerin, wenn sie einen Monat in der Bude gewesen, insgemein besser als der ausgelernte Eheherr weiß? Ich sage wohlbedächtlich *insgemein*; denn es giebt auch große Krämer, welche eben so viel Einsicht, Erfahrung und Handlungswissenschaft als der große Kaufmann gebrauchen. Dergleichen privilegirte Seelen rechne ich nie mit, wenn ich von dem großen Haufen spreche. Von jenem sage ich nur, daß er die öffentliche Aufmunterung nicht verdiene, und daß die mit der Krämerei bis dahin verknüpft gewesene falsche Ehre die Anzahl der Krämer in vielen Städten unendlich vermehret, verschiedene Handwerker völlig verdrängt, andre blos zum Pfuschen und alle übrigen um zwei

Drittheile heruntergebracht habe. Der schlechte Krämer sorgt nicht dafür, auch nur einen einheimischen Bürstenbinder empor zu bringen, und läßt sogar die weiße Stärke, welche jede Hausmagd zu machen im Stande ist, und worauf gerade hundert von hundert zu gewinnen sind, aus Bremen kommen; so groß ist seine Wissenschaft und sein Patriotismus. Wie glücklich werden unsre Nachbaren, die Preußen, sein, wenn die mit einer weisen Hinsicht auf die Verdienste solcher Krämer gemachte Einrichtungen die Wirkung haben, daß alle Handwerker sich wieder zu ihrem alten Flor erheben und alle solche Krämer zu Grabe begleiten! —

Der handelnde Handwerker in England besitzt ganz andre Eigenschaften. Er lernt erst das Handwerk, und dann den Handel. Die Gesellen eines handelnden Tischlers müssen fast eben so vollkommene Buchhalter als manche Kaufleute sein. Der Meister greift keinen Hobel mehr an. Er sieht seine vierzig Gesellen den Tag über arbeiten, beurtheilet dasjenige, was sie machen, verbessert ihre Fehler, zeigt ihnen Vortheile und Handgriffe, erfindet neue Werkzeuge, beobachtet den Gang der Moden, besucht Leute von Geschmack, oder geht zu Künstlern, deren Einsicht ihm dienen kann, und kömmt in seine Werkstatt zurück, wenn er im Parlament das Wohl von Ost- und West-Indien mit entschieden, oder auf der Börse seine Geschäfte verrichtet hat.

Wie unterschieden ist dieses Gemälde von unsern mehrsten deutschen Fabriken! Da nimmt ein großer Herr Leute an, welche sich ihm darbieten, und ein hübsches Project ausgedacht haben. Der vornehme Stümper, der durch einen glücklichen Zufall ein gutes und patriotisches Herz empfangen hat, siehet es mit beiden Augen an, verliebt sich in die Hoffnung, seinem Vaterlande aufzuhelfen, überläßt sich dem schlauen Projectmacher, der nur nach seinem Beutel trachtet, und findet die erste Probe unverbesserlich. Sein

Auge entdeckt ihm nichts an dem Stoffe, der ihm vorgelegt wird; er weiß nicht, ob zu viel oder zu wenig Wolle, Zeit und Arbeit daran verwendet ist; er kennt keine Arbeit, hat kein Maß der Zeit, keine Hand zum Gefühl, und keinen einzigen durch Erfahrung und Einsicht gestärkten Sinn, um eine Sache richtig und schnell zu beurtheilen; und doch will er eine Fabrik regieren. Allein was kommt am Ende heraus? Er freuet sich noch, und ist längst betrogen — zur Strafe, daß er das Handwerk nicht ordentlich gelernet hat.

Doch ich habe mich aus meinem Wege entfernt. Die Eintheilung der Handwerker in handelnde und Tagwerker und die Erhebung der erstern zu dem Range wahrer Kaufleute sollte dienen, dem Reichen, der seinen Sohn ein Handwerk lernen lassen will, einen Prospect zu geben, daß er sich keinesweges erniedrige, wenn er diesen Schritt thut. Sein Sohn kann als handelnder Handwerker mit Recht zu eben der Ehre gelangen, wozu es der vornehmste Banquier (das Wort klingt), wenn er glücklich ist, bringen kann. Es ist nicht nöthig, daß er ein Tagwerker bleibe; und verwünscht sei der faule Junge, wenn er reich und dumm ist, und höchstens auf dem Faulbette aller Müßiggänger, der betretenen Mittelstraße, liegen bleibt.

Die Ehre, wozu es reicher Leute Kinder im Handwerke bringen können, ist gezeigt. Sollte es nöthig sein, auch den Vortheil zu beweisen? Ich denke, er müsse einem jeden selbst einleuchten. Doch ein Exempel wird allemal noch gern angehört. Nicht leicht ist ein Ort zur Lohgerberei besser gelegen als die hiesige Stadt; und wenn wir wollen, so müssen alle Häute aus Ostfriesland sich zu uns ziehen. Das hiesige Lohgerberamt hat Proben seiner Erfahrung und Geschicklichkeit gegeben. Es ist stark und reich gewesen, und noch jetzt in ziemlichem Ansehen, wiewohl es nach und nach immer mehr abnimmt, weil unsre Krämer

sich ein Geschäft daraus machen, allerlei fremdes Leder einzuführen. Worin steckt aber die wahre Ursache des Verfalls? Darin, daß jeder Lohgerber nicht einige tausend Thaler im Vermögen hat.

Von dem englischen Leder sagt man, daß sechs Jahre darüber hingehen, ehe eine rohe Haut gahr und zeitig werde. Vielleicht ist hier etwas übertrieben. Aber wahrscheinlich ist es, daß alle Häute, wenn sie drei Jahre zu ihrer Gahre und Reife haben, unendlich schöner, dauerhafter und edler werden, als sie im ersten und andern Jahre sind. Wenn nun unsere Lohgerber ein solches Kapital hätten, um alle Häute, welche jährlich in Ostfriesland und hiesigen Gegenden fallen, anzukaufen und solche die gehörige Zeit von Jahren über reifen lassen zu können, würde sodann nicht die hiesige Zubereitung der englischen und brabantischen gleich, und der Vortheil um so viel größer sein? Ein Lohgerber, der seine Felle unter zwölf Monaten losschlagen muß, gewinnt vielleicht kaum 4 Prozent, und wer sie drei Jahre liegen lassen kann, nicht unter 30. Von denen, die ihm den größten Vortheil geben, wird er gesegnet, von dem Taglöhner hingegen, dem seine Schuhe von halbgahrem Leder im ersten Regen zerfließen, ohne Vortheil verdammet.

Ich betrachte die Sache jetzt nicht von ihrer edelsten Seite, sondern nur von derjenigen, welche auch dem gemeinsten Auge aufstößt. Sonst hat Rousseau bereits die Gründe gezeigt, warum ein jeder Mensch ein Handwerk lernen solle, damit er nicht nöthig habe, fremdes Brod zu essen, wenn er eignes haben könnte. Man sah diese wichtige Wahrheit ehedem nicht deutlicher ein, als in der Türkei, wo der gefangene ungarische Magnat, weil er nichts gelernet hatte, vor dem Karren ging, und der Handwerker seine Sclaverei so leidlich als möglich hatte. Wie viel Bedienungen und Stände sind nicht in der Welt, welche zwar einen Mann, aber nicht den sechsten Theil seines

Tages erfordern. Was macht er mit den übrigen Fünfsechsteln? Er schläft und ißt, und trinkt, und spielt, und gähnt, und weiß nicht, was er mit seiner Zeit anfangen soll. Wie mancher Gelehrte wünschte sich etwas arbeiten zu können, wobei er seinen Kopf und seine Augen minder anstrengen, und ein Stück Brod im Schweiße seines Angesichts essen könnte! wofür jetzt seiner verstopften Galle oder seinem versäuerten Magen ekelt. In einem Lande, worin sich hunderttausend Menschen befinden, haben zehntausend gewiß, um nur wenig zu sagen, den halben Tag nichts zu thun. Man setze diesen halben Tag zu sechs Stunden, so werden alle Jahre an die zwei und zwanzig Millionen Stunden, und wenn man jede nur auf 1 Pfennig anschlägt, an die hunderttausend Thaler verloren. Würde aber, wenn ein jeder ein Handwerk könnte, ihn seine Geschicklichkeit und der dem Menschen gegebene natürliche Trieb zur Arbeit nicht reizen, etwas mit seinen Händen zu schaffen? Jedoch, diese Betrachtungen gehören eigentlich nicht zur Sache.

Eine sehr wichtige aber ist es, daß Ihro Königliche Hoheit, unser gnädigster Herr, dermaleinst aus einem Lande zu uns kommen werden, wo alle Handwerker zur größten Vollkommenheit gediehen sind. Es ist kein Zweifel, oder Höchstdieselbe werden wünschen, Alles bei Dero geliebten Unterthanen zu finden, und nichts in der Fremde suchen zu müssen. Die ersten Eindrücke, welche Höchstdieselbe von Ihren zärtlichen und rechtschaffenen Eltern (der Glanz des Thrones darf niemand hindern, diese Privat-Tugenden an des Königs und der Königin Maj. Maj. zu bewundern) erhalten, sind die geheiligten Pflichten, welche ein Landesherr gegen sein Volk zu beobachten hat; und unter diese rechnet man nunmehr auch, daß ein Landesherr als Vater seinen Kindern das Brod nicht entziehe und es den Fremden gebe. Seine Königliche Hoheit werden diese geheiligte

Wahrheit gewiß früh hören und gern ausüben. Wie aber, wenn unsre Handwerker alsdann nichts liefern können, was einen Herrn, der von seiner ersten Jugend an Alles besser und vollkommener gesehen hat, mit Billigkeit befriedigen kann? wenn der Schlösser ein Grobschmidt, der Bildhauer ein Holzschuhmacher, und der Maler ein Michel angelo della scopa ist? wenn wir bei dem dankbarsten Herzen uns mit unsern dummen Fingern hinter die Ohren kratzen müssen? oder da stehen wie der Junge des Hogarths *), welchem die Pastete in den Fäusten bricht, und die Brühe durch die Hosen fließt? Werden wir dann nicht mit Wahrscheinlichkeit sehen, und mit Recht erleiden müssen, daß der Herr dasjenige, was er gebraucht, daher kommen lasse, wo die Eltern ihre Kinder das Handwerk besser lernen lassen? Wird nicht der ganze Hof dem Exempel des Herrn folgen? Und wird nicht das Exempel des Hofes alle Affen du bon ton mit Recht dahin reißen? Dann werden wir klagen, und wie alle diejenigen, die ihre Schuld fühlen, ungerecht genug sein, über diejenigen zu murren, die uns mit Recht verachten. Wir werden den besten Herrn nicht so lieben, wie er es verdient, und aus Schaam zuletzt undankbar werden.

Ihro Königliche Hoheit, Ernst August der Andre, hat-

*) In The Noon. Hogarth war auch ein Handwerker, der auf Bestellung und zum Verkauf arbeitete. In seiner Stube, worin er die ihn täglich besuchende Fremde, im Nachtrocke, mit der Mütze in der Hand, ehrbar empfing, hatte er einen kleinen Schrank, worin alle seine Werke, die er öffentlich verkaufte, bereit lagen. Hier erklärte er denn wohl selbst seinen Käufern den Sinn verschiedener Gruppen, und verkaufte davon für etliche Schillinge. Allein zu welchem Ruhme hat er es nicht gebracht! und würde nicht die große Welt seinen Umgang mit Eifer gesucht haben, wenn er den besondern Geist in seinen Reden gehabt hätte, welchen er in seinen Karikaturen zeigte?

ten die Gnade, einige Handwerker reisen zu lassen. Man weiß, wie der Erfolg davon gewesen, und wie weit der Schlösser, welcher sich diese Gnade recht zu Nutze machte, alles übertraf, was wir in der Art jemals gesehen hatten. Seine Geschicklichkeit hat andre gebildet, die ihn zwar nicht erreicht, sich aber merklich gebessert haben. Ihro Königliche Majestät von Großbrittanien fordern die hiesigen Gilden auf und bieten den jungen Leuten, welche ein Handwerk gelernt haben und Genie zeigen, die Reisekosten und alle mögliche Beförderung an. Was können wir in der Welt mehr erwarten! und ist es nicht eine außerordentliche Vorsorge auf die künftigen Zeiten, daß diejenigen Knaben, welche sich jetzt zum Handwerk begeben, gerade zu der Zeit, wenn die Minderjährigkeit unsers hoffnungsvollen Landesherrn ein Ende nimmt, und unsre getreusten Wünsche Ihn zu uns führen werden, nicht bloß ausgelernte, sondern auch große Meister sein können? Machen wir uns nicht vorsetzlich alles des Unwillens, des Murrens und der Undankbarkeit schuldig, welche uns dereinst, wenn wir als zunftmäßige Stümper den Fremden nachgesetzt werden, gewiß dahin reißen wird, im Fall wir uns nicht mit dankbarem Eifer bestreben, diese Gelegenheit mit beiden Händen zu ergreifen?

Was können also vernünftige und bemittelte Eltern besser thun, als ihre Kinder ein Handwerk lernen lassen? Mit der Krämerei wird es in zwanzig Jahren sehr betrübt aussehen, da sich alles in Krämer verwandelt, und zuletzt einer den andern zu Grunde richten muß. Es ist zuviel gefordert, daß einer bloß von der Krämerei leben will. Die Modenkrämer in der ganzen Welt wissen ihre Coeffüren, ihre Borderien und alle Arten Galanterien selbst zu machen. Die Tyroler arbeiten auf der Reise, und machen in jeder müßigen Stunde die Ohrringe, die Halsgeschmeide, die Zitternadeln, die Bouquets, die Allongen und unzählige

andre Dinge selbst, die sie verkaufen. Die Italiäner machen überall Mausefallen, Barometer und Diaboli Cartesiani. Die Franzosen reiben wenigstens Tabak, um bei einem kleinen Handel die übrigen Stunden nützlich anzuwenden. Das geschieht, weil sie eine Kunst oder ein Handwerk zum Grunde ihrer Handlung gelegt haben. Bei uns hingegen . . . . . O Scaron! Scaron! wo bleibt deine Perücke und was darunter saß?

Zur Urkunde der Wahrheit dessen, was oben angeführt, setzen wir folgendes Rescript hieher:

Wir Georg der Dritte von Gottes Gnaden König und Churfürst.

Uns ist aus Eurem Berichte vom 11ten Februar unterthänigst vorgetragen worden, was maßen in der Stadt Osnabrück eben wie in andern Städten des Hochstifts die zur Aufnahme derselben vorzüglich dienende Handwerke nach und nach in Abnahme und Verfall gerathen sind. —

Da Wir nun aus besondrer Gnade für die dortige Bürgerschaft Uns gnädigst entschlossen haben, die nöthigsten und dienlichsten derselben bestens wieder herzustellen, insbesondere aber einige junge Leute, welche demselben sich zu widmen gedenken, und dazu eine vorzügliche Fähigkeit zeigen, nachdem sie sattsam vorbereitet und tüchtig befunden sein werden, auf ihren Reisen zu unterstützen, und bei ihrer Wiederkunft auf alle thunliche Weise zu befördern:

So habet ihr dem dortigen Magistrat von dieser Unserer Absicht Eröffnung zu thun, und von demselben weitere Vorschläge einzuziehen, auf was Art hierunter das vorgesetzte Ziel am besten erreichet werden könne. Wir ꝛc.

St. James, den 22sten März 1766.

V.

Die Spinnstube,

eine osnabrückische Geschichte.

Selinde — wir wollen sie nur so nennen, ihr Taufname war sonst Gertraud — war die älteste Tochter redlicher Eltern und von Jugend auf dazu gewöhnt worden, das Nöthige und Nützliche allein schön und angenehm zu finden. Man erlaubte ihr jedoch, so viel möglich, alles Nothwendige in seiner größten Vollkommenheit zu haben. Ihr Vater, ein Mann von vieler Erfahrung, hatte sie in Ansehung der Bücher auf ähnliche Grundsätze eingeschränkt. Die Wissenschaften, sagte er oft, gehören zum Ueppigen der Seele; und in Haushaltungen oder Staaten, wo man noch mit dem Nothwendigen genug zu thun hat, muß man die Kräfte der Seelen besser nützen. Selinde selbst schien von der Natur nach gleichen Regeln gebauet zu sein und alles Nothwendige in der größten Vollkommenheit zu besitzen.

Die ganze Haushaltung bestand eben so. Wo die Mutter von einer bessern Art Kühe oder Hühner hörte, da ruhete sie nicht eher, als bis sie daran kam.

Man fand das schönste Gartengewächs nur bei Selinden. Ihre Rüben gingen den märkischen weit vor, und der Bischof hatte keine andere Butter auf seiner Tafel, als die von ihrer Hand gemacht war. Was man von ihrer Kleidung sehen konnte, war klares oder dichtes Linnen, ungestickt und unbesetzt, jedoch so nett von ihr gesäumt, daß man in jedem Stiche eine Grazie versteckt zu sein glaubte. Das einzige, was man an ihr Ueberflüssiges bemerkte, war ein Haideblümchen in den lichtbraunen Locken. Sie pflegte aber diesen Staat damit zu entschuldigen, daß es der einzige wäre, welchen sie jemals zu machen gedächte, und man

konnte denselben um so viel mehr gelten lassen, weil sie die Kunst verstand, diese Blumen so zu trocknen, daß sie im Winter nichts von ihrer Schönheit verloren.

In ihrem Hause war Eingangs zur rechten Hand ein Saal oder eine Stube, welches man so genau nicht unterscheiden konnte. Vermuthlich war es ehedem ein Saal gewesen. Jetzt ward es zur Spinnstube gebraucht, nachdem Selinde ein helles, geräumiges und reinliches Zimmer mit zu den ersten Bedürfnissen ihres Lebens rechnete. Aus derselben ging ein Fenster auf den Hühnerplatz, ein anders auf den Platz vor der Thüre, und ein drittes in die Küche, der Kellerthür gerade gegenüber. Hier hatte Selinde manchen Tag ihres Lebens arbeitsam und vergnügt zugebracht, indem sie auf einem dreibeinigen Stuhle (denn einen solchen zog sie dem vierbeinigen vor, weil sie sich auf demselben ohne aufzustehen und ohne alles Geräusch auf das geschwindeste herumdrehen konnte) mit dem einen Fuße das Spinnrad und mit dem andern die Wiege in Bewegung erhalten, mit einer Hand den Faden, und mit der andern ihr Buch regiert, und die Augen bald in der Küche und vor der Kellerthür, bald aber auf dem Hühnerplatze oder vor der Hausthür gehabt hatte. Oft hatte sie auch zugleich auf ihre Mutter im Kindbette Acht gehabt und die spielenden Geschwister mit einem freudigen Liede ermuntert. Denn das Kindbette ward zu der Zeit noch in einem Durtich (dortoir) gehalten, wovon die Staatsseite in die Spinnstube ging, und mit schönem Holzwerk, welches Pannel hieß, nun aber minder glücklich *) Boiserie genannt wird, gezieret war. Desgleichen hatten die Eltern ihre Kinder noch mit sich in der Wohnstube, um selbst ein wachsames Auge auf

*) Pannel, ouvrage à pans, oder Stückelarbeit, wovon auch das Wort Pfennig als das erste Stück eines Schillings seinen Ursprung hat, drückt die Sache unstreitig besser aus als Boiserie.

sie zu haben. Ueber dem Durtich war der Hauptschrank, worin die Briefschaften, die Becher und andre Erbschaftsstücke verwahret waren; und auch diesen hatte Selinde zugleich vor Dieben bewahrt.

Wenn die langen Winterabende herankamen, ließ sie die Hausmägde, welche sich daher ebenfalls überaus reinlich halten mußten, mit ihren Rädern in die Spinnstube kommen. Man sprach sodann von allem, was den Tag über im Hause geschehen war, wie es im Stall und im Felde stünde, und was des andern Tages vorzunehmen sein würde. Die Mutter erzählte ihnen auch wohl eine lehrreiche und lustige Geschichte, wenn sie haspelte. Die kleinen Kinder liefen von einem Schooße zum andern, und der Vater genoß des Vergnügens, welches Ordnung und Arbeit gewähren, mittlerweile er seine Hände bei einem Fisch- oder Vogelgarn beschäftigte und seine Kinder durch Fragen und Räthsel unterrichtete. Bisweilen ward auch gesungen, und die Räder vertraten die Stelle des Basses. Um alles mit wenigen zu sagen, so waren alle nothwendigen Verrichtungen in dieser Haushaltung so verknüpft, daß sie mit dem mindesten Zeitverlust, mit der möglichsten Ersparung überflüssiger Hände, und mit der größten Ordnung geschehen konnten; und die Spinnstube war in ihrer Anlage so vollkommen, daß man durch dieselbe auf einmal so viele Absichten erreichte, als möglicher Weise erreichet werden konnten.

Nicht weit von dieser glücklichen Familie lebte Arist, der einzige Sohn seiner Eltern, und der frühe Erbe eines ziemlichen Vermögens. Als ein Knabe und hübscher Junge war er oft zu Selinden in die Spinnstube gekommen, und hatte manche schöne Birn darin gegessen, welche sie ihm geschälet hatte. Nach seiner Eltern Tode aber war er auf Reisen gegangen, und hatte die große Welt in ihrer ganzen Pracht betrachtet. Er verstand die Baukunst, hatte Geschmack und einen natürlichen Hang zum Ueberflüssigen, welchen er in

seiner ersten Jugend nicht verbergen konnte, da er schon nicht anders als mit einem Federhute in die Kirche gehen wollte. Man wird daher leicht schließen, daß er bei seiner Wiederkunft jene eingeschränkte Wirthschaft nicht von ihrer besten Seite betrachtet, und die Spinnstube seiner Mutter in einen Vorsaal verändert habe. Jedoch war er nichts weniger als verderbt. Er war ein billiger und vernünftiger Mann geworden, und sein einziger Fehler schien zu sein, daß er die edle Einfalt als etwas Niedriges betrachtete und sich eines braunen Tuchs schämte, wenn andre in goldgesticktem Scharlach über ihn triumphirten.

Seine Eltern hatten seine frühe Neigung zu Selinden gerne gesehen, und die ihrigen wünschten ebenfalls eine Verbindung, welche allen Theilen eine vollkommene Zufriedenheit versprach. Seinen Wünschen setzte sich also nichts entgegen; und so viele Schönheiten als er auch auswärts gesehen hatte, so war ihm doch nichts vorgekommen, welches ihre Reizungen übertroffen hätte. Er widerstand daher nicht lange ihrem mächtigen Eindruck, und der Tag zur Hochzeit ward von den Eltern mit derjenigen Zufriedenheit angesetzt, welche eine ausgesuchte Ehe unter wohlgerathenen Kindern insgemein zu machen pfleget. Allein so oft Arist seine Braut besuchte, fand er sie in der Spinnstube, und er mußte manchen Abend die Freude, seine Geliebte zu sehen, mit dem Verdruß, zwischen Rädern und Kindern zu sitzen, erkaufen.

Er konnte sich endlich nicht enthalten, einige satyrische Züge gegen diese altväterische Gewohnheit auszulassen. Ist es möglich, sagte er einsmal gegen den Vater, daß Sie unter diesem Gesumse, unter dem Geplauder der Mägde und unter dem Lärm der Kinder so manchen schönen Abend hinbringen können? In der ganzen übrigen Welt ist man von der alten deutschen Gewohnheit, mit seinem Gesinde in einem Rauche zu leben, zurückgekommen, und die Kin-

der können unmöglich edle Gesinnungen bekommen, wenn sie sich mit den Mägden herumzerren. Ihre Denkungsart muß nothwendig schlecht, und ihre Aufführung nicht besser gerathen. Ueberall wo ich in der Welt gewesen, haben die Bediente ihre eigne Stube; die Mägde haben die ihrige besonders; die Kammerjungfer sitzt allein; die Töchter sind bei der Französin; die Knaben bei dem Hofmeister; der Herr vom Hause wohnt in einem, und die Frau im andern Flügel. Blos der Eßsaal nebst einigen Vorzimmern dienen zu gewissen Zeiten des Tages, um sich darin zu sehen und zu versammeln. Und wenn ich meine Haushaltung anfange, so soll die Spinnstube gewiß nicht im Corps de logis wieder angelegt werden.

Mein lieber Arist, war des Vaters Antwort, ich habe auch die Welt gesehen, und nach einer langen Erfahrung gefunden, daß Langeweile unser größter Feind, und eine nützliche Arbeit unsre dauerhafteste Freundin sei. Da ich auf das Land zurückkam, überlegte ich lange, wie ich mit meiner Familie meine Zeit für mich ruhig und vergnügt hinbringen wollte. Die Sommertage machten mich nicht verlegen. Allein die Winterabende fielen mir desto länger. Ich fing an zu lesen, und meine Frau nähete. Im Anfang ging alles gut. Bald aber wollten unsere Augen diese Anstrengung nicht aushalten, und wir kamen oft zu dem Schlusse, daß das Spinnen die einzige Arbeit sei, welche ein Mensch bis ins höchste Alter ohne Nachtheil seiner Gesundheit aushalten könnte. Meine Frau entschloß sich also dazu, und nach und nach kamen wir zu dem Plan, welcher Ihnen so sehr mißfällt. Dies ist die natürliche Geschichte unsers Verfahrens. Nun lassen Sie uns auch Ihre Einwürfe als Philosophen betrachten.

In meiner Jugend diente ich unter dem General Montecuculi. Wie oft habe ich diesen Helden in regnichten Nächten auf den Vorposten sich an ein schlechtes Wachtfeuer nie-

dersetzen, aus einer versauerten Flasche mit den Soldaten trinken, und ein Stück Commisbrod essen sehen! wie gern unterredete er sich mit jedem Gemeinen! wie aufmerksam hörte er oft von ihnen Wahrheiten, welche ihm von keinem Adjutanten hinterbracht wurden! und wie groß dünkte er sich nicht, wenn er in der Brust eines jeden Gemeinen Muth, Geduld und Vertrauen erwecket hatte! Was dort der Feldherr that, das thue ich in meiner Haushaltung. Im Kriege sind einige Augenblicke groß, in der Haushaltung alle, und es muß keiner verloren werden. Sollte nun aber wohl dasjenige, was den Helden größer macht, den Landbauer beschimpfen können? Ist der Ackerbau minder edel als das Kriegshandwerk? Und sollte es vornehmer sein, sein Leben zu vermiethen, als sein eigner Herr zu sein und dem Staate ohne Sold zu dienen? Warum sollte ich also nicht mit meinem Gesinde wie Montecuculi mit seinen Soldaten umgehen?

Ein gesunder und reinlicher Mensch hat von der Natur ein Recht, ein starkes Recht, uns zu gefallen. Der Ehrgeizige braucht ihn, die Wollust sucht ihn, und der Geiz verspricht sich Alles von seinen Kräften. Ich habe allzeit gesundes und reinliches Gesinde, und bei der Ordnung, welche wir in allen Stücken halten, fällt es uns nicht schwer, es wohl zu ernähren und gut zu kleiden. Das Kleid macht nicht blos den Staatsmann, es macht auch eine gute Hausmagd; und es kann Ihnen, mein lieber Arist, nicht unbemerkt geblieben sein, daß der Zuschnitt ihrer Mützen und Wämser ihnen eine vorzügliche Leichtigkeit, Munterkeit und Achtsamkeit gebe. Ich erniedrige mich nicht zu ihnen, ich erhebe sie zu mir. Durch die Achtung, welche ich ihnen bezeige, gebe ich ihnen eine Würde, welche sie auch im Verborgnen zur Rechtschaffenheit leitet. Und diese Würde, dieses Gefühl der Ehre dienet mir besser, als Andern die Furcht vor dem Zuchthause. Wenn sie des

Abends zu uns in die Stube gelassen werden, haben sie Gelegenheit, manche gute Lehren im Vertrauen zu hören, welche sich nicht so gut in ihr Herz prägen würden, wenn ich sie ihnen als Herr im Vorübergehen mit einer ernsthaften Miene sagte. Durch unser Betragen gegen sie sind sie versichert, daß wir es wohl mit ihnen meinen, und sie müßten sehr unempfindliche Geschöpfe sein, wenn sie sich nicht darnach besserten. Ich habe zugleich Gelegenheit, ohne von meiner Arbeit aufzustehen und meine Zeit zu verlieren, von ihnen Rechenschaft wegen ihrer Tagesarbeit zu fordern und ihnen Vorschriften auf den künftigen Morgen zu geben. Meine Kinder hören zugleich, wie der Haushalt geführet und jedes Ding in demselben angegriffen werden muß. Sie lernen gute Herrn und Frauen werden; sie gewöhnen sich zu der nothwendigen Achtsamkeit auf Kleinigkeiten, und ihr Herz erweitert sich bei Zeiten zu den christlichen Pflichten im niedrigen Leben, wozu sich Andre sonst mehr aus Stolz als aus Religion herablassen. Ordentlicher Weise aber lasse ich meine Kinder mit dem Gesinde nicht allein. Wenn es aber von ungefähr geschieht, so habe ich weniger zu fürchten, als Andre, deren Kinder mit einem verachteten Gesinde verstohlne Zusammenkünfte halten. Ich muß aber dabei bemerken, daß ich meine Kinder hauptsächlich zur Landwirthschaft und zu derjenigen Vernunft erziehe, welche die Erfahrung mit sich bringt. Von gelehrten Hofmeistern lernen tausend die Kunst, nach einem Modell zu denken und zu handeln. Aufmerksamkeit und Erfahrung aber bringen nützliche Originale, oder doch brauchbare Copien hervor.

Arist schien mit einiger Ungeduld das Ende dieser langen Rede zu erwarten, und vielleicht hätte er Selindens Vater in manchen Stellen unterbrochen, wenn der Ernst, womit diese ihrem Vater zuhörte, ihn nicht behutsam gemacht hätte. Es ist einem jeden nicht gegeben, fiel er je-

doch hier ein, sich mit seinem Gesinde so gemein zu machen, und ich glaube, man thut allezeit am besten, wenn man sie in gehöriger Ehrfurcht und Entfernung hält. Alle Menschen sind zwar von Natur einander gleich; allein unsre Umstände wollen doch einigen Unterschied haben, und es ist nicht übel, solchen durch gewisse äußerliche Zeichen in der Einbildung der Menschen zu unterhalten. Mit eben den Gründen, womit Sie mir die Spinnstube anpreisen, könnte ich Ihnen die Dorfschenke rühmen. Und vielleicht bewiese ich Ihnen aus der Geschichte des vorigen Jahrhunderts, daß verschiedene Kaiser und Könige, wenn ihnen die allezeit in einerlei Gemüthsuniform erscheinende Hofleute Langeweile verursachet, sich oft in einem Bauernhause gelabet, und ihren getreuesten Unterthanen unerkannter Weise zugetrunken haben.

Und Sie wollten dieses verwerfen? versetzte Selindens Vater mit einem edlen Unmuthe. Sie wollten eine Handlung lächerlich machen, welche ich für die gnädigste des Königs halte? Kommen Sie, fuhr er fort, ich habe hier noch ein Buch, welches ich oft lese. Dieses ist Homer. Hier hören Sie (und in dem Augenblick las er die erste Stelle, so ihm in die Hand fiel): der alte Nestor zitterte ein wenig, aber Hector kehrte sich an nichts. Welch eine natürliche Schilderung! rief er aus. Wie sanft, wie lieblich, wie fließend ist diese Schattirung in Vergleichung solcher Gemälde, worauf der Held in einem einfarbigen Purpur steht, den Himmel über sich einstürzen sieht, und den Kopf an einer poetischen Stanze unerschrocken in die Höhe hält! Wodurch war aber Homer ein solcher Maler geworden? Wahrlich nicht dadurch, daß er Alles in einen prächtigen aber einförmigen Modeton gestimmt, und sich in eine einzige Art von Nasen verliebt! Nein, er hatte zu seiner Zeit die Natur überall, wo er sie angetroffen, studirt. Er war auch unterweilen in die Dorfschenke gegan-

gen, und der schönste Ton seines ganzen Werks ist dieser, daß er die Mannigfaltigkeit der Natur in ihrer wirklichen und wahren Größe schildert, und durch übertriebene Vergrößerungen oder Verschönerungen sich nicht in Gefahr setzt, statt hundert Helden nur einen zu behalten. Er ließ der Helene ihre stumpfe Nase, ohne ihr den schönen Hügel darauf zu setzen; und Penelopen ließ er in der Spinnstube die Aufwartung ihrer Liebhaber empfangen.

Arist wollte eben von dem Durtich sprechen, welcher beim Homer wie ein Vogelbauer in die Höhe gezogen wird, damit die darin schlafenden Prinzen nicht von den Ratzen oder andern giftigen Thieren angegriffen würden. Allein der Alte ließ ihn nicht zum Worte kommen, und sagte nur noch: ich weiß wohl, die veredelten, verschönerten, erhabenen und verwöhnten Köpfe unserer heutigen Welt lachen über dergleichen Gemälde. Allein mein Trost ist: Homer wird in England, wo man die wahre Natur liebt, und ihr in jedem Stande Gerechtigkeit widerfahren läßt, mehr gelesen und bewundert, als in dem ganzen übrigen Theile von Europa; und es gereicht uns nicht zur Ehre, wenn wir mit dem niedrigsten Stande nicht umgehen können, ohne unsre Würde zu verlieren. Es giebt Herrn, welche in einer Dorfschenke am Feuer mit vernünftigen Landleuten, die das Ihrige nicht aus der Encyclopädie, sondern aus Erfahrung wissen, und aus eigenem Verstande wie aus offnem Herzen reden, allezeit größer sein werden, als orientalische Prinzen, die, um nicht klein zu scheinen, sich einschließen müssen. Wenn wir dächten, wie wir denken sollten, so müßte uns der Umgang mit ländlichen, unverdorbenen und unverstellten Originalen ein weit angenehmer Schauspiel geben als die Bühne, worauf einige abgerichtete Personen ein auswendig gelerntes Stück in einem geborgten Affecte daher schwatzen.

Wie Selinde merkte, daß ihr Vater eine Wahrheit,

welche er zu stark fühlte, nicht mehr mit der ihm sonst eignen Gelassenheit ausdrückte, unterbrach sie ihn damit, daß sie sagte, sie würde sich's von Aristen als die erste Gefälligkeit ausbitten, daß er seiner Mutter Spinnstube wieder in den vorigen Stand setzen ließe. Und sie begleitete diese ihre Bitte mit einem so sanften Blick, daß er auf einmal die Satyre vergaß und ihr unter einer einzigen Bedingung den vollkommensten Gehorsam versprach. Selinde wollte zwar Anfangs keine Bedingung gelten lassen. Doch sagte sie endlich: die Bedingungen eines geliebten Freundes können nichts Widriges haben, und ich weiß es zum voraus, daß sie zu unserm gemeinschaftlichen Vergnügen sein werden. Arist erklärte sich also, und es ward von allen Seiten gut gefunden, daß Selinde ein Jahr nach ihres Mannes Phantasie leben, und alsdann dasjenige geschehen sollte, was sie beiderseits wünschen würden. Jeder Theil hoffte in dieser Zeit den andern auf seine Seite zu ziehen.

Der Hochzeittag ging fröhlich vorüber, und wenn gleich Arist sich an demselben in seiner schönsten Größe zeigte, so bemerkte man doch auf der andern Seite nichts, was man Ueberfluß nennen konnte. Selindens Vater kleidete alle Arme im Dorfe neu, nur sich selbst nicht, weil sein Rock noch völlig gut war. Er gab nicht mehr als drei Speisen und gutes Bier, welches im Hause gemacht war. Denn der Wein war damals noch keine allgemeine Mode, und es hatte sich kein Leibarzt beifallen lassen, der Braunahrung zum Nachtheil das Wasser gesunder zu finden. Die Braut trug ihr Haideblümchen, und die liebenswürdige Sittsamkeit war das durchscheinende Gewand vieler edlen und mächtigen Reizungen. Sie war weiß und nett ohne Pracht. Des andern Morgens aber erschien sie nach der Abrede in unaussprechlichen Kleidungen. Denn die Zeit hat die Modenamen aller Kopfzeuge, Hüllen und Phantasien, welche zu der Zeit zum Putz eines Frauenzimmers gehörten, längst in Verges-

senheit kommen lassen. Und wenn sie solche auch erhalten hätte, so würde man sie doch eben so wenig verstehen als dasjenige, was man in der Limburger Chronik *) von gemützerten, geflützerten, verschnittenen und verzattelten, von Kleinspalt, Kogeln, Sorkett und Disselsett lieset.

Selinde, die alles, was sie war, jederzeit aus Ueberlegung war, spielete ihre neue Rolle wirklich schöner, als

*) Die Worte davon lauten in fastis Limburg. S. 18. also: „Die Kleidung von den Leuten in deutschen Landen war also gethan. Die alte Leute mit Namen trugen lange und weite Kleider, und hatten nicht Knauff, sondern an den Armen hatten sie vier oder fünf Knäuff. Die Ermel waren bescheidentlich weit. Dieselben Röcke waren um die Brust oben gemützert und geflützert und waren vornen aufgeschlützt bis an den Gürtel. Die jungen Männer trugen kurze Kleider, die waren abgeschnitten auf den Lenden und gemützert und gefalten mit engen Armen. Die Kogeln waren groß. Darnach zu Hand trugen sie Röcke mit vier und zwanzig oder dreißig Geren, und lange Hoicken, die waren geknaufft vornen nieder bis auf die Füß. Und trugen stumpe Schuhe. Etliche trugen Kugeln, die hatten vornen einen Lappen und hinten einen Lappen, die waren verschnitten und gezattelt. Das manches Jahr gewähret. Herren, Ritter und Knechte, wann sie hoffahrten, so hatten sie lange Lappen an ihren Armen bis auf die Erden, gefüdert mit Kleinspalt oder mit Bund, als den Herren und Rittern zugehört, und die Knechte als ihnen zugehört. Die Frauen giengen gekleidet zu Hof und Danzen mit paar Kleidern, und den Unterrock mit engen Armen. Das oberste Kleid hieß ein Sorkett, und war bei den Seiten neben unten aufgeschlissen, und gefüdert im Winter mit Bund, oder im Sommer mit Zendel, das da ziemlich einem jeglichen Weib war. Auch trugen die Frauen der Burgersen in den Städten gar zierliche Hoicken, die nennte man Fyllen, und war das kleine Gespense von Disselsett, krauß und eng beisammen gefalten mit einem Same beinahe einer Spannen breit, deren kostet einer neun oder zehn Gülden.“ Die Kugeln hingen vermuthlich auch an den Kappen; und rührt daher das heutige Sprichwort: Kappen und Kugeln verspielen.

wenn sie solche gelernet hätte. Sie stand spät auf, saß bis um neun Uhr am Kaffeetische, putzte sich bis um zwei, aß bis um viere, spielete bis achte, setzte sich wieder zu Tische bis zehne, zog sich aus bis um zwölfe, und schlief wieder bis achte; und in diesem einförmigen Zirkel verfloß der erste Winter in einer benachbarten Stadt, wohin sie sich nach der Mode begeben hatten.

Wie der folgende Winter sich näherte, fing Arist allmählig an Ueberlegungen zu machen. Sein ganzes Hausgesinde hatte sich nach seinem Muster gebildet. In der Haushaltung war Vieles verloren, Vieles nicht gewonnen, und in der Stadt ein Ansehnliches mehr als sonst verzehrt. Er mußte sich also entschließen, auf dem Lande zu bleiben, wofern er seine Wirthschaft in Ordnung halten wollte. Selinde hatte ihm bis dahin noch nichts gesagt. Denn auch dieses hatte er sich bedungen. Allein nunmehr, da das Probejahr zu Ende ging, schien sie allmählig mit einem Blicke zu fragen, wiewohl mit aller Bescheidenheit, und nur so, daß man schon etwas auf dem Herzen haben mußte, um diesen Blick zu verstehen.

Zur Zeit, wie Arist in Paris gewesen war, hatte man eben die Spinnräder erfunden, welche die Damen mit sich in Gesellschaft trugen, auf den Schooß setzten, und mit einem stählernen Haken an eben der Stelle befestigten, wo jetzt die Uhr zu hängen pflegt. Man drehete das Rad mit einem schönen kleinen Finger, und tändelte oder spann mit einem andern. Von dieser Art hatte er heimlich eines für Selinden kommen lassen, und für sich ein Gestell zu Knötchen. Denn die Mannspersonen fingen eher an zu knötchen, als zu trenseln*). Ehe sich's Selinde versah, rückte

*) Das Trenseln, welches vor dreißig Jahren Mode war, bestand darin, daß man goldene und silberne Borten, auch seidne Zeuche in ihre Fäden auflösete. Viele modische Leute kauften sich neue Borten, um ihre Hände solchergestalt zu beschäftigen.

Arist mit diesen allerliebsten Kleinigkeiten hervor, und gedachte damit eine Wendung gegen sein feierliches Versprechen zu machen. Vielleicht wäre es ihm auch eine Zeitlang geglückt, wenn nicht das charmante Mädchen mit einer unendlichen Menge Berloquen wäre gezieret gewesen. Sie wußte zwar die Geschichte ihres Ursprungs, und zu welchem Ende der Gott der Liebe diese kleinen Siegeszeichen erfunden hatte, nicht. Allein sie sahe doch ganz wohl ein, daß dieser überflüssige Zierrath ein kleiner Spott über ihre ehemaligen Grundsätze sein sollte. Indessen schwieg sie und spann. Arist aber machte Knötchen.

Kaum aber war ein Monat und mit diesem die Neuigkeit vorüber, so fühlete Arist selbst die ganze Schwere dieser langweiligen Tändelei. Längst hatte er eingesehen, daß nichts als nützliche Arbeit die Zeit verkürzen und ein dauerhaftes Vergnügen erwecken könnte. Allein diese seine Erkenntniß war unter dem Geräusch jugendlicher Lustbarkeiten verschwunden. Jetzt verwandelte sie sich aber in eine lebhafte Ueberzeugung, da die Noth sich bei ihm als ein ernsthafter Sittenlehrer einstellte. Er fing also an, Selinden offenherzig und zärtlich zu gestehen, wie es wohl schiene, daß sie Recht behalten würde. . . . .

Die Scene, welche hierauf erfolgte, ist zu rührend, um sie zu beschreiben. Es ist genug zu wissen, daß Selinde den Sieg und eine ganz neue Spinnstube erhielt, woraus sie, wie zuvor, ihre ganze Haushaltung regieren konnte. Nur wollte Arist nicht, daß sie Eingangs zur Linken liegen sollte, weil er hier seinen Saal behalten und die Damen, so ihn besuchten, wie im Menuet, von der Rechten zur Linken führen wollte. Dies ward leicht eingeräumt; und jedermann weiß, daß sie beide unter Rädern und Kindern ein sehr hohes und vergnügtes Alter erreicht haben. Man sagt dabei, daß die damalige Landesfürstin ihnen die Ehre erwiesen, sie in der Spinnstube zu besuchen, und daß sie

zum Andenken derselben eine dergleichen auf dem Schlosse zu Iburg angelegt habe, welche bis auf den heutigen Tag die Spinnstube genannt wird.

VI.

Man sorge auch für guten Leinsaamen, wenn der Linnenhandel sich bessern soll.

Der Handel ins Große mit Leinsaat ist so läunisch und falsch, daß Mancher, der dreißig Jahre damit gehandelt, am Ende der Rechnung nicht das Mindeste gewonnen hat. Er würde auch längst gefallen sein, wenn nicht die Kaufleute, welche Schiffstheile haben, und diese auf eine oder andere Art nutzen müssen, sich oft aus Noth und in Ermangelung andrer Speculationen damit bemengten, und noch dann und wann einen so plötzlichen Vortheil daraus zögen, daß sie den Schaden vieler Jahre übertragen könnten. Es hat sich daher auch dieser Handel, nämlich der große, welcher das Lein unmittelbar aus der Quelle holete, seit 1750 im hiesigen Stifte ganz verloren; und der jetzige bestehet darin, daß einige Landkrämer mit demjenigen, was sie von Bremen holen, hökern, oder aber die Landleute sich zusammenthun und den Saamen selbst zu Bremen einkaufen.

Die Ursache jenes Abfalls ist folgende: Es geschehen im Jahr aus den deutschen Häfen zwei Fahrten des Leinsaamens halber nach der Ostsee. Die erste zu Ende des Sommers, oder im Anfange des Herbstes, und die andre zu Ende des Winters, oder im Anfange des Frühjahrs.

Denn im November, December, Januar und Februar kann die Ostsee nicht ohne große Gefahr befahren werden, und so müssen die Schiffe sich an obige beide Perioden halten. Der Preis des Leinsaamens in den Häfen der Ostsee richtet sich natürlicher Weise nach der Menge der ankommenden Schiffe und des vorhandenen Saamens.

Gesetzt nun, daß der Vorrath groß ist, und wenig Schiffe kommen, so kaufen die, so im August und September abfahren, den Saamen sehr wohlfeil. Sie legen denselben in Bremen und Hamburg ab; und den Winter über erhält der Kaufmann Briefe, daß wenig oder gar kein Leinsaamen für diejenigen, welche im Frühjahr dahin fahren werden, in den Häfen der Ostsee angelanget sei. Alsdann erhöhen sie den Preis und gewinnen vielleicht hundert Prozent.

Gesetzt aber umgekehrt, daß im August und September viele Schiffe nach der Ostsee gehen, und zu der Zeit wenig Saamen in den dortigen Häfen vorhanden ist, so müssen sie ihre Ladung theuer bezahlen. Läuft nun den Winter über Nachricht ein, daß vieler Saame auf Schlitten aus den innern Theilen Lieflands in den Häfen angelanget sei, und daß die Frühjahrsfahrer für halb Geld kaufen werden, so verlieren sie vielleicht hundert Prozent.

Ein drittes Unglück kann sein, daß die Verkäufer in der Ostsee speculiren wollen und ihren Saamen, wenn die ersten Schiffe im Frühjahr ankommen, hoch halten, in der Meinung, daß noch mehrere kommen werden, zuletzt aber, wenn diese Meinung trügt, alles losschlagen und den letzten Saamen zum Drittel des Preises abschicken, wozu sie ihn vorher verkaufet haben. Alsdann sind beide, sowohl die Herbst- als Frühjahrsfahrer, hintergangen.

Man sollte denken, es ließe sich dieser Handel einigermaßen in besseres Gleis bringen, wenn die Herbstfahrt ganz eingestellet, und Alles nach dem Frühjahrspreise in den Hä-

sen der Ostsee eingekaufet, nachher aber gar kein Schiff mit Leinsaat in einen deutschen Hafen weiter mehr zugelassen würde, indem dadurch die Verkäufer in der Ostsee vom weitern Speculiren zurückgebracht werden würden. Allein, andre Schwierigkeiten, welche jeder Kornhändler einsehen kann, nicht zu gedenken, so können die ersten Frühjahrsfahrer vor dem 6ten Mai nicht zurück sein, und folglich sehr viele Gegenden, wo früh gesäet wird, zu keinem Saamen gelangen. Der Unterschied in der Saatzeit und der öftere Mangel des Saamens in der Ostsee im Herbste machen also zwei Fahrten nothwendig; und daher entsteht es, daß diejenigen, so hier im Stifte den 22sten, 23sten und 24sten Mai säen, ihren Saamen oftmals für 6 und 7 Thaler in Bremen kaufen, wenn die hiesigen Landkrämer, welche ihren Vorrath gegen den April für die Frühsaat gemacht, und also von der Herbstfahrt gekauft haben, 13 bis 16 Thaler nehmen müssen. Oder aber der Preis des im Herbst eingeholten Saamens läuft bereits in Bremen nach dem Verhältnisse herunter, als die Nachrichten aus der Ostsee melden, daß die Frühjahrsfahrer einen wohlfeilen Markt finden werden. Im vorigen Monat fiel daher jede Tonne schon um 18 Mrg.

Dies sind die Folgen der Unsicherheit im großen Handel mit Leinsaat; und der kleine hat wiederum seine Tücke, wenn der Krämer den Samen a) ein Jahr borgt, b) für Mißwachs einsteht, und c) dasjenige, was ihm liegen bleibt, zu seinem Schaden behalten muß. Diese drei Gefahren verwirren manchem Krämer, besonders wenn er erst ein Unglück erlebt hat, den Kopf, und er nimmt, um sicher zu gehen, den größten Vortheil.

Es hält schwer, den Folgen dieser ganz natürlich wirkenden Ursachen in den hiesigen Landen vorzubauen, und besonders die Versuchung zu schwächen, worin sich der große Kaufmann befindet, nicht den besten und theuersten Saa-

men einzukaufen. Die Vorsorge der Landesobrigkeiten in den Häfen der Ostsee kann nicht weiter gehen, als daß sie den besten und mittlern Saamen durch Zeichen an den Tonnen bemerket und den schlechten gar ungezeichnet läßt. Allein was hilft dieses, wenn das Kron-Lein mehrentheils von den Holländern und fast wenig von den Bremern eingekauft, folglich auch zu uns fast gar nicht gebracht wird? Nur Schweden hat dieses Jahr den Entschluß fassen können, einen eignen Commissair nach Riga zu schicken, durch denselben alle Tonnen, welche für dieses Reich geladen werden, zeichnen, und darauf ein Verbot zu erlassen, daß kein andrer Saame, als welcher von dem Commissair der Krone gestempelt, ins Reich zugelassen werden solle. Die Ausführung dieses Entschlusses ist für unsre unverbundene Städte einzeln zu kostbar; und noch haben sie sich nicht vereinigt, einen gemeinschaftlichen Consul, NB. der selbst nicht handelt, zu dergleichen Verrichtungen in Riga oder anderwärts zu halten.

Indessen ist doch so viel augenscheinlich:

Daß eben, wie in Schweden, der beste Leinsaamen unter obrigkeitlicher Aufsicht angeschafft und alle Unsicherheit abgewandt werden könne, wenn nachher, und sobald dieses geschehen, alle weitere Einfuhr verboten würde.

Der Preis in der Ostsee oder in Bremen möchte nachher steigen und fallen, so hätte dieses keinen Einfluß auf den angekauften Vorrath; und die Unsicherheit, welche vorhin der Kaufmann tragen, und um derentwillen er sich allerhand schädlicher Hülfsmittel bedienen müßte, fiele aufs ganze Land zurück. Dieses leistete gleichsam die Assecuranz. In einem Jahre profitirte es nicht von der spätern Wohlfeiligkeit, und im andern verlöre es nicht bei der spätern Theurung; mithin hätte es im Durchschnitt von dreißig Jahren, wie jener Kaufmann, nichts daran verloren oder gewonnen, aber allezeit sicher guten ächten Saamen erhalten.

Wie ist aber dieser Endzweck zu erhalten? Soll die Obrigkeit den Saamen selbst kommen lassen? Dieses ist überaus bedenklich, und was zuerst mit der redlichsten Absicht angefangen wird, den größten Mißbräuchen unterworfen. Hier im Stifte mag ehedem etwas Aehnliches eingeführt gewesen sein. Denn die Bemühungen, welche weiland der Bischof Ernst August der Erste anwandte, um den Handel mit Leinsaamen aus den Händen der Beamten und Vögte zu bringen, lassen glauben, daß dieses Uebel unter dem Schein der obrigkeitlichen Vorsorge eingerissen sei.

Soll der Handel einer Compagnie anvertrauet werden? Dieses würde allerdings das bequemste sein, wenn man nicht Monopolien befürchten müßte, wiewohl dieses durch ein gutes Temperament leicht vermieden werden könnte.

Das beste unter allen scheinet mir eine Compagnie zum Handel, aber dabei eine allgemeine freie Einzeichnung zu sein. Ich will mich deutlicher erklären. Es treten einige Personen zusammen, welche den Einkauf nach der Vorschrift übernehmen, ein Schiff oder mehrere im Herbst abschicken, den Saamen überkommen lassen, die Bezahlung verfügen, und nichts wie die Provision nebst der Assecuranz, wenn sie wollen, daran verdienten, *selbst aber keine einzige Tonne für eigne Rechnung kommen ließen.* Vor einem gewissen anzusetzenden Tage meldeten sich bei ihnen alle Krämer im Lande und ließen die Anzahl der Tonnen einzeichnen, welche sie verlangten. Jene bezahlten an der Quelle, diese zahlten beim Empfang der Tonnen. Die Rechnungen der ersten würden einer obrigkeitlichen Person vorgelegt, darnach die Ausrechnung gemacht, und die Krämer erhielten den gesetzten Preis, und zahlten darüber, wenn ihnen die Compagnie borgen wollte, ein zu bestimmendes Interesse.

In der Theorie scheinet diesem Plan nichts zu widerstehen. Aber die Ausführung? Nun diese hängt blos von

vielen kleinen Umständen ab, welche, da sie einzig und allein die mindere oder mehrere Aufmerksamkeit der Landesobrigkeit betreffen, zu berühren unnöthig sind.

Nur eins ist wichtig. In der Gegend von hiesiger Stadt und der Seite von Oesede geräth der rigaische, auch der pernauische, nach Bissendorf und weiter hinauf der libauische, wo feiner Flachs gezogen wird, der windauische Saame, und um Borgloh das seeländische Säcklein am besten. Allein in diese Absichten muß sich die Compagnie schicken; und vielleicht hätte dieselbe Gelegenheit, eben so wie in Sachsen vor zwei Jahren geschehen, mit ankonitanischen und andern Saamen Versuche anstellen zu lassen, welches bei dem jetzigen Handel, wo der Krämer den Saamen nach dem Willen seiner Käufer kauft, nicht mit Sicherheit geschehen kann. Die Compagnie kann bei obigem Plan allezeit bestehen, und sich überdem den Vortheil zueignen, welchen der gleiche Cours des Albertsthalers mit dem Rubel in den russischen Provinzen den schlauen Holländern darbietet, und der zur geheimen Commerzrechnung gehöret.

VII.

Von dem Nutzen einer Geschichte der Aemter und Gilden.

Es ist kein Feld, worin die Gelehrten so viele Entdekkungen machen als in der Handlung und dem Fabrikwesen. Denn da sie sehr vieles nicht wissen, so müssen sie nothwendig vieles zuerst entdecken, und der kluge Kaufmann läßt sie schreiben, und die glücklichen Kammeralisten sich

den Kopf mit neuen Vorschlägen füllen, um für sich in der Stille seinen Handel ungestört zu behalten. Indessen würde es doch den Gelehrten nicht zu verdenken sein, wenn sie sich um die Geschichte der Handlung, und besonders der Aemter und Gilden jedes Orts, einige Mühe geben wollten.

Diese Geschichte aber hat ihre eigne Schranken. In den Lebensläufen großer Herrn macht die Abstammung mit Recht ein Großes aus. In der Geschichte vornehmer Familien erwartet man große Thaten, Helden und glänzende Scenen. In einer Staatsgeschichte die Veränderungen seiner Verfassung, Gesetze, Gewohnheiten und Systeme. In der Amts- und Gildengeschichte aber können sogar die Namen der Mitglieder und die Lebensläufe aller Gildemeister entbehret werden; es sei denn, daß sich einer durch eine neue Erfindung oder durch eine kühne Wendung in der Art des Gewerbes rühmlich hervorgethan habe.

Man denke nicht, daß eine solche Geschichte ohne Nutzen und Reizungen sein würde. Wenn man höret, daß das Tuchmacheramt in hiesiger Stadt ehedem über zweihundert Meister gezählt, und über zweitausend Menschen ernähret habe, so würde es wahrlich kein geringer Anblick sein, die Ursachen seines außerordentlichen Verfalls zu kennen, die Stufen, worauf es nach und nach gesunken, mit einem gerührten Auge zu betrachten, durch die Erkenntniß der Fehler, wodurch die gesetzgebende Macht einen solchen Verfall entweder befördert oder zugelassen, sich zu bessern, und die Berechnung der Folgen nach ihren Ursachen in einer zusammenhängenden Kette zu haben. Eine solche Geschichte würde einem Philosophen fast so vielen Stoff zu Betrachtungen als die Todtenlisten geben. Sie würden den Fürsten die traurigen Folgen verschiedener Auflagen und Einschränkungen vorlegen, unsre Gedanken über die Handelsfreiheit berichtigen, alte Wege zum Erwerb wieder eröffnen, oder die Möglichkeit neuerer zeigen. Wir würden aus derselben die

Abnahme verschiedener Staaten deutlicher entdecken, die Einflüsse auswärtiger Veränderungen gleichsam auf der That ertappen, die Klugheit mancher Nation in ihren Friedensschlüssen deutlicher bemerken, die großen Einsichten des handelnden Genies mit dankbarer Hochachtung erkennen, und unsre Bewunderung nicht blos dem Helden, sondern auch dem großen Privatmanne bezeigen können. Und wie mancher Kaufmann oder Künstler würde, nicht um Gewinnst, sondern für seinen Ruhm arbeiten, wenn ihm dergleichen Jahrbücher die Unsterblichkeit versicherten?

Staaten und Handwerksgilden haben ihre ungleichen Perioden. Manche sterben ganz aus, oder fallen doch durch die Zeitumstände so sehr herunter, daß man auf andre Wendungen denken muß, welches die Geschichte am besten zeigen kann.

Die Ursachen, warum einige Handwerker dem Staate absterben, sind klar. Die Gilde der Panzerfeger mußte mit dem Panzer fallen. Die Schwerdtfeger nahmen ab, wie die heutige Miliz nach und nach vollkommener und ihr Gewehr auf den Hütten gemacht wurde. Die alte Verfassung, da der Bürger noch zu Walle zog, und keine sammetne Hosen trug, ernährte weit mehr Weißgerber als die neuere, worin der goldene Degen an einem seidenen Bande hängt, und der Soldat von außen versorgt wird. Eine Mode von Federmuffen kann ein Pelzeramt sehr herunterbringen, der Geschmack an Rohrstühlen alle Stuhlmacher vertreiben, die Begierde, alles von Mahagonyholz zu haben, die Tischler zu Grunde richten, die Einfuhr der Eisenwaare von den Eisenhütten, wo alles durch Mühlen im Großen gearbeitet wird, die Zahl der Schmiede vermindern. Der Untergang der Tuchmacher reißt die Schönfärber zu Boden. Die Art, wie die Uhren an großen Orten gemacht werden, verhindert alle Uhrmacher in kleinen Städten. Und ein Geschichtschreiber, der diese verschiede-

nen Abfälle mit ihren Ursachen genau bemerkte, würde manchen jungen Künstler anweisen können, seine Aufmerksamkeit dahin zu wenden, wohin der Hang der Moden, des Geschmacks, des Eigensinns und der Staatsbedürfnisse mit einem nur scharfen Augen einleuchtenden Blicke winket. Was würde es helfen, die besten Hutmacher zu haben, wenn die Franzosen es sich einfallen ließen, auf einmal Hüte von Wachstuche zu tragen? Wie leicht beraubt eine neue Mode das beste Handwerk seines Verdienstes! Und wohin muß ein Staat versinken, der sich hierin zuvorkommen läßt, oder nicht geschwind sein Handwerk ändert? Wie viele Wachstuchfabriken sind nicht blos durch die papierne Tapeten gestürzet worden? Und wer soll uns hierin klug machen, wenn es eine Geschichte nicht thut?

Und wie pragmatisch könnte nicht eine solche Geschichte gemacht werden! Denn so giebt der Ursprung eines jeden Amts ein Zeugniß von den Nothwendigkeiten der damaligen Zeit, von der Art zu handeln, zu kriegen, zu denken, sich zu kleiden und zu ernähren. Der mächtige Anwachs eines Amts erweckt Vermuthungen von dem, was der Staat damals ausgeführet habe. Beim Verfall desselben entdeckt man, wie und wodurch eine Nation über die andre das Uebergewicht erhalten. Er kann die Veränderungen in dem Militairsystem anzeigen, Gesetze und Moden erläutern, und den Bürger lehren, diejenige Verfassung, welche ehedem von zwanzigtausend Schultern getragen wurde, nun aber kaum noch von so viel hunderten mit Angst und Mühe emporgehalten wird, nach veränderten Umständen sparsamer einzurichten. Wie viele Gewißheit würde nicht auch die Vergleichung der verschiedenen Epochen in der Handlungs- und Staatsgeschichte manchen Nachrichten geben! Jeder Krieg zwischen den Hansestädten und den nordischen Kronen hat einen sichtbaren Einfluß auf die Gilden und Aemter in den niedersächsischen und westphälischen Städten ge-

habt. Zur Zeit, wo die Comtoirs zu Novogrod und Bergen in ihrem großen Ansehen waren, wurden über 20000 Stück Tücher aus hiesiger Stadt abgesetzt; und die Wahrheit eines jeden Sieges, den die nordischen Völker oder die Hansestädte erhalten, läßt sich an dem Steigen und Fallen der niedersächsischen Handwerker ziemlich bemerken.

Nichts könnte uns die Ursachen von dem Verfall der mehrsten Städte deutlicher als eine solche Geschichte entwickeln. Die öffentlichen Rechnungen einer Stadt, worin die Einnahme von ein- oder ausgeführten Waaren verzeichnet ist, würden zur Erläuterung und Controle aller Begebenheiten dienen; und mit wie vieler Bewunderung und Neugierde würden wir diese Einflüsse der öffentlichen Kassen bemerken, woraus unsre Vorfahren so viele ansehnliche Gebäude mit einer recht stolzen Verschwendung erbauet haben! —

VIII.

Gedanken über eine Weinrechnung.

Die Geschichtschreiber haben bisher eine Hauptquelle zur Erläuterung der Geschichte verfehlet, indem sie sich um die Weinrechnungen gar nicht bekümmert haben. Gleichwohl zeiget die hiernach gedruckte Urkunde aus eines ehrbaren Raths Weinregister, welch einen vortrefflichen Zuwachs die Staatsgeschichte von Europa dadurch erhalten könnte, besonders zu unsern gegenwärtigen Zeiten, wo man so sehr auf die Erfindung und Schilderung historischer Cha-

ractere erpicht ist, und anstatt in Handlungen zu reden, das Gemälde mit schimmerndem Colorit beschwert. Das ganze Gewicht der niedersächsischen Kriegsgeneralität, welche im Jahr 1626 vor hiesiger Stadt war, und die Koadjutorwahl des königl. dänischen Prinzen unterstützte, wird durch jene Weinrechnung ins Licht gesetzt. Man sieht leicht, daß der Herzog von Sachsen-Weimar das mehrste gegolten habe, weil er vier Ohm Wein bekommen; und um den historischen Character des Prinzen von Birkenfeld festzusetzen, darf man nur sagen: er war ein Herr, der mit einem Fäßchen von 58½ Maß gern vorlieb nahm. Der kaiserl. General Graf von Anhalt aber mußte über die der Kriegsgeneralität widerfahrene Ehre sehr erzürnet sein, indem sein Zorn nicht anders, als durch sechs Ohm gestillet werden konnte; der Obrist Limbach ist nach Ausweise der Rechnung die Seele des Corps gewesen, und der Obrist Schepf ein Günstling des Herrn Generallieutenants, indem er diesem seinen Ohm überlassen mußte. So viele wichtige Schlüsse lassen sich aus einer Weinrechnung machen.

Anlage.

Auf Beschluß der Stiftsstände sind nachfolgende Weine aus eines Erbaren Raths Weinkeller gefürdert:

Anno 1626 dem Herrn Pfenningmeistern Arnold von der Burgk, verkauft ein Faß Wein, so dem Herrn General Sachsen-Weimar ist verehret worden
3 Ohm, 1 Maß.
Der Ohm 28 Thlr. Facit 85 Thlr.

Den 8ten und 10ten Martii. Dem Obristen Limbach sind den 8ten und 10ten October verehret worden 2 Fässer, haltend zusammen 2 Ohm, 7½ Viertel.

Den 16ten Martii. Noch dem Hrn. General Sachsen-Weimar, auf St. Gertrudenberg 1 Ohm, 1 V., 2 M.

Den 17ten Martii. Einem Pfalzgrafen von Birkenfeld ein Fäßchen von 58½ Maß.

Den 28sten Martii. Auf Begehren Hrn. Canzlern ausgefordert ein Faß von 2 Ohm, 10 Viertel.
So nach Melle gekommen.

Den 29sten Martii. Auf Erfordern Herrn Werpup, Drosten, ein Fäßchen Wein, so nach Melle gebracht 67 Maß.

Den 14ten Junii. Herrn Grafen von Anhalt nach Wiedenbrügk verehret 6 Ohm.

Den 4ten Julii. Dem Herrn Generallieutenant Verpraet verehret, so nach Astrupf gebracht 1 Ohm, 23 Viertel.

Den 5ten Julii. Herrn Obristen Lymbach verehret 1 Ohm, 17 Viertel, 3 Maß.

Den 5ten Julii. Herrn Obristen Schepf zugeordnet 1 Ohm, 3 Maß.
welche der Generallieutenant an sich genommen.

Den 7ten Julii. Selbigem Obristen verehret 1 Ohm, 2 Maß.

Den 7ten Julii. Dem Obristen Conrad Vellen verehret 1 Ohm min. 2 Maß.

Den 7ten Julii. Eodem Herrn Obristen Gortzki 25 Viertel, 2 Maß.

Dem Obristen Proviantmeistern 18 Viert., 1½ Maß.

Summa 24 Ohm, 3 Maß.

Thun mit Unkosten der Fässer 672 Thlr. 15 ß. 5 Pf.

Item wegen Danitzen, so auf Befehl J. F. G. ausgeholet 45 Thlr.

Summa 717 Thlr. 1 ß. 9 Pf.

J. F. G. in Gnaden befohlen, den alten Pfenningmeistern hierüber zu hören, und was er in Rechnung geständig befunden, zu berichten. Prout factum den 28sten Jan. 1630.

IX.

Klagen eines Meiers über den Putz seiner Frau.

O mein Herr, Sie sollten uns arme Männer klagen lassen! Hier im Kirchspiel, wo ich wohne, tragen unsre eheliche Wirthinnen zwar noch keinen Merlin oder Andullage, und verlangen auch noch nicht, daß unsre Köpfe nach ihren goldnen Uhren gerichtet sein sollen; nein, sie sind mit der Zeit zufrieden, wie sie der Küster eintheilt, ob wir gleich nichts davon hören, und uns nach unsern Magen richten müssen. Allein sehen Sie nur einmal folgende Rechnung von einem einzigen Sonntagsputze an, welchen meine selige Frau getragen und mein gnädiger Gutsherr nun zum Sterbfall gezogen hat, und den ich jetzt an einen Kaufmann noch bezahlen muß, wenn ich nicht will, daß meine selige Frau mich in der Ruhe mit meiner zukünftigen stören soll. Hier ist sie:

1)	Für eine sammtne Obermütze mit goldenen Blumen gestickt	5	Thlr.
2)	Für Gold darauf	4	=
3)	Für 2 Ell. Spitzen zur Untermütze à 5 Thlr.	10	=
4)	Für eine Halsschnur von silbernen Perlen mit drei goldnen Schlössern und einer goldnen Schleife	50	=
5)	Für 2 Ellen Spitzen zur Tour de Gorge .	10	=
6)	Für 1½ Ellen Kammertuch zum Halstuch .	3	=
7)	Für 6 Ellen Spitzen darum . . .	30	=
8)	Für 1½ Ellen bunten Kammertuch zu Manschetten	3	=
9)	Für 3 Ellen Spitzen darum . . .	15	=

10) Für ein paar sammtne Winterhandschuh mit massiv silbernen Knöpfen	$3\frac{1}{2}$	Thlr.
11) Für 5 Ellen Damast zum Kamisol à $2\frac{1}{2}$ Thlr.	$12\frac{1}{2}$	=
12) Für das Schnürleib	5	=
13) Für 4 Ell. besten Zitz zur Schürze à $2\frac{1}{2}$ Thlr.	10	=
14) Für 8 Ell. Tuch zum Oberrock à $2\frac{1}{2}$ Thlr.	20	=
15) Für den zweiten Rock von Serge . .	4	=
16) Für den kleinen Fischbeinrock . . .	$2\frac{1}{2}$	=
17) Für Schuhschnallen	5	=
18) Für ein paar camuslederne Schuh . .	1	=
19) Für ein Gesangbuch mit Silber . .	10	=
Summa 203 Thlr.	18	Mgr.

Rechnen Sie dabei, daß die gute selige Frau diesen ihren Putz neunmal verändern konnte, und daß im Sterbefall noch eine goldne Halskette, drei paar seidene Handschuh und sechs gestickte Tücher sich befanden, welche mit 15 Thalern das Stück bezahlet waren; erwägen Sie, daß an den hohen Festtagen schwarz, und Camisol und Schürze von Damast getragen wurde; und bedenken Sie endlich, daß die Selige, um mich und ihre Verwandte zu betrauren, ihr Trauerzeug so vollständig hatte, daß sie das andre Jahr, denn hier im Kirchspiel wird zwei Jahr getrauret, mit Abwechselungen erscheinen konnte: so werden Sie gewiß finden, daß es mir, als einem armen Leibeignen, schwer gefallen sei, mich sofort zu einer andern Heirath zu entschließen. Doch habe ich mich jetzt besser vorgesehen als mein Nachbar, der zwar einen freien Kotten erheirathet, aber 14 Tage nach der Hochzeit erfahren hat, daß seine Hausehre für Galanteriewaaren an Krämer und Packenträger 300 Thaler schuldig wäre. Sie muß zwar dafür redlich büßen, und kömmt nicht anders als braun und blau zu Bette, so bunt sie auch zur Kirche geht; allein was ist einem ehrlichen Manne damit gedienet, daß er seine beste Zeit, die er ruhig im Kruge vertrinken könnte, mit Prü-

geln zubringen muß? Meine Zukünftige soll, wie ich hoffe, mir wenigstens einige Mühe in diesem Stücke ersparen. Denn ich sehe, sie siehet mehr auf das Wesentliche, und hat ihre Betttücher von feinem Drell machen lassen. Wie glücklich sind gegen uns die Kirchspiele auf der Haide, wo der ganze Staat einer Hausfrau mit dreißig Thalern bezahlet ist! Allein ich höre auch, da lieben die Frauen Kaffee und Muskatwein, und die Männer trinken fleißig mit. Das thun wir hier nun nicht. Wir halten uns an gutes Bier und redliche Kost. Allein der Putz unsrer Weiber ist die Zuchtruthe des Himmels, womit wir weidlich gestäupet werden. Wenn man sie entbehren könnte, welch ein schöner Viehstapel könnte nicht dafür angelegt werden! Allein kaum ist die eine todt, so nimmt man schon eine andere wieder. Es ist ein wunderliches Ding.

X.

Das Glück der Bettler.

Neulich sah ich einen Handwerksmann mit seiner Frauen bereits um 4 Uhr des Morgens in seiner Werkstätte an der Arbeit. Der Mann schien mir munter und zufrieden zu sein, die Frau aber mit einer gewissen ängstlichen Eilfertigkeit zu spinnen. Auf eine kleine Warnung, sie würde sich auf diese Weise überarbeiten, antwortete sie mit Seufzen: Ach ich habe acht lebendige Kinder! Und in dem Augenblick traten die vier ältesten schon munter herein, um zu beten und zu arbeiten. Der Anblick war überaus rührend,

und der Mann erzählte mir mit einem anständigen Stolze, wie sauer er es sich werden ließe, als ein ehrlicher Mann mit den Seinigen durch die Welt zu kommen, und wie sichtbar Gott seinen Fleiß und Ordnung segnete. Wir haben, setzte er hinzu, im Anfange oft Wasser und Brod genossen, waren aber gesund und freudig dabei, bis uns endlich Gott mit Kindern segnete, und mein täglicher Verdienst mit ihnen zunahm. Sauer ist es mir geworden, schloß er, blutsauer! aber ich habe Brod, und bin vergnügt. . .

Ich verglich hiemit eine Scene, die mir einmal zu London in einem Speisekeller, im Kirchspiele St. Giles aufgestoßen ist. Herr Schuter, ein berühmter Acteur auf dem Schauplatze im Konventgarten, welcher damals eben die niedrigen Klassen der Menschen studirte, um sich in der komischen Malerei fest zu setzen und eine völlige Kenntniß vom high life below stairs zu erhalten, führte mich dahin. Die Magd, welche uns empfing, setzte geschwind die Leiter an, worauf wir heruntersstiegen, und zog solche sogleich wieder herauf, damit wir ihr ohne Bezahlung nicht entlaufen möchten. Im Keller fanden wir zehn saubere Tische, woran Messer und Gabeln in langen Ketten hingen. Man setzte uns eine gute Rindfleischsuppe, etwa vier Loth Rindfleisch mit Senf, einen Erbsenpudding mit etwa 6 Loth Speck, zwei Stück gutes Brod und zwei Gläser Bier vor; und vor der Mahlzeit forderte die Wäscherin unser Hemd, um es während derselben zu waschen und zu trocknen, alles für 2½ Pence, oder 16 Pfennig unsrer Münze, mit Einschluß der Wäsche. Doch diese Beschreibung im Vorübergehen. Am Sonntag wird kein Hemd gewaschen, und dafür ½ Pfund gebratenes Rindfleisch mit Kartoffeln zur Mahlzeit aufgesetzt.

In diesem Keller fanden wir uns in Gesellschaft der Gassenbettler. Da wir uns vorher eine dazu schickliche Klei-

dung vom Trödelmarkte gemiethet hatten, so wurden wir bald mit ihnen vertraut, und man that uns leicht die Ehre an, zu glauben, daß wir Diebe oder Bettler aus einem andern Kirchspiel wären. Allein wie sehr erstaunten wir nicht, als wir die angenehme und unbekümmerte Lebensart dieser Bettler erblickten!

Erstlich zählte ein jeder seinen Gewinnst vom Tage; und besonders ließen sich die Blinden von zweien andern ihre Einnahme öffentlich und auf ihre Ehre zählen, damit sie von ihren Führerinnen nicht betrogen werden möchten. Es war keiner unter ihnen, der nicht doppelt und dreimal so viel erbettelt hatte, als der fleißigste Handwerksmann in einem Tage verdienen kann. Nachdem das Finanzwesen in Ordnung gebracht und die Mahlzeit vorüber war, ließ sich ein jeder nach Gewohnheit einen Humpen mit starkem Porterbier geben, welcher auf die Gesundheit aller wohlthätigen Seelen ausgeleeret wurde. Hierauf spielten die Blinden zum Tanz; und es war ein Vergnügen zu sehen, wie geschickt Bettler und Bettlerinnen, auch sogar einige, die des Tages über lahm gewesen waren, mit einander tanzten. Die kräftigsten Gassenlieder folgten auf diese Bewegung, bis endlich der erwartete Durst erfolgte. Dann ward von gewärmtem Porter und Rum ein starker Punsch gemacht, die Zeitung dabei gelesen, und der Abend bis drei Uhr des Morgens mit Trinken und politischen Urtheilen über das Ministerium auf das vergnügteste zugebracht.

Ueberhaupt aber hat der Bettelstand sehr viel Reizendes. Unser Vergnügen wird durch nichts besser befördert als durch die Menge von Bedürfnissen. Wer viel durstet, hungert und frieret, hat unendlich mehr Vergnügen an Speise, Trank und Wärme als einer, der alles im Ueberfluß hat. Was ist ein König, der nie zum Hungern oder Dürsten kömmt, und oft zwanzig große und kleine Minister braucht, um eine einzige neue Kitzelung für ihn auszu-

finden, gegen einen solchen Bettler, der sechs Stunden des Tages Frost, Regen, Durst und Hunger ausgehalten, und damit alle seine Bedürfnisse zum höchsten gereizet hat; jetzt aber sich bei einem guten Feuer niedersetzt, sein erbetteltes Geld überzählt, vom Stärksten und Besten genießt, und das Vergnügen hat, seine Wollust verstohlnerweise zu sättigen! Er schläft ruhig und unbesorgt, bezahlt keine Auflagen, thut keine Dienste, lebt ungesucht, ungefragt, unbeneidet und unverfolgt, erhält und beantwortet keine Complimente, braucht täglich nur eine einzige Lüge, erröthet bei keinem Loche im Strumpfe, kratzt sich ungescheut, wo es ihm juckt, nimmt sich ein Weib, und scheidet sich davon unentgeldlich und ohne Prozeß, zeugt Kinder ohne ängstliche Rechnung, wie er sie versorgen will, wohnt und reiset sicher vor Dieben, findet jede Herberge bequem und überall Brod, leidet nichts im Kriege oder von betrügerischen Freunden, trotzt dem größten Herrn, und ist der ganzen Welt Bürger. Alles, was ihm dem Anschein nach fehlt, ist die Delicatesse, oder derjenige zärtliche Ekel, womit wir alles, was nicht gut aussieht, verschmähen. Allein wer ist im Grunde der Glücklichste, der Mann, der ein Stück Brod, wenn es gleich sandig ist, vergnügt hinunter schlucken kann, oder der Zärtling, der in allen Herbergen hungern muß, weil er seinen Mundkoch nicht bei sich hat? Und wie sehr erweitert derjenige nicht die Sphäre seines Vergnügens, der sich jenes Brod wohl schmecken läßt.

Wie beschwerlich ist dagegen der Zustand des fleißigen Arbeiters, der sich von dem Morgen bis zum Abend quälet, sich und seine Familie von eigenem Schweiße zu ernähren! Alle öffentliche Lasten fallen auf ihn; bei jedem Ueberfall feindlicher Partheien muß er zittern; um sich in dem nöthigen Ansehen und Credit zu erhalten, muß er oft Wasser und Brod genießen, seine Nächte mit ängstlicher Sorge zubringen, und eine heimliche Thräne nach der andern ver-

gießen. . . . . Wenn ich solchergestalt den ehrlichen fleißigen Arbeiter mit dem Bettler vergleiche, so muß ich gestehen, daß es eine überaus starke Versuchung sei, lieber zu betteln als zu arbeiten. Das einzige, was den Bettlern bishero gefehlt, ist dieses, daß ihre Nahrung unrühmlich gewesen, und diesem Fehler will ich nächstens abhelfen.

XI.

Etwas zur Verbesserung der Armenanstalten.

Wie, Sie wollen das Betteln rühmlich machen? In der That, das fehlt den faulen Müßiggängern noch. Allein herunter mit dem Schleier, herunter mit dem Regentuche, worin sich viele unserer Bettlerinnen verstecken, um ihre Ehre nicht zu verlieren. Verdient eine arme unglückliche Person so viel Schonung, so sorge man für sie daheim, und setze dieselbe nicht der traurigen Nothwendigkeit aus, ihr Brod vor den Thüren zu suchen. Verdienet sie es aber nicht, so verfolge Schimpf und Verachtung den verschuldeten Bettler. Er gehe, wenn er ja gehen soll, als ein Scheusal durch die Gassen, und sei allen jetzt wankenden, jetzt auf die faule Seite nach und nach sinkenden, jetzt sorglos darauf los zehrenden Einwohnern ein so schreckliches Exempel, daß sie sich lieber das Blut aus den Fingern arbeiten und Wasser und Brod genießen, als auf künftige Almosen ihre Zeit und ihren Fleiß ungenutzt verschlafen oder verprassen. Eine Bettlerin im Regentuche ist eine Satyre wieder die Obrigkeit, die entweder die Unglückliche

nicht versorgt, oder die Schuldige nicht strafet. Nirgends giebt es mehr Bettler, als wo eine unüberlegte Gütigkeit sich als christliches Mitleid zeigt und jeden Armen ernährt; nirgends giebt es weniger, als bei den Fabriken, wo man den Bettler, der noch arbeiten kann, auf dem Misthaufen sterben läßt, um Andre zum Fleiße zu zwingen.

Doch ich will die Sache gelassen betrachten. Von dem großen Gesetze, daß niemand im Staat sein Brod umsonst haben müsse, weil die Versuchung zur Faulheit sonst zu stark werden würde, und daß es besser sei, denjenigen, der nur noch einzig und allein ein gesundes Auge übrig hat, sein Brod durch eine ihm anvertrauete Aufsicht verdienen zu lassen, als ihn auf dem Faulbette zu ernähren, will ich jetzt nichts erwähnen. Es ist bekannt genug. Der Satz, worauf ich bauen will, soll sein: Armuth muß verächtlich bleiben.

Nur muß man mich wohl verstehen. Ein gesunder fleißiger Mensch ist nie arm. Der Reichthum bestehet nicht im Gelde, sondern in Stärke, Geschicklichkeit und Fleiß. Diese haben einen güldnen Boden, und verlassen einen nie: das Geld aber sehr oft. In der letzten Erndte sah ich die Frau eines Heuermanns, deren Mann ein Hollandsgänger ist, welche selbst mähete und band, und ihr vierteljähriges Kind neben sich in der Furche liegen hatte, wo es so geruhig als in der besten Wiege schlief. Nach einer Weile warf sie muthig ihre Sense nieder, setzte sich auf eine Garbe, legte das Kind an die gesunde Brust, und hing mit einem zufriedenen und mütterlichen Blicke über den saugenden Knaben. Wie groß, wie reich, dachte ich, ist nicht diese Frau! Zu mähen, binden, säugen und Frau zu sein gehören sonst vier Personen. Aber dieser ihre Gesundheit und Geschicklichkeit dienet für viere. Die Natur zeigt hier eine homerische Allegorie für die Arbeitsamkeit, ohne Caylus und Winkelmann.

Wenn ich es also als ein Gesetz annehme, daß Armuth schimpfen müsse, sobald sie nicht durch ein besonders Unglück ehrlich gemacht wird, so verstehe ich darunter den Mangel, der aus Ungeschicklichkeit und Faulheit entspringt, und mache mit Fleiß dieses große Gesetz hart, weil wir von Natur ohnehin weichherzig genug sind, mit jedem Armen ohne Untersuchung Mitleid zu haben, und unser Herz insgemein den Verstand betrügt, wenn es auf's Wohlthun ankömmt. Das Sprichwort: Armuth schimpft niemand, dienet insgemein nur dem stolzen Armen, dessen Eitelkeit sich beleidigt fühlt. Und wenn wir mit dem Armen in's Verhör gehen, so finden sich immer viele zweideutige Umstände zu seiner Entschuldigung. Daher mag die Armuth überhaupt immer etwas Verächtliches behalten, wenn wir nur dabei unsre Hochachtung gegen die Frau, die zugleich mähet, bindet und säuget, verdoppeln. Jene Verachtung und diese Höchachtung müssen zusammen bleiben und die Bewegungsgründe zum Fleiße verstärken.

Dieses Gesetz muß aber nicht eher in Uebung kommen, bevor wir nicht einige Veranstaltungen gemacht haben, wozu folgende, meines Ermessens, hinreichen werden. Man theile alle Arme in drei Klassen.

In die erste Klasse sollen diejenigen kommen, welche durch Unglücksfälle oder Gebrechlichkeit arm sind und einige Schonung verdienen.

In die andre: alle, welche eben keine Schonung verdienen, und sich nur damit entschuldigen, daß sie keine Gelegenheit zu arbeiten haben, um ihr Brod zu gewinnen.

In die dritte: alle muthwillige Bettler, die durch ihr eigen Verschulden arm sind und gar nicht arbeiten wollen, ohnerachtet sie Gelegenheit, Geschicklichkeit und Kräfte dazu haben.

Die Einrichtung dieser Klassen werde mit Zuziehung der Pfarrer, und mit der genauesten Untersuchung gemacht;

sodann aber die erstere Klasse durch öffentliche Vorsorge zu Hause versorgt, die andere mit Arbeit versehen, und die dritte in dem angelegten Werkhause dazu gezwungen.

Man sieht leicht ein, daß bei diesem Plan alles auf die Vorkehrungen für die zweite Klasse ankomme. Und wenn ich zeige, daß mit den Armengeldern, welche jetzt vertheilet werden, noch halb soviel mehr als sonst ausgerichtet werden könne, so glaube ich wenigstens einen guten Rath dazu mitgetheilt zu haben. Ich will solchen auf einen ganz leichten Satz bauen. „Man nehme z. E. in seine Hand „zwei Thaler, und gebe einigen Armen davon 6 Mgr., so „sind 12 Personen versorgt. Man lasse aber diese 12 Per„sonen jede 2 Stücke Garn, welche zusammen 4 Mgr. werth „sind, spinnen, und bezahle ihnen solche mit 8 Mgr., so „ernährt man

„a) mit eben diesen zwei Thalern 18 Personen; jede davon bekömmt
„b) 2 Mgr. mehr; es bleiben
„c) die Armen durch die Arbeit gesund; sie genießen
„d) ihr Brod nicht umsonst; locken also
„e) andere nicht zum Unfleiße; und laufen
„f) nicht herum."

Diese Sätze sind klar; nur wird man sagen:

Die Armen werden entweder das Garn von Andern aufkaufen; oder es werden auch selbst fleißige Leute sich zu den Armen gesellen, um ihr Garn zum doppelten Preise zu verkaufen.

Der Einwurf ist richtig. Allein hier muß man durch einigen Schimpf vorbauen.

Man wähle folglich ein öffentliches Zimmer auf einem Armenhofe; dort sein Räder und Flachs; dieses sei des Winters gewärmt und erleuchtet, und von dem frühesten Morgen bis zum spätesten Abend keinem Armen verschlossen. Und was in diesem Zimmer gesponnen wird, das

werde doppelt bezahlt. Der Schimpf, in einem öffentlichen Zimmer zu spinnen und in der Zahl der Armen bekannt zu sein, wird den fleißigen und empfindlichen Mann hinlänglich abhalten, seine Hand sinken zu lassen. Hingegen ist eben dieser Schimpf nicht unschwer für diejenigen zu tragen, die sonst auf den Gassen betteln und von Obrigkeitswegen in die zweite Klasse gesetzt sind. Die Anstalt wird den Betrug verhüten, und bei einem Lichte und einer Wärme können mehrere Personen zusammen sitzen, mithin Vieles ersparen. Dabei hat jeder Arme seine Freiheit zu gehen und zu kommen, und, wenn er des Tages eine bessere Arbeit findet, solcher nachzugehen.

Sobald ist aber nicht die öffentliche Anstalt gemacht, so muß keiner sich unterstehen zu betteln, oder er muß sich gefallen lassen, in die dritte Klasse gesetzt, in's Werkhaus eingesperret und zur Arbeit gezwungen zu werden. Denn nun ist die Entschuldigung, daß er keine Gelegenheit habe sein Brod zu verdienen, gehoben, und folglich die Obrigkeit berechtiget, das letzte Mittel zu gebrauchen.

Die Armengelder in hiesiger Stadt, welche von Obrigkeitswegen gesammlet und vor den Thüren gegeben werden, belaufen sich des Jahrs zum allerwenigsten auf 12000 Thaler. Davon sollen 40 Hausarme einen jährlichen Zuschuß von 50 Thaler empfangen, so bleiben noch 10000 Thaler übrig. Wenn diese auf obige Art verwendet werden, so können 150 Arme der zweiten Klasse jeder das Jahr 100 Thaler verdienen; und so viel Arme finden sich hoffentlich nicht. —

Man wird einwenden: „Die Anstalt sei ganz gut, wenn „man jährlich mit Gewißheit auf eine sichere Summe rech„nen könnte.“ Allein warum kann man das nicht? In der Stadt London sind die Almosen von jedem Hause fixirt und zum Etat gebracht. In Deutschland, oder doch wenigstens in einem großen Theil desselben, hat man die un-

beständigsten Gefälle zu fixiren gewußt. Warum sollte dieses nicht auch mit den Almosen geschehen können? Wir legen Schatzungen an, um Pulver zu kaufen und die besten Städte damit in den Grund zu schießen. Sollte man denn nicht auch so etwas thun können, um Andre wiederum glücklich zu machen? Sind die Armen nicht ein eben so wichtiger Gegenstand der öffentlichen Vorsorge als andre Dinge? Und würde sich nicht jeder Hauswirth jährlich gern zu einem gewissen Almosenbetrag selbst subscribiren, wenn er dagegen von allem andern Ueberlauf enthoben sein könnte? Würden diese Gelder nicht besser angewandt werden als diejenigen, die wir ohne genugsame Prüfung vor den Thüren oft an Unwürdige verschwenden? Und werden wir von unserm neuangelegten Werkhause, welches wir mit so großen Kosten aufgeführet haben, den wahren Vortheil haben, wofern wir nicht durch jene Klassifikation zuvor alle mögliche Ungerechtigkeit entfernen? Wie viele Vermächtnisse, Hospitäler und Stiftungen ließen sich nicht ohnehin mit jener Anstalt für die Armen vereinigen, so daß eins dem andern die Hand böte, und den Fleiß gemeinschaftlich beförderte! —

XII.

Von der Armenpolizei unsrer Vorfahren.

Man glaubt insgemein, unsre Vorfahren hätten sich wenig um die Polizei bekümmert, und die Sachen so gehen lassen, wie sie gewollt. Um diesen Vorwurf abzuleh-

nen, wollen wir einige die Armenanstalten betreffende Gesetze der mittlern Zeit wiederum in Erinnerung bringen.

Das erste, was hierher gehört, lautet also:

Es soll sich kein Bettler unterstehen herumzulaufen. Wer dergleichen auf seinem Hofe oder auf seinen Gütern hat, soll sie ernähren; und keiner soll sich unterstehen, solchen einige Beihülfe zu geben, wo sie nicht arbeiten. De mendicis, qui per patrias discurrunt, volumus ut unusquisque fidelium nostrorum suum pauperem de beneficio aut de propria familia nutriat, et non permittat alibi ire mendicando. Et ubi tales inventi fuerint, nisi manibus laborent, nullus eis quicquam tribuere praesumat. Capit. V. ann. 305. §. 10.

Um Andern hierin ein gutes Exempel zu geben, verpflichtete sich der Kaiser selbst, diejenigen Armen, welche sich auf seinen Gütern befänden, ernähren zu wollen.

Fiscalini, qui mansos non habent, de Dominica accipiant praebendam (einen Pröven) Cap. d. missis §. 50.

Zur Beihülfe fleißiger Armen ward in jedem Kirchspiele der vierte Theil des Zehnten ausgesetzt.

Ut decimae populi in quatuor partes dividantur. Prima pars Episcopis detur, alia Clericis, tertia pauperibus, quarta in fabricia ipsius ecclesiae v. CAROLI M. LL. §. 95.

Und Gott sollte die Seele der Armen von den Priestern fordern, die solches versäumten, und die Armen darüber sterben ließen.

Capit. addit. IV. §. 153.

Zur Zeit der Hungersnoth wurden jedem Menschen die Armen, so er ernähren, und die Almosen, so er geben sollte, vorgeschrieben.

Episcopi Abbates et Abbatissae pauperes famelicos quatuor pro illa striccitate nutrire debent, usque ad tempora messium-Comites fortiores libram de argento aut valente donent in eleemosyna-ib. §. 143.

Die Armensachen sollten an den Gerichtstagen allezeit zuerst vorgenommen und durch nichts aufgehalten werden.

CAROL. M. LL. §. 58.

Die Bischöfe und Grafen sollten sie in ihrem unmittelbaren Schutze haben.

Capit. add. IV. 5—115.

Die Wundärzte wurden von Gerichtswegen angehalten, der Armen zu warten.

Si quis medicum ad placitum pro infirmo visitando aut vulnere curando poposcerit, ut viderit vulnus medicus aut dolores agnoverit, statim sub certo placito cautione emissa infirmum suscipiat*). L. 3. Wisig. tit. de medicis.

Und gewiß mußten ihnen Richter und Advocaten allezeit umsonst helfen, da beide blos für die Ehre dienten. Ihre Ordnung gegen die Bettler und Landstreicher war so strenge, daß jeder Reisender, der von der Heerstraße auf einen Dorf- oder Nebenweg wich und kein Nothgeschrei machte, als ein Straßenräuber von jedermann erschlagen werden konnte.

---

*) Es steht zwar hier nicht eigentlich, daß von armen Kranken die Rede sei. Vermuthlich aber bedurfte es keines Zwanges, um reiche Patienten in die Cur zu nehmen. Doch konnte bei den Westgothen auch dieses unterweilen nöthig sein, weil dieses Volk auf den Einfall des Hrn. von Maupertuis gerathen war, daß der Arzt nicht belohnt und wohl gar bestraft werden sollte, wenn er einen Patienten sterben ließ; daher mancher sich weigern konnte, einen gefährlichen Patienten in die Cur zu nehmen. Die Westgothen waren überhaupt den Wundärzten nicht gewogen. Sie mußten 100 Ducaten Strafe geben, wenn sie einen durchs Aderlassen lähmten; sie durften keinem Frauenzimmer, ohne daß jemand dabei zugegen war, die Ader öffnen. Nullus medicus sine praesentia patris — mulierem ingenuam flebotomare praesumat — quia difficillimum non est, ut tali occasione ludibrium interdum adhaerescat, L. 1. de medicis. Und sie würden ihnen gewiß das Pulsfühlen verboten haben, wenn es wäre Mode gewesen.

Si peregrinus vel alienus extra viam per sylvas vagetur et non vociferet neque cornu insonet, pro fure sit judicandus vel percutiendus vel redimendus. v. LL. Inae regis. §. 20.

Sie hielten es in diesem Stücke, eben wie wir es zu Kriegszeiten halten, wo der General den ankommenden Fremden die Route vorschreibt, welche sie gehen müssen, wo sie nicht als Spions gehangen werden wollen. Eben dahin zielte anfänglich das Königs- oder Kaisersgeleit und die Abzeichnung gewisser Heerstraßen. Man war mit keinem Geleite auf Dorf- und Nebenwegen sicher.

Wie verhalten wir uns aber jetzt in diesen Stücken? Die Heerstraßen haben ihren Character verloren. Man weiß kaum mehr, was sie bedeuten sollen. Die Landstreicher laufen wie und wo sie wollen. Mit Geleit hält sich ein jeder sicher und berechtiget, sogar Andern in's Haus zu kommen.

Die Wundärzte schicken ihre Rechnungen zur Landescasse ein, wenn sie einem armen Unglücklichen gedienet haben.

Die Richter wollen den Armen nicht umsonst dienen, die Gerichtsschreiber ihre Copiegebühren nicht fahren lassen, die Advocaten nicht umsonst schreiben, und die Procuratoren nicht umsonst laufen, ohnerachtet sie miteinander wenigstens den Zehnten ihres Fleißes den Armen nach den Carolingischen Gesetzen schuldig sind.

Die Zehnten kommen den Armen nicht mehr zu gute; die Almosen sind des Geizigen Willkühr überlassen, und die Reichen sind froh, wenn sie sich des Ueberlaufs und Bettlens auf Andrer Rechnung erwehren können.

Jeder nimmt nach Gefallen Fremde und Arme auf seine Gründe und läßt sie das Land belaufen. Die christliche Religion verpflichtet keinen mehr, sich armer Anverwandten anzunehmen. Man schickt sie lieber auf die Landescasse. Das ist die Einrichtung unsrer erleuchteten Zeiten.

Carl der Große wollte nicht haben, daß ein Kind auf-

wachsen sollte, ohne eine Kunst zu lernen, womit es sich ernähren könnte. Dies ist der Sinn des Gesetzes: De computo ut omnes veraciter discant; de medicinali arte ut infantes hanc discere mittantur Cap. I. 1. de 805. §. 5. Wir hingegen lassen die Jugend auf dem Lande, welche dereinst zum Ackerbau bestimmt ist, die Gänse und Schweine hüten, wovon sie wahrlich nicht lernen werden, sich bei mehrern Jahren zu ernähren und zu unterhalten. Die Mutter eines Kindes, das im zwölften Jahre sich seine Strümpfe nicht knütten, oder sein Hemd nicht nähen, oder seine anderthalb Stück Garn des Tages nicht hätte spinnen können, würde Carl der Große zum Schandpfahl verdammet haben. Und sollte sie es auch nicht verdienen? Wie mancher Mensch wird nicht endlich Krüppel, und, weil er keine Handarbeit gelernt, ein Straßenbettler!

XIII.

Vorschlag zur Versorgung alter Bediente.

Vom Handwerk sagt man, daß es einen güldenen Boden habe. Allein von dem Dienste kann man behaupten, daß er einen eisernen habe. Ein Mensch, der seine beste Lebenszeit mit Aufwarten zugebracht, ist am Ende seines Lebens insgemein sich und andern unnütz, und wenn er treu gedient, hat er von seinem Lohn kein Kapital gemacht. Er setzt daher oft einen gutherzigen Herrn in die Versuchung, ihn wider sein Gewissen mit einem Dienste zu versorgen, wozu er nicht geschickt ist. Wäre es also nicht billig, eine Invalidenkasse für bejahrte Bediente zu stiften?

Nach meiner Rechnung könnte es füglich angehen, daß ein Bedienter, der 30 Jahr im Lande wohl gedient und jährlich 1 Thaler zu dieser Invalidenkasse kontribuiret hätte, die übrige Zeit seines Lebens monatlich 2 Thaler, und wenn er jährlich 2 Thaler kontribuirt, monatlich 4 Thaler und so ferner erhielte. Eben dieses könnte in Ansehung der weiblichen Dienstboten Statt haben. Und wie manche Herrschaft würde diesen Vorschuß nicht für ihre Dienstboten jährlich gern thun, wenn diese sich dagegen des Kaffees und Thees freiwillig enthalten wollten! Wie glücklich wäre dieses Geld nicht angewandt! und was kann eine Obrigkeit abhalten, eine solche Anstalt zu treffen? Käme ein Schaden dabei heraus, so müßte ihn das Publikum, das dagegen mit guten und treuen Dienstboten versorgt würde, übernehmen.

XIV.

Unvorgreifliche Beantwortung der Frage: Ob das häufige Hollandgehen der Osnabrückischen Unterthanen zu dulden sei? *)

Wenn ich über vorstehende Frage meine Gedanken mittheile, so erstrecken sich selbige hauptsächlich über den Ort, wohin mich die Vorsehung Gottes vor einigen Jahren gerufen hat. Diese kleine Gemeinde liefert jährlich den Holländern wenigstens 60 Arbeiter, unter welchen aber ein Un-

*) Dieses Stück, welches von einem andern Verfasser ist, wird der Verbindung halber mit eingerückt.

terschied gemacht werden muß, da sie nicht alle zu gleicher Zeit zu ihnen gehen und auch nicht zu einer Jahreszeit wieder zu Hause kommen. Einige gehen in ihrem 17ten bis 18ten Jahre nach Holland und kommen in 10 bis 20 Jahren nicht wieder, oder bleiben Zeitlebens aus. Andre, und zwar die Hälfte, treten ihre Reise gleich nach Lichtmessen an, und stellen sich um Allerheiligen oder Martini wieder ein; und das sind die, welche der Holländer in seinen Lustgärten gebrauchet. Die letztern gehen gleich nach Pfingsten und kehren zur Erndtezeit wieder zurück; und das sind die Grasmäher.

Erstere sind gewissenlose Unterthanen gegen ihren Landesherrn und insgemein höchst undankbare Kinder gegen ihre Eltern. Sie entvölkern das Vaterland und opfern ihre Kräfte einem fremden Volke auf, welche sie doch ihrem angebornen Oberherrn mit Gut und Blut zu weihen schuldig wären. Der Undankbare gehet inzwischen hin, und der elterliche Segen wird ihm mitgetheilet. Gott fordert nach etlichen Jahren seinen Vater ab, die Mutter wird in den betrübten Witwenstand gesetzt, und die kleinen Kinder verwaisen. Sie schreibt an ihren Sohn in Holland, er möchte zu Hause kommen, und helfen ihr arbeiten; sie prediget aber tauben Ohren. Der Sohn meldet: Ich habe ein Weib genommen, darum kann ich nicht kommen; und weil ich selber Kinder habe, so kann ich euch auch nicht mit Gelde unterstützen. Das ist denn der Dank, den der Sohn seiner trostlosen Mutter beweiset, die sich dann vor Gram, Kummer und übermäßiger Arbeit viel zu früh ihr eigen Grab zubereitet.

Ich komme zu der zweiten Gattung dieser Art Leute, welche drei Theile des Jahrs in Holland zubringet; und das ist eben die betrüglichste Sorte von Menschen, die unserm Lande so viel Schaden bringen, welches ich meinen Lesern deutlich vor Augen legen will. Es würde zwar zu

einem glänzenden Vorzuge gereichen, wenn der berühmte Hr. D. Büsching in seiner neuen Erdbeschreibung von unserm Hochstifte berichtet, daß die Unterthanen desselben jährlich so viel tausend Gulden aus Holland hereinschleppen, zu welchen man sagen müßte: Quis potest resistere tot armatis? Allein es ist nicht alles Gold, was glänzet. Nach der genauesten Erkundigung bringet ein arbeitsamer und schonender Mensch in seiner 40wöchigen Abwesenheit 100 Gulden zu Hause, und das ist das Allerhöchste, was er baar haben kann. Wie glücklich wäre er, wenn er alles für reinen Profit halten könnte! Es muß aber ein nicht geringer Rabat gemacht werden. Ein solcher Arbeiter kaufet sich jährlich ein Schwein und mästet solches von seinem Boden, weil er alle Jahr keine Baummast haben kann. Speck und Schinken dürfen nicht angetastet werden, weil diese besten Theile der Vater mit nach Holland haben muß. Alle Butter der Haushaltung wird verwahret und leistet dem Speck Gesellschaft. Das den Winter durch gesponnene Garn muß gewirket und dem Vater zu Hemden, Beinkleidern und Futterhemden mitgegeben werden. Doch dieses alles ist nichts zu rechnen; denn es muß doch gegessen, getrunken und der Leib bekleidet sein. Nur Schade, daß Frau und Kinder durch Entziehung dieser besten Nahrung entkräftet und nicht selten in Krankheit gestürzet werden! Der Faden meiner Gedanken ziehet mich aber auf eine weit wichtigere Betrachtung bei diesen Leuten. Der verehelichte Theil von ihnen hat wenigstens 8 oder 10 Scheffel Saatlandes unter dem Pflug. Er kommt zu Martini und folglich zu einer Zeit zu Hause, da ein rechtschaffener Ackersmann seine Wintersaat schon längst bestellet hat. Acht bis vierzehn Tage ruhet der zu Hause gekommene Vater aus, und fänget nunmehr sein Land zu bearbeiten an, und wird nach Neujahr, auch wohl öfters um Lichtmessen, mit seiner Rockensaat fertig. Anstatt daß Körner sollen einge-

erndtet werden, so hat er Gras und Stroh und wenigstens 3 Scheffel Rocken von jedem Scheffel Saat weniger, als er bei gehörigem Fleiß und rechter Zeit ohnfehlbar erhalten hätte. Die Zeit der Abreise stellet sich wieder ein. Er schnüret seinen Bündel, er gehet und lässet der Frau den trostreichen Segen: Siehe zu, wie du mit Acker, Viehe, Haushaltung und Kindern fertig wirst. Mein Gott! wie muß das arme Weib rennen und laufen, daß sie Wagen und Pflug erhält, um ihren Hafer und Buchwaizen in die Erde zu kriegen! Da liegen die kleinen Kinder um den Heerd oder hinter den Kühen, um selbige zu hüten, herum; sie schreien nach der Mutter und nach Brod; aber die ist nicht da, weil sie nicht zugleich bei den Ihrigen und auf dem Acker sein kann. Sie ist dennoch bei der größten Unordnung im Hause wohl zufrieden, wenn die Kinder nur des Viehes gut hüten; denn das wäre Schade, wenn der mehrste Bauer nicht glauben sollte, daß seine Kinder nur um seines Viehes willen allein in der Welt wären! Sollte der abwesende Mann wohl den Schaden in der Fremde durch seinen Fleiß wieder ersetzen können, der in seiner Abwesenheit in der Haushaltung verursachet wird? Dieses alles lege ich folgendergestalt in eine Wage:

An Speck und Butter wird mitgenommen und nachgesendet	15 Fl.
An 8 Schfl. Saatlandes hat er wegen Versäumung und schlechter Bestellung Schaden .	24 „
An Kleidung wird zerrissen	10 „
An Versäumungen in der Haushaltung . .	10 „
Bei seinem Zuhausebleiben hätte er in 9 Monaten mit Spinnen und Taglohn verdienen können, wenigstens	30 „
Summa	89 Fl.

Aus dieser billigmäßigen Vergleichung entstehet mit Recht die Frage: Was hat denn ein so abgematteter Mann für

alle seine Mühe, Arbeit und lange Reise? In der That nichts als einen glänzenden Betrug; denn der schlaue Holländer kriegt seine Arbeiten verrichtet und steckt den Vortheil in die Tasche. Und sind denn auch die etwan noch überschießenden eilf Gulden zu des Vaters Beruhigung hinreichend, daß er seine Kinder so gewissenlos versäumet, selbige der Erkenntniß Gottes und der Schule entzogen, und seine eigene Haushaltung so schändlich vernachlässiget hat?

Ich gehe weiter. Nicht selten geschiehet es, daß ein seine Kräfte so vergeudender Mensch vor der Zeit ein Raub des Grabes wird. Der Bauer, in dessen Behausung der Erblaßte gewohnet, nimmt sich der zurückgebliebenen Waisen an. Die Knaben macht er zu seinen Schäfern, lehret sie mit Pferden umgehen, und sie werden seine Knechte. Was gewinnet er aber dadurch? Er muß es nur allzuspät erfahren, daß er Schlangen in seinem eignen Busen genähret hat. Der Knecht ist kaum der Kinderlehre entlaufen, so fängt er an trotzig gegen seinen Brodherrn zu werden. Er spricht im hohen Tone: Wollet ihr mir nicht 20 bis 24 Thlr. Lohn, so viele Ellen Hemde- und Wollenlaken, nebst ein Paar Schuhe jährlich geben, adieu patrie! ich gehe nach Holland. Vermiethet sich ein auswärtiger Knecht bei einem hiesigen Bauren, so fordert er obigen Lohn, und bedinget sich dabei einen jährlichen holländischen Gang ausdrücklich mit aus. Und eben da ich dieses schreibe, hat kein Bauer seinen Knecht zu Hause, sondern er mähet das wasserländische Gras ab. Die Mägde fangen es jetzt eben so an. Können sie nicht 10 bis 12 Thlr. Lohn, so viel Lein gesäet und so viel Stock Linnen jährlich erhalten, so gehen sie in die holländischen Bleichen oder in die Salzbrennereien.

Ein wollüstiger Jüngling gehet nach jenen Oertern, um seine Leidenschaften zu befriedigen. Er hat sich in seinem Geburtsorte ein Mädchen, oder auch eine junge Witwe

auserseh̄n, der er aber zu schlecht ist, weil er nicht gut genug gekleidet und seine Umstände nicht brillant genug sind. Er läuft nach den güldnen Inseln und arbeitet aus allen Kräften. Alles, was er verdienet, hänget er auf seinen Leib. Er kommt als ein Stutzer wieder; ein modefarbiges Kleid von holländischem Tuch bedeckt ihn, große silberne Schnallen, womit sich leicht drei behelfen können, spielen an seinen Füßen. In diesem reizenden Gewande gehet er zu seinem vorerwähnten Schatz, wiederholet seine Anwerbung, ist glücklich und sieget. Schwiegereltern und Verwandte glauben hier den reichen Holländer an seinem Kleide und Beutel zu erblicken, und die Ehe wird getroffen. Aber ach! was entstehet daraus? Die betrogene Frau bereuet ihre Thorheit ohne Erhörung, und stirbt endlich vor Gram. Der durch Faulheit zum Weichling gewordene Mann geräth in die größte Armuth, und die unglücklichen Kinder werden zur Last der Gemeinde auf den Armenkasten verwiesen. —

Noch mehr. Solche Art Leute, als wir bisher abgemalt haben, machen faule und üppige Bauren, die ihren Landes- oder Gutsherrn betrügen und ihr Erbe in ewige Schulden setzen. In unsern wollüstigen Tagen weiß der Bauer, allen strengen Gesetzen ohngeachtet, eben so gut Kaffee und Thee zu trinken als der vornehme Mann in der Stadt. Er hat bei seiner Stätte 8 bis 12 Malter Saatlandes, und diese sind seine Goldgruben; und sie würden es auch ohnfehlbar sein, wenn er's nur nicht auf die verkehrteste Art anfinge. Anstatt sein Land gehörig zu bearbeiten, verpfändet er lieber einen Scheffel Saat nach dem andern. Kommt ein Creditor, so spricht er ihn bis Allerheiligen zufrieden, und ist die Schuld nicht allzugroß, so giebt er ihm ein Geduldhuhn, sonst aber wohl gar ein Schwein mit auf den Weg. Sein holländischer Heuermann ist kaum zu Hause, so klopfet der Bauer schon an dessen

Tasche und holet 80 Gulden auf 4 Scheffel Saatlandes zu dessen Gebrauch und Unterpfand. Damit bezahlet er nun seine wollüstigen Schulden und machet seine Stätte immer kleiner und drückender. Endlich nimmt er seine Zuflucht zum sechs- oder zwölfjährigen Stillstand und setzet sich, sein Erbe und Kinder in die kläglichsten Umstände, die auch der unermüdete Schweiß seiner Nachkommen eines Jahrhunderts nicht zu bessern vermögend sind. Würde nun der Bauer diese Quelle seines Verderbens nicht kennen, so würde er auch gewiß regelmäßiger leben, seine Arbeiten ununterbrochen und gebührender verrichten, und folglich sich und seine Stätte glücklicher machen.

Was fängt nun aber der vierteljährige Unterthan in seinem Hause an? Er fühlet die Mattigkeit seiner erschöpften Kräfte, der Zustand seiner Gesundheit wird wankend, und er muß seine eroberten Stüber dem Apotheker, oder, wozu er am meisten geneigt ist, einem Quacksalber in die Hände geben, und wird dabei geschneuzet. Er trinkt seinen mitgebrachten Thee und Kaffee in stiller Ruhe, arbeitet aber nicht mehr, als was er nothwendig thun muß; und die Wohlfahrt seiner Kinder liegt ihm am wenigsten am Herzen; denn die gehört für keinen Vater, sondern allein für die Mutter. Er wird mürrisch und verdrießlich; seine mannbaren Jahre haben ihn schon ins graue Alter versetzet; sein Grab öffnet sich ihm vor der Zeit, und er lässet eine junge seufzende Witwe mit vielen Kindern nach, die nicht selten der Gemeinde zur größten Last werden. Würde dieses alles erfolget sein, wenn er im Lande geblieben wäre und sich redlich genähret hätte? Woher kommt es doch, daß wir ein so schlechtes Christenthum und Erkenntniß bei solcher Leute Kindern antreffen? daß wir einen so verdorbenen und elenden Acker haben? Woher rühret es, daß der Bauer die Arbeiten seines verwöhnten Knechts mit schwerem Gelde aufwiegen muß, oder gar keinen krie-

gen kann? Was ist die Ursache, daß der Linnenhandel unsers Vaterlandes nicht emporkommen kann und so sehr fällt? Wer bringet die Baurenhöfe in überwiegende Schuldenlasten? Von allen diesen und noch mehreren Uebeln ist der nach Holland gehende Unterthan der vornehmste und eigentliche Schöpfer.

Die letztern Arbeiter sind die Grasmäher. Diese gehen zu einer Zeit zu dem Holländer, da sie ihre Haus- und Feldarbeiten hier verrichtet haben. Sie versehen sich auf ihre zweimonatliche Abwesenheit mit Speck, Brod und Butter. Kommt ein solcher nach Jacobi zu Hause, so hat er etwan aufs höchste 30 Fl. in der Tasche. Fünf davon hat er zum wenigsten an Eßwaaren mitgenommen, und drei hat er am Zeuge zerrissen. Ein solcher Mann siehet bei seiner Wiederkunft aus, als wenn er schon drei Tage im Grabe gelegen hätte. Und wie ist das anders möglich? Der Geizige unter ihnen hat sich durch seine entsetzlichen Arbeiten alle Kräfte ausgepresset. Bei seinem Speck und Brode hat er die holländische Waddicke Eimerweise eingeschlungen, und des Nachts ist unter blauem Himmel die Heufime sein Bette gewesen. Kaum daß der Tag grauet, so wadet er mit seiner Sense schon im Thaue, zapfet sich den Schweiß ab. Diese Leute sind insgemein in ihrem ganzen Leben unglücklich. Kommen sie zu Hause, so finden sie schon beide Hände voll Arbeit wieder; denn unsre Erndte wartet ihrer schon mit Schmerzen. Sie sind aber ganz ermüdet und können nicht zu Kräften kommen. Gesund und wohl sind sie hingegangen, haben aber gelähmte Glieder, auch sehr öfters die Schwind- und Wassersucht, oder eine enge Brust nebst dem sogenannten holländischen Pipp, der in einer immerwährenden Schütterung oder schleichendem Frost bestehet, wieder mitgebracht. Sollten diese Leute nicht große Schuld mit daran sein, wenn unser Hochstift so schlecht bevölkert ist, wenn hier und da im Lande oft

hinreißende Krankheiten sich einfinden, wenn sie selbst so viele ungesunde Kinder in die Welt setzen, und mit denselben vor der Zeit hinsterben?

Ein jeder wird also aus dieser wahrhaften Vorstellung schon die Frage beantworten können: Ob die starken Züge nach Holland unserm Hochstifte vortheilhaft oder schädlich sein? —

So sehr ich auch mit diesen Gründen meinem eignen Nutzen schade und wenigstens der dritte Theil meines ohnehin geringen Einkommens schwinden würde, wenn diesem schädlichen Hollandgehen abhelfliche Maß gesetzet würde, so bin ich völlig versichert, daß mein allergnädigster König diesen Verlust auf andre Weise reichlich ersetzen würde. Der ächteste Patriotismus belebet mich, und wünsche ich nichts so sehr, als daß unsere Landesstützen diesem immer mehr und mehr einreißenden Uebel durch weise und zur Kraft kommende Gesetze vorzubeugen gnädigst geruhen möchten.

XV.

Die Frage: Ist es gut, daß die Unterthanen jährlich nach Holland gehen? wird bejahet.

Es liegt Alles an dem Gesichtspunkte, woraus man eine Sache betrachtet; und Phidias lief Gefahr, von den Athenienser gesteiniget zu werden, wie sie die von ihm mit aller Kunst verfertigte Statue der Minerva, welche für einen hohen Altar bestimmet war, in der Nähe und

nicht in gehöriger ehrfurchtsvoller Entfernung knieend betrachteten.

Eben so wahr ist es, daß große Rechnungen die Probe nicht leicht im Kleinen halten. In einer großen Menge von Fällen kann jeder einzelne Fall für sich unrichtig, und doch der daraus gezogene Schluß auf das genaueste wahr sein. Man weiß z. E. wie viel Menschen von einer gewissen gegebenen Anzahl jährlich sterben; man weiß zu seiner großen Beruhigung, daß ungefähr Knaben und Mädchen in gleichem Verhältniß gegen einander geboren werden. Nun mögen alle Hausmütter auftreten und auf ihr Gewissen bezeugen, Gott habe ihnen Töchter und Knaben in ungleicher Anzahl bescheret, es mögen alle Todtengräber bezeugen, sie hätten mehr oder weniger Leute von der in ihren Dorfgemeinden befindlichen Anzahl begraben, als nach jener Regel hätten sterben sollen: so schadet dieses der Rechnung im G r o ß e n nichts. Die große Regel bleibt wahr, wenn sie gleich in der Anwendung auf jeden einzelnen Fall nicht zutrifft.

Nach dieser kurzen Vorerinnerung will ich alles, was wider die Hollandsgänger aus diesem Stifte angeführet worden, zugestehen. Ich will aber zeigen, daß der Gesichtspunkt, woraus man die Sache betrachtet, zu nahe an der Statue genommen, und ein einzelner Fall von diesen oder jenen Kirchspielen nicht hinlänglich sei, um darnach die Rechnung im Großen zu machen. Jedoch noch eins zum voraus.

Es gehen jährlich über zwanzigtausend Franzosen nach Spanien, um den Spaniern in der Erndte zu helfen. Eben so viel Brabänder gehen in gleicher Absicht nach Frankreich. Eine nicht geringere Menge Westphälinger geht den Holländern und Brabändern zu Hülfe; und mittlerweile kommen die Schwaben, Thüringer und Baiern nach Westphalen, um unsre Mauern zu verfertigen; die Italiäner

weißen unsre Kirchen und versorgen uns mit Mausefallen: die Tyroler reinigen unsere Teiche; die Schweizer gehen nach Paris, um den Franzosen die Thür zu hüten, oder die Schuh zu putzen; und so wandert eine Nation zur andern, um bei ihr des Sommers ein Stück Brod zu verdienen, was sie des Winters zu Hause verzehret. Nichts ist hier leichter als zu fragen, warum jede Nation nicht zu Hause bleibe, so lange sie noch Bedürfnisse hat, welche sie durch fremde Hände bestellen lassen muß? warum nicht der Westphälinger seine Teiche selbst rein mache? warum er seine Kirchen nicht weiße, und seine Häuser nicht selbst maure? und ob es nicht leichter und vortheilhafter sei, Wetterglåser zu machen, als in Holland Torf zu stechen, oder in England Thran zu sieden? Allein nichts ist auch offenbarer, als daß Landeseinwohner, welche sich auf gewisse Dinge allein legen und ihre Kinder von Jugend auf dazu erziehen, es darin zu einer so vorzüglichen Fertigkeit und Geschicklichkeit bringen können, daß sie für halbes Geld mehr thun, als Andere für doppeltes. Nichts ist sichtbarer, als daß auch in groben Arbeiten eben die Vortheile aus der Simplifikation entstehen, welche den feinern Künsten daraus zugewachsen sind, wenn nämlich ein Andrer die Federn, ein Andrer die Räder, und ein Dritter die Zifferblätter verfertiget, sodann der Uhrmacher nur blos zusammensetzt. Nichts ist endlich gewisser, als daß sich oft in ganzen Gegenden eine Handarbeit von Vater auf Sohn und von Nachbar zu Nachbar auf das glücklichste ausbreite und sich gleichsam mit dem Nationalcharacter vermische.

Gesetzt nun, die Einwohner eines Landes bringen es durch das Exempel ihrer Vorfahren, durch die tägliche Uebung und andere Vortheile zu einer vorzüglichen Geschicklichkeit in einer groben Arbeit, so können sie nicht wie die feineren Handarbeiter an einem Orte wohnen, son-

dern müssen herumziehen; weil eine Nation, die aus lauter Maurern bestehet, keine Brücken zu Hause machen und solche auf der Post verschicken kann. Sie müssen weiter doppelt gewinnen und ihre Art zu arbeiten lieben, weil sie durch ihre Fertigkeit und Geschicklichkeit gar zu viel vor allen andern voraus haben. Und man könnte sich wirklich den Fall vorstellen, daß die Tyroler in Westphalen Gräben ausbrächten, die Westphälinger hingegen in Tyrol Torf grüben, und beide mehrern Vortheil von ihren weiten Reisen hätten, als wenn sie jedes Orts ihre Sachen zu Hause verrichteten. Denn die Nerven, der Rückgrat und alle Gliedmaßen biegen sich zu einer von Jugend auf gelernten, täglich gesehenen und geübten Arbeit auf das vollkommenste, und auch der kleinste Vortheil wird zuletzt entdeckt und genutzt. Wer würde es nun aber wagen, jede Nation hierin auf andere Gedanken zu bringen? Die Alten von dreißig, vierzig und funfzig Jahren zu bekehren, ist fast unmöglich und allezeit gefährlich. Um die Kinder aber in ihrer Eltern Hause, unter ihrer Aufsicht und Lehre völlig umzubilden, dazu gehören solche Anstalten, welche nicht so leicht auszuführen sein möchten. Und so ist es eine sehr bedenkliche Sache, einem Volke seinen gewohnten Weg zu versperren, um ihn mit Unsicherheit auf einen ungewohnten zu führen.

Wahr ist es, daß die Leute, welche nach Holland und England zur Arbeit gehen, früher alt und unvermögend werden als andere, die bei ordentlicher Land- und Hausarbeit ihre Kräfte nicht übernehmen; denn wenn sie etwas verdienen wollen, müssen sie alle Augenblicke nutzen und keinen Odemzug ohne Arbeit thun. Der Gewinnst stärkt ihre Begierde, und die Begierde giebt eine größere aber kurze Stärke. Allein es ist auch nicht weniger wahr, daß die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts unter den Heuerleuten um ein Drittel schneller gehe als unter

den Landbesitzern. Hier muß insgemein der Anerbe warten, bis der Vater stirbt oder abzieht; ehe ist für eine junge Frau kein Platz im Hause offen. Die Mahljahre von Stiefeltern gehen insgemein so weit, bis der Anerbe sein dreißigstes Jahr erreicht. Dreißig Jahre machen also das gewöhnlichste Alter aus, worin Landbesitzer heirathen; und wenn Tacitus es der deutschen Enthaltsamkeit zuschreibt, daß sie vor dem 25sten Jahre nicht heiratheten, so bedachte er nicht, daß das frühere Heirathen nur bei Handthierungen, wovon Bürger und Heuerleute leben, möglich sei, und die deutsche Nation, welche er schilderte, nicht aus Bürgern und Heuerleuten, sondern aus Landbesitzern bestand. Die hiesigen Heuerleute heirathen mit zwanzig Jahren, und mithin zehn Jahr früher als Anerben. Gesetzt also, sie wären mit funfzig Jahren alt und kümmerlich, gesetzt, ein ganzes Kirchspiel sähe seine besten Leute, und ein Mann alle seine Brüder und Verwandte sterben, so wird derjenige, der nahe am Kirchhofe wohnet, oder den dieser Verlust hauptsächlich trifft, das unglückliche Hollandsgehen leicht beklagen. Allein die große Staatsrechnung leidet darunter nichts. Es verhält sich hierin mit den hiesigen Hollandsgängern wie mit den Bergleuten. Diese erreichen kein hohes Alter und sind früh kümmerlich. Ihre Anzahl vermindert sich aber dadurch nicht. Sie werden sich doppelt vermehren, wenn hinlängliche Arbeit vorhanden.

Wahr ist es weiter, daß von den Leuten, welche solchergestalt in die Fremde gehen, jährlich zehn von hundert verloren gehen. Einige gehen auf den Herings- und Wallfischfang; und die Reisen zur See verführen manchen nach Ost- und Westindien. Wie viel Einwohner in Cuirasseau sind nicht aus hiesigem Stifte? Viele, die nach England in die Thransiedereien, oder nach Holland auf allerhand Arbeit ausgehen, lassen sich, wenn sie zu Hause keine Weiber haben, leicht bereden gar auszubleiben. Allein es ist

auch wiederum wahr, daß wir die große Menge von Heuerleuten nicht haben würden, wenn der Verdienst in der Fremde wegfallen sollte. Wir würden alsdann sicher nicht den zehnten Theil derjenigen haben, die jetzt im Lande sind; und so ist der gegenwärtige Verlust nichts gegen denjenigen, welchen wir im Gegentheil leiden würden. Ein Baum, wovon viele wurmstichige Aepfel fallen, ist insgemein fruchtbarer als ein andrer, worunter keiner liegt. Wer hier blos auf die Erde und nicht in die Höhe sieht, der wird leicht unrichtig urtheilen und nicht erkennen, daß jener mehr Früchte habe als dieser.

Es läßt sich sehr wahrscheinlich zeigen, daß in diesem Jahrhundert sich über viertausend Neubauer im hiesigen Stifte niedergelassen haben; und der unmäßige Preis unsrer Ländereien, welcher höher ist als er irgendwo in Europa sein wird, bestärket diese Vermuthung. Sechs und funfzig Quadratruthen von unserm besten Feldlande — und wahrlich unser bestes kann in Vergleichung anderer Länder kaum für mittelmäßig gelten — ist in verschiedenen Gegenden über vier Thaler jährlichen Heuergeldes ausgebracht worden; und das Gartenland doppelt so hoch als das Feldland. Es ist kein einziger sogenannter großer Haushalt im ganzen Stifte mehr, weil kein Pächter das Land so hoch bezahlen, und kein Eigenthümer es so theuer nutzen kann als es die Heuerleute bezahlen. Da diese in den öffentlichen Lasten weislich geschonet, von aller Werbung befreiet, und an manchen Orten mit der Feurung und Weide leicht versorget werden, so verheuret der Eigenthümer der Ländereien nicht blos sein Land, sondern auch die freie edle Luft unter einer milden Regierung und alle die Vortheile, die ein Land ohne Truppen, ohne Accise und ohne Kameralisten gewähren kann, die Vortheile, welche Heiden und Moore darbieten, und den öffentlichen Kredit, worin unsere glückliche Verfassung sowohl die heilsame Gerechtigkeit

als die Landesherrliche Macht erhalten hat. Alle diese Vortheile würden ungenutzt sein, wenn wir die Menge von Heuerleuten nicht hätten, und diese wieder wegfallen, wenn sie ihr Brod aus dem Heid-, Sand- oder Moorlande ziehen sollten.

Viele Edelleute machen sich mit Recht ein Gewissen daraus, ihre Länder an den Meistbietenden zu vermiethen. Die geringen Nebenwohner, da sie einmal da sind und in benachbarten Ländern nicht gleiche Vortheile finden, können es nicht entbehren; und die Prediger in manchen Kirchspielen eifern gegen das Verheuren an den Meistbietenden auf den Kanzeln als gegen eine Sünde. Wo ist aber ein Land, da man diese Art von Sünde kennt? Der vornehme Verfasser des Hausvaters, der gewiß den Haushalt von allen möglichen Seiten betrachtet hat, der Herr Landdrost von Münchhausen, gesteht, daß wenn er seine Güter in unserm Stifte hätte, sie ihm doppelt so viel als jetzt einbringen würden. Dies würden sie thun, ohne daß er nöthig hätte sich des Jahrs mehr als einmal, wenn der Zahlungstag der Heuergelder ist, darnach umzusehen. Die Ursache, so derselbe hievon angiebt, besteht in der vorzüglichen Bevölkerung durch jene Heuerleute.

Wahr ist es, daß diese Bevölkerung den Landbesitzern auf sichere Weise zur Last falle; und die unzähligen Beschwerden, welche die Landstände ehedem über die Zunahme der Neubauer geführet haben, sind damals nicht ohne Grund gewesen. Wir haben landesherrliche Verordnungen von dem Bischofe Philipp Sigismund, worin die Ansetzung eines neuen Hauses bei einer Strafe von 10 Goldfl. verboten ist; und der Landtagsabschied vom Jahre 1608 enthält buchstäblich, daß auf den ganzen und halben Erben, wo vorhin zwei Feuerstätten gewesen, nur die Sahlstätte und Leibzucht gestattet, auf den Kotten, wo vorhin keine gewesen, keine neue errichtet, und auf jeder Feuerstätte nur eine Partei

geduldet werden sollte. Allein seitdem sich unter der Territorialhoheit die Grundsätze in diesem Stücke verändert haben, und die Bevölkerung in einen andern Gesichtspunkt gekommen ist, seitdem der Landbesitzer sich nicht mehr mit seinem eigenen Vieh und Korne fertig machen kann, sondern auch Geld nöthig hat, seitdem die Landesherrn ihre Naturalgefälle in Geld verwandelt haben, und der Edelmann diesem Exempel gefolget ist, seitdem endlich tausend vorhin entbehrte Reizungen der Wollust und Bequemlichkeit den Fremden baar bezahlet werden müssen, haben sich die Grundsätze in diesem Stücke so geändert, daß man jene Verordnung lächerlich findet. Jetzt wohnen nicht eine, sondern vier Parteien in Nebenhäusern, welche in die Queer durchgesetzt sind, und wovon jede Partei eine Seite hat. Man mag immerhin sagen: die Heuerleute beschweren nur die gemeinen Weiden, bestehlen die Holzungen und zeugen Bettler oder Diebe. So lange die Theurung der Landpreise im Ganzen ein Vortheil für Zeiten ist, worin alles auf Geld ankömmt, so sind jene Zufälle nur Flecken, die von der prächtigen Höhe kaum gesehen werden müssen, und durch gute Verordnungen gehoben werden können.

Jedoch die wichtigste Betrachtung verdienet Garn und Linnen. Schwerlich kann ein Mensch sich mit Spinnen ernähren. Spinnen ist die armseligste Beschäftigung, und kann nur in so weit vortheilhaft sein, als es zur Ausfüllung der in einem Haushalt überschießenden Stunden gebraucht wird. Hätten wir nun keine Leute, die im Sommer nach Holland gingen, so würden diese auch den Winter nicht spinnen können. Wir würden auch ihre Weiber und Kinder nicht beim Rade haben. Es würde also vielleicht nicht die Hälfte des Linnens im Stifte gemacht werden, was aus demselben jetzt verführet wird.

Der scheinbarste Einwurf unter allen, welcher gegen das Hollandsgehen gemacht wird, ist die Theurung des Ge-

sindes. Ich will diesen Einwurf mit den Worten vortragen, womit er in der Landtagsproposition vom Jahre 1608 vorgetragen ist, um dabei zu erinnern, daß unsre Vorfahren sich mit uns aus einerlei Ton beklagt, und die Zeiten sich also in 160 Jahren nicht verschlimmert haben. Der Bischof Philipp Sigismund erkläret sich aber folgendergestalt:

Ueberdies zum Vierten wären J. F. G. nun eine zeither fast aus allen Aemtern vielfältige Klage und Ueppigkeit, Muthwille und Frevel des gemeinen Dienstvolks, Knechten und Mägden und Jungen, auch gemeinen Arbeitsleuten und Tagelöhnern vorgekommen; indem weil Gott allmählig etliche Jahr her wohlfeile Zeit am Getraide und andern verliehen, daß fast alles Gesinde daher widerspenstig würde, sich hin und wieder auf dem Lande in den Dörfern, Flecken und Städten, in Backhäusern, Spiekern, Kotten, Gaden und sonsten niederließe und selbst erhielte, und niemand zu dienen begehrte, und darüber die erbgesessenen Bauern, Bürger und andre, so ihrer Arbeit gebrauchen müßten und nöthig hätten, zum äußersten aussögen, sonsten auch das ledige Volk seines Gefallens wiederum davon streiche, anderer Orten sich verhielte, auch wohl bei andern in Dienst sich wieder einstellete und aufgenommen würde, auch wohl ganz an andere Orte nacher Friesland und sonst außerhalb Stifts davon streiche, da es etwa auf eine geringe Zeit ein mehrers verdienen könnte, hernacher seines Gefallens wieder herein käme, und das ganze Jahr hernach im Stifte unterhalten werden müßte, wie denn ebenmäßig bei den Arbeitsleuten und Tagelöhnern die Bezahlung übermäßig wäre; und zweifelten J. F. G. nicht, die Anwesende von den Ständen sämmtlich würden davon gute Zeugniß geben können; stünde derowegen zu reiflichen Bedenken, ob man sich nicht mit einer be-

ständigen Polizeiordnung, wie es damit auf alle Fälle gehalten werden solle, dem gemeinen Nutzen zum Besten sich hierüber zu vergleichen ꝛc.

Damals hielt man es also dem Lande sogar nachtheilig, daß die Leute, welche nach Friesland (worunter das jetzige Westfriesland und Holland verstanden ist) gingen, des Winters zurücke kamen und das Korn, über dessen Wohlfeiligkeit doch geklagt wird, für ihr erworbenes Geld verzehren halfen. Man suchte durch Erschwerung der Heirathen, durch Verminderung der Anbauer und durch Einschränkung des Erwerbs wohlfeiles Gesinde zu erhalten. Jetzt aber wünscht man viele Mitesser zum Korn, um gute Preise, viele Heuerleute, um theures Land, und viele Menschen, um desto leichter Gesinde zu haben. Schade für beide Grundsätze, daß das Land kein Sack ist, worin man die unangesessenen Heuerleute nach seinem Gefallen schütteln kann. Wie weiland Ihro Churfürstl. Durchl. Ernst August der Erste das Hollandsgehen zum Vortheil der Werbung einschränkten, beschwerten sich unterm 19ten Februar 1671 die Stiftsstände:

Daß wegen der Hollandsgänger, so vor diesem viel Geld ins Stift geholet, itzt dem Lande viele tausend abgingen, indem selbige sich erst bei den Amtshäusern melden müßten, weil die Leute bei vorgehendem Zwang zur Werbung sich befürchteten, daß sie beim Kopf genommen würden.

Hier war der Sack zugeknüpft, und man war auch nicht zufrieden. Die Klage in den alten Zeiten war indeß noch gegründeter als jetzt. Damals ging es dem Landeigenthümer, wie jetzt dem Menschen überhaupt. Dieser glaubt, alle Sterne und Thiere seien blos um seinetwillen erschaffen; und der Landeigenthümer behauptete, vielleicht gar nicht mit Unrecht, er sei der Mann, um dessentwillen ein Regent und Staat zuerst errichtet worden. Jetzt sind alle Menschen um des Regenten willen in der Welt, und wann

diesem die Menge von Köpfen zu seiner Größe dienlich ist, so ist es besser, daß zehntausend geringe als tausend wohllebende Familien im Lande sind. Vordem war es umgekehrt.

Jedoch um auf den Einwurf zurück zu kommen, so ist es überhaupt noch eine große Frage, ob es besser sei, daß der Handlohn hoch oder niedrig stehe. Zur Bequemlichkeit der Großen ist vielleicht ein niedriger Lohn das beste; die kleine Menge aber, die den Gesetzgeber ernähret und daher auch seine vorzügliche Aufmerksamkeit verdienet, dürfte wohl eine andere Sprache führen. So viel aber ist allezeit gewiß, daß ein Land, wo die Handarbeit wohlfeil ist, die wenigsten, und wo sie theuer ist, die mehresten Einwohner habe. Dieser Satz gründet sich in der Erfahrung und Vernunft. Es ist weiter gewiß, daß das Handlohn, welches hier verdienet wird, dem Staate nicht entgehe. Der Verpächter kann mehr Geld von seinem Pächter ziehen, wenn dieser seinen Acker mit lauter wohlfeilen Händen bestellen kann; allein was jener mehr ziehet, gehet vielleicht für Wein aus dem Lande, und was dieser mehr verdienet, wird zu Hause für Korn ausgegeben. Endlich ist es offenbar, daß der Handlohn nicht niedrig sein könne, ohne daß das Korn, und mithin auch Länderei im Preise falle. Diejenigen also, die einen Knecht für den niedrigsten Lohn, und zugleich für ihr Land den höchsten Preis haben wollen, fordern etwas Widersprechendes. Wie kann der Heuermann seinen Sohn dem Landeigenthümer des Jahrs für 8 oder 10 Thaler Lohn vermiethen, wenn er dasjenige Land, welches er geheuret hat, so übermäßig bezahlen muß? Er würde sich nie gesetzt, nie geheirathet, oder doch, wie die Vornehmen in Italien und Frankreich zur Erhaltung der Stammgüter thun, nur einen Sohn gezeuget haben, wenn er für sich und seine ungezählte Kinder keine andere Aussicht als ein so geringes Dienstlohn gehabt hätte. Der Gutsherr würde seine Pächte alle in Natur empfangen und

sie für die Hälfte des jetzigen Preises verkaufen müssen, wenn der Hände so wenig, oder die Erwerbungsmittel so gering wären, daß man einen Knecht für 5 Thaler des Jahrs haben könnte. Ich könnte Exempel von Ländern beibringen, wo sich die Umstände wirklich so verhalten, wo niemand nach Holland gehet, das hiesige Malter Roggen im vorigen Jahre halb so viel als hier gegolten, und dennoch der Mangel des Gesindes Klagen veranlasset hat.

Aber wie, wenn ein reiches und ein armes Land neben einander lägen, wovon das erstere die Handarbeit immer doppelt bezahlte, würde dann nicht endlich das letztere von Leuten völlig erschöpft werden? Dem ersten Anblick nach, ja! Allein in der That nicht. Ich berühre die großen Gründe nicht, nach welchen Hume dieses politische Problema zum Vortheil der Bejahenden entschieden hat, glaube aber, daß wenn jährlich noch zehntausend Leute mehr nach Holland gingen als jetzt, die Vermehrung in dem Lande, worin diese Leute Freiheit und Brod finden, in gleichem Verhältniß steigen werde. Ich glaube, daß das arme Land seine in reiche Länder reisende Heuerleute eher in ihre Heimath zurückziehe als das reiche; weil jeder doch gern in seinem Dorfe und vor seinen Nachbarn glänzen und sein erworbenes Geld da am liebsten ausgeben will, wo es am mehrsten gilt. Ich schließe endlich, daß Leute von der Art, wie wir sie annehmen, nie so viel erwerben, um in dem reichen Lande bleiben zu können, und daher immer wieder zurückkehren müssen. Und alles dies ist der Erfahrung gemäß. Westphalen müßte längst von den Holländern verschlungen, und diejenige Provinz, woraus gar keine Leute nach Holland gehen, die volkreichste sein, wenn obiger Satz seine Richtigkeit hätte. Es zeigt sich aber von beidem das Gegentheil.

Insgemein klagt man auch darüber, daß die Hollandsgänger den Landbauer in die Tasche steckten, ihm leichtfer-

tiger und unnöthiger Weise Geld vorstreckten, seine besten Ländereien dafür unternähmen, zu den öffentlichen Lasten fast nichts entrichteten, und zur Zeit der Anfechtung den Landbauer in der Beschwerde stecken ließen. Diese Klage hat nun zwar einigen Grund, insofern man sich beklagen darf, daß die Braut zu schön sei. Allein seit dem man in den neuern Zeiten sich keine Mühe verdrießen lassen, den Landbauer um allen Kredit zu bringen, indem man den Leibeigenen, ja sogar den Freien, wie doch ohne gehörige Untersuchung und Bewilligung der Gläubiger nie geschehen sollte, einen Stillestand fast nach Willkühr gegeben, und sonst dafür gesorgt hat, den leichtfertigen Gläubigern Ziel zu setzen: so ist zu glauben, daß diese Klage in den nächsten funfzig Jahren nicht gemacht, und in solcher Zeit ein Gutsherr nicht den vierten Theil an außerordentlichen Gefällen erhalten werde, die er vorhin erhalten hat, als der Leibeigene noch tapfer borgen, und die Heuerleute in dieses schöne Spiel ziehen konnte. Wer borgt jetzt noch einem Leibeigenen? Um zehn Thaler willen muß er sich pfänden und zum Concurs bringen lassen. Und wenn es mit Verheurung der Stätten nur erst recht zur Ordnung ist, und die Abäußerungsursachen völlig bestimmt sind, so sind hundert gegen eins zu wetten, daß jene Klage nie wieder vorkommen werde. Denn die Welt wird immer besser und klüger.

Die Ursache, warum man die Heuerleute in den öffentlichen Lasten so sehr schonet, ist aber gewiß der feinsten Politik gemäß. Wir haben keine bessere Rekruten für den Leibeigenthum als die Heuerleute; diese allein sind im Stande, ihren Kindern etwas Erhebliches mitzugeben, oder ein erledigtes Erbe mit voller Hand zu beweinkaufen; und so schimpflich es ehedem der leibeigene Landbauer hielt, seine Kinder unter ihrem Stande unangesessenen freien Leuten zu geben, so anständig ist es doch in den neuern Zeiten ge-

worden; und wenn die Gutsherrn, so wie der Eingang gemacht ist, fortfahren den Stand des Leibeigenthums immermehr einzuschränken, zu erniedrigen und zu beschimpfen, so dürfte sich bald der freie Heuersmann zu vornehm halten, sich oder sein Kind auf ein Erbe zu bringen. Was ist aber der erste Grund des Vermögens der Heuerleute? Sicher das Hollandsgehen, als wodurch sie zur Einsicht, Unternehmung und Handlung gelangen. Wie manches Vermögen, wie manche Erbschaft ist nicht überdem aus Holland und Ostindien in hiesiges Stift gekommen! Und wie mancher, der sich in Holland glücklich niedergelassen, hat von dorther seine arme Verwandte unterstützt, oder ihnen Mittel und Wege zum Erwerbe geöffnet?

Daß in hiesigem Stifte überhaupt der Ackerbau vernachlässiget werde, glaube ich nicht, und daß das Hollandsgehen daran Schuld sei, noch weniger. Fremde geben den hiesigen Einwohnern, welche gute Wirthe sind, das Zeugniß einer guten Ackerbestellung; und da die Länderei im höchsten Preise stehet, so darf man eine bessere Vermuthung fassen. Ich habe 56 Quadratruthen, worauf noch erst einige Fuder Plaggen gebracht werden mußten, ehe sie urbar gemacht werden konnten, und welche die Marktgenossen nicht an den Meistbietenden, sondern an die unter ihnen wohnenden geringen Kötter aus der Gemeinheit überließen, mit hundert Thaler freudig bezahlen sehen, und fasse daher gute Gedanken von ihrem Fleiße, ohne mich durch die schlechte Wirthschaft einiger der Faulheit und der Ueppigkeit ergebenen Andern irren zu lassen. Wenn der Landbauer selbst nach Holland ginge, so würde es zum Schaden des Ackerbaues gereichen. Dies aber geschiehet hier im Stifte nicht, außer wenn der Landbauer, um sich aus seinen Schulden zu retten, sein Erbe meistbietend verheuret und inmittelst eine Handarbeit in der Fremde sucht, um nicht eben bei seinen Nachbarn zu dienen. Die Klage über

den Mangel und die Theurung des Gesindes kann auch wohl einen Neid der Landbauer gegen die mit freudigem Gesange nach Holland tanzenden und auf lustige Abenteuer irrende Heuerleute zum Grunde haben, die bei ihrer Wiederkunft ein petit air étranger zeigen und sich vom Besten einschenken lassen. Wenigstens finde ich die Klage über die Theurung des Gesindes, wenn ich scharf nachfrage, nicht so gegründet, als es uns der Mund mancher Redner bereden will, und ich habe die Klagen andrer Länder über diese Theurung, woraus niemand nach Holland gehet, noch bitterer als die unsrigen gefunden.

Einer Treulosigkeit gegen ihr Vaterland kann man die Hollandsgänger mit Billigkeit nicht beschuldigen. Die Freiheit, nach ihrem Gefallen zu reisen, ist die erste Bedingung gewesen, worunter sie sich bei uns niedergelassen und worauf sie geheirathet haben. Diese Freiheit macht sie eben so getreu, daß sie wieder kommen; und sie zu zwingen, auf einem Boden zu bleiben, der ihnen nicht zum Erbtheil übergeben, sondern für baar Geld verheuret ist, würde so schädlich als unbillig sein. In den strengsten Ländern geht der Zwang nicht weiter, als den treulosen Unterthanen ihr Erbtheil zu entziehen. Eigentlich sollte diese Entziehung sich nur auf das Erbtheil an liegenden Gründen erstrecken, welches der Besitzer unter der Bedingung empfangen hat, es zu vertheidigen oder zu verlassen. Dergleichen Erbtheil aber hat das Vaterland jenen Flüchtlingen nicht angewiesen.

Der Einwurf, daß die Hollandsgänger nichts als Gras oder elendes Korn von ihren geheuerten Ländereien erndten sollten, kömmt mit der hohen Landmiethe nicht überein. Wenn er seine Richtigkeit hätte, so würden diese Leute lieber das Korn kaufen, als Land zum Bau miethen; und überhaupt bleibt allemal der Schluß wahrscheinlich, daß keiner auf die Dauer etwas unternehme, wovon er keinen Vortheil hat. Es verdient übrigens bemerkt zu werden,

daß vom Lande daher kein Korn zur Stadt oder zu Markte gebracht werde. Die Ursache davon ist, daß jeder sein Korn aus dem Hause los werden kann. Eine Bequemlichkeit, welche der Landbauer sicher denjenigen zu verdanken hat, die den Sommer über in Holland liegen und des Winters ihr Brod zu Hause kaufen. Wie gern würden unsere Nachbarn an der Weser, die von zehn Meilen her uns ihr Korn zuführen, sich die weite Reise ersparen, wenn einige tausend Hollandsgänger bei ihnen überwintern wollten! Sie würden sie als ehrliche, und nicht als treulose Zugvögel behandeln.

Die Rechnung von demjenigen, was die Hollandsgänger mitnehmen, verreißen und versäumen sollen, scheinet mir übertrieben zu sein und wenigstens noch eine nähere Untersuchung zu erfordern, wozu ich einen erfahrnen Landwirth hiemit aufgefordert haben will. Im voraus aber glaube ich, daß die Familie, wovon der Vater den Schinken, den Speck, das Garn, die Wolle und das Linnen in Holland verzehrt und verreißt, den besten Markt habe und ihre Waare am theuersten ausbringe. Meiner Meinung nach wäre es gut, wenn all unser Linnen so glücklich verrissen würde. Das Schwein der Heuerleute würde nicht gemästet, und das Garn nicht gesponnen sein, wenn der Weg nach Holland nicht die Ursache gewesen, daß diese Leute sich unter uns gesetzt hätten. In andern Ländern wohnen die Heuerleute, welche Taglohn verdienen, in Baracken, und werden nie so reich, eine eigne Kuh oder ein Schwein unterhalten zu können. Ihre Weiber und Kinder tragen keine modefarbige Kleider und keine breite Schuhschnallen. Versäuerte Schaafmilch ist ihr Futter und ihre Gesichtsfarbe nicht röther als die unsrige. Wenn dort der Wirth seinem Knechte nicht den Lohn geben will, was er fordert, so wird er Soldat; und hier geht er nach Holland. —

Uebrigens bleibt es allemal eine ewige Wahrheit, daß es besser sein würde, wenn alle Landeseinwohner zu Hause blieben, und dort eben so viel, oder doch nicht viel weniger verdienten. Bis dahin aber den Leuten diese Mittel zum Erwerb verschaffet werden, ist es am sichersten, sie nicht zu stören. Kein einziger wird so unvernünftig sein, in Holland auf der Heufime unterm blauen Himmel zu schlafen und sein schwarzes Brod mit Waddicke zu essen, wenn er zu Hause nur Dach und Stroh und Brod und Milch haben, und eben so viel als in Holland verdienen kann. Wie stark müssen die Bewegungsgründe dieser Leute sein, wenn sie bei solchem Ungemach Gesundheit und Leben wagen! Und darf der Gesetzgeber hoffen, sie auf andre Art als durch ein besseres Auskommen davon zurückzubringen!

XVI.

Antwort an den Herrn Pastor Gildehaus *), die Hollandsgänger betreffend.

... Ihr Hollandsgänger hätte also, wenn man

für mitgenommene Speisen	15 Fl.
für Schaden am Lande	24 „
für Versäumung in der Haushaltung . .	10 „
für Abgang an Kleidung	10 „
die er zu Hause hätte gewinnen können . .	30 „
Summa	89 Fl.

abrechnet, noch immer in vierzig Wochen eilf Gulden übrig.

*) Der Verfasser des 14ten Stücks.

Laßt uns nun aber auch einmal sehen, wie inmittelst der Heuermann, der sein gemästetes Schwein mit seiner lieben Frau zu Hause verzehrt, bestanden sei? Wir wollen setzen, er habe in eben der Zeit 20 Wochen gesponnen und 20 mit Taglohn zugebracht. Gegessen hat er wenigstens dreimal des Tages, jedesmal verzehrt 1 Stüber, thut

in 20 Wochen	21 Fl.	— St.
In den übrigen 20 Wochen soll er die Kost mitverdienet, die Sonn⸗ und Festtage aber à 3 St. wie vorher verzehret haben .	5 ⸗	— ⸗
Wie er auf Tagelohn, besonders bei Holz und Steinen gearbeitet, hat er leicht so viel und mehr als in den holländischen Lustgärten zerrissen. Es bleiben also obige	10 ⸗	— ⸗
Wenn ich ihm hienächst volles Spinn⸗ und Taglohn in der Rechnung gut thue, so muß er ebenfalls im Haushalt versäumen	10 ⸗	— ⸗
Es kostet ihm also sein Aufenthalt im Lande	46 Fl.	— St.
Nun wollen wir sehen, was er dagegen zu Hause verdienet. Wer gut spinnen kann, der bringt täglich hervor 1½ Stück Schiergarn, oder 37½ Gebind über einen Siebenviertel Haspel, oder 3 Stücke vom sogenannten Moltgarn. Dieses giebt etwa 6 Stüber, das Stück zu 2 Stüber gerechnet. Der hiezu nöthige Flachs kostet aufs genaueste ausgerechnet 3 Stüber. Folglich bleibt reiner Gewinn in 20 Wochen, 32 Feiertage abgezogen . .	16 ⸗	3 ⸗
In den übrigen 20 Wochen, welche 108 Werktage halten, soll er täglich, nach Abzug der nothdürftigen Kost, übrig haben 3 Stüber, ist	16 ⸗	3 ⸗
Summa	32 Fl.	6 St.

Anstatt also wie jener, 11 Fl. übrig zu haben, kömmt er um 13 Fl. 14 Stüber zu kurz.

Sie werden mir sagen: der Mann soll sein Garn nicht roh verkaufen, sondern Linnen daraus machen. Allein wer da weiß, wie mancher Tag zum Garnkochen, Bleichen, Trocknen, Bocken, Winden, Schieren und Weben erfordert wird, wie Vieles Asche und Potasche kosten, und wie manche Eßstunde der letzte Schlag der Weberin vom Haspel entfernet ist, der weiß auch, daß es zuweilen vortheilhafter sei, Garn roh zu verkaufen, als Linnen daraus zu machen, und daß diejenigen, welche letzteres erwählen, solches blos aus der Ursache thun, weil sie die Gelegenheit nicht haben, das Garn roh zu verkaufen; oder weil das Linnen auf einmal ein besser Stück Geld bringt; oder aber, weil sie nicht so viel Flachs haben, um ihre Weibsleute den Winter über mit Spinnen zu beschäftigen, und sie daher weben lassen müssen, damit sie die Kost, welche ihren Gang gehet, in etwas bezahlen. Mancher versteht es auch nicht besser, oder folgt dem Herkommen, oder gedenkt sein bischen Hede besser zu nutzen.

Dies wäre nun die erste Bilanz. Aber wie steht es jetzt um die 24 Fl., welche Sie dem Hollandsgänger für Schaden am Lande an seinem Gewinnst abziehen? Wenn der fleißige Mann zu Hause 40 Wochen am Rade gesessen, oder Taglohn verdienet hat, so kann er ebenfalls nicht auf seinem Acker gewesen sein. Diese fallen also aus Ihrer Rechnung heraus, oder wir müssen sie dem andern auch anrechnen. Wir wollen das erste thun, und so hat der Hollandsgänger 35 Fl. übrig; und der Heuermann, der zu Hause bleibt, 13 Fl. 14 Stüber schuldig.

Ueberhaupt aber sind die 24 Fl., welche der Hollandsgänger am Ackerbau Schaden leiden soll, zu hoch berechnet. Er selbst hat keine Pferde, und der Heuermann zu Hause auch nicht. Beide müssen also mit ihrer Bestellung

so lange warten, bis der Bauer fertig ist. Ob der Mann am Rade oder in Holland sitzt, das ist dem Acker einerlei. An einem Orte kann er nur sein; und so geht die Bestellung ihren Gang. Vermuthlich aber dienet der Bauer dem Hollandsgänger, auf dessen vollen Beutel er rechnet, besser als dem Heuermann, der 13 Fl. 14 Stüber weniger einnimmt als er ausgegeben hat. Und wie viele Dienste muß der Heuermann, der zu Hause ist, seinem Bauer in der Erndte und sonst thun, wofür ihm nur ein großer Dank zu Theil wird!

Der einzige Vortheil des Heuermanns daheim gegen den Hollandsgänger wäre also wohl nur der Trost seiner Frauen, die Gesundheit und die bessere Kinderzucht. Das erste will ich nicht beurtheilen. Meine Anmerkungen darüber möchten satyrisch werden. Das andre wollen wir dahin, oder auf die große Staatsrechnung stellen. Der Mann, der zu Hause Wasser trinkt und nicht auskömmt, grämt sich vielleicht zu Tode, indessen daß der Hollandsgänger sich zu Tode arbeitet, und also auf dem Bette der Ehre stirbt. So viel aber die Kinderzucht betrifft, haben sie sich beide so gar viel nicht vorzuwerfen. Des Sommers laufen beiderlei Kinder, sobald sie einen Stecken aufheben können, hinter den Kühen; und wenn die Zeit dazu vorüber ist, jagt sie die Mutter in die Schule, oder sie liegen beim Heerde, und das größere wartet das kleinere. Die Mutter liegt im Garten oder auf dem Lande zu arbeiten, der Vater ist auf Taglohn; und wenn die Kinder des Hollandsgängers oder des einheimischen Taglöhners nach Brod schreien, so währet dieses so lange, bis sie von selbst wieder aufhören, oder von der Mutter gestillet werden.

XVII.

Von dem moralischen Gesichtspunkt.

Können Sie mir ein einziges schönes Stück aus der physicalischen Welt nennen, welches unter dem Microscopio seine vorige Schönheit behielte? Bekömmt nicht die schönste Haut Hügel und Furchen? die feinste Wange einen fürchterlichen Schimmel? und die Rose eine ganz falsche Farbe? Es hat also jede Sache ihren Gesichtspunkt, worin sie allein schön ist; und sobald Sie diesen verändern, sobald Sie mit dem anatomischen Messer in das Eingeweide schneiden, so verflieget mit dem veränderten Gesichtspunkt die vorige Schönheit. Das, was Ihnen durch das Vergrößerungsglas ein rauhes Ding, eine fürchterliche Borke, ein häßlicher Quark scheinet, wird dem ungewaffneten Auge eine süße und liebliche Gestalt. Der Berg in der Nähe ist voller Höhlen, und der Hercules auf dem Weißenstein ein ungeheures Geschöpfe; aber unten — in der Ferne — wie prächtig ist beides!

Wenn dieses in der physicalischen Welt wahr ist: warum wollen wir denn diese Analogie in der moralischen verkennen? Setzen Sie Ihren Helden einmal auf die Nadelspitze, und lassen ihn diesesmal unter Ihrem moralischen Microscopio einige Männchen machen! Nicht wahr, Sie finden ihn recht schwarz, grausam, geizig und seinem Bruder ungetreu? . . Aber treten Sie zurück; wie groß, wie wundernswürdig wieder!

Wer heißt Ihnen nun die Schönheit dieses großen Eindrucks um deswillen anfechten, weil die dazu wirkende Theile bei einer schärfern Untersuchung so häßlich sind? Gehöret

nicht ein guter Theil Grausamkeit eben so gut zur wahren Tapferkeit als Kienruß zur grauen Farbe? Muß nicht ein Strich von Geiz durch den Character des Haushalters gehen, um ihn sparsam zu machen? Ist nicht Falschheit zum Mißtrauen, und Mißtrauen zur Vorsicht nöthig?

Die Leute, welche von der Falschheit der menschlichen Tugenden schreiben, wollen immer Fümet ohne Fäulung und Blitze haben, die nicht zünden. Sie werden zwar sagen, die Grausamkeit sei alsdann nur Strenge, der Geiz nur Härte, und die Fäulung eine natürliche Auflösung. Allein, daß Sie die Pest unter den Wölfen zu einem Erhaltungsmittel Ihrer Schaafe machen, verändert die Sache nicht. Wir wollen also aufrichtig zu Werke gehen, und die Tugend blos für die Taugsamkeit oder die innere Güte eines jedweden Dinges nehmen. So hat ein Pferd, so hat das Eisen seine Tugenden, und der Held auch, der seinen gehörigen Antheil Stahl, Härte, Kälte und Hitze besitzt. Die Abwendung soll sein Verdienst, und die Menge der Wirkungen, welche das menschliche Geschlecht davon zieht, die Größe seines Verdienstes bestimmen. . .

XVIII.

Schreiben einer Kammerjungfer.

Sie thun in der That recht wohl daran, daß Sie mir den Kaffee als ein sehr schädliches und schleichendes Gift widerrathen, und ich weiß Ihnen die ernsthafte Miene

recht von Herzen Dank, womit Sie mein Gewissen in diesem wichtigen Punkte zu rühren gesucht haben. Da er mir schon lange nicht mehr geschmeckt hat, so habe ich Ihren Gründen vollkommen Beifall gegeben, und wir sind hier zu Lande alle darin eins, daß in den Familien, worin seit funfzig Jahren Kaffee getrunken worden, keiner mehr sei, der seinem Eltervater an die Schulter reiche. Und wo sind die braunrothen Kernbacken der vormaligen Großtanten geblieben? Sind unsre jungen Herrn nicht lauter Marionetten? Und unsre allerliebsten Puppen Dinger, die sich in verschlossenen Sänften herumtragen lassen müssen, damit der Frühlingswind sie nicht austrockne? Indessen glauben Sie ja nicht, daß wir hier noch so altfränkisch sind, um funfzig Jahr bei einem Getränke zu bleiben. Mich dünkt, die Mode, eine schwarze Lauge zu trinken, hat lange genug gewährt, und es ist wohl hohe Zeit, daß man endlich einmal etwas anders genieße. Ich und meine gnädige Frau haben die letzte Zeit schon das abgeschmackte Zeug nicht mehr herunterbringen können, und immer auf jedes Loth Kaffee einen Theelöffel voll Senfsaat zugesetzt, um ihm nur noch einigen haut gout zu geben. Ich wollte aber, daß wir vor zehn Jahren so klug gewesen wären wie jetzt, so würde unser gnädiges Fräulein nicht so manches Herzklopfen gefühlt und mich nicht durch so manchen Schwindel erschreckt haben. Und wer weiß, wo es herkömmt, daß wir seit zwanzig Jahren einen solchen abscheulichen Mangel an Freiern haben, und einem Leibarzt Jahrgeld geben müssen? Es ist dieses gerade zu der Zeit aufgekommen, wie man angefangen hat Kaffee zu trinken. Meine Großmutter hatte nichts als Rhabarber und Hollunderbeerensaft im Hause; damit erhielt sie zwölf Kinder so gesund als wie die Fische. Aber damals wußte man nichts von Kaffee, von Blähungen, von Koliken, von Hypochondrie und von den verzweifelten Magenkrämpfen. Meine gnädige

Frau hat ihren noch übrigen Kaffee den Waschweibern vermacht. Diese können ihn bei der Waschmulde wieder ausdünsten, oder einen Schluck Seifenwasser darauf nehmen, damit keine Steine davon wachsen. Neulich kam ein junger Herr aus Frankreich, der erzählte uns, wie sich bei einer angestellten Untersuchung gefunden hätte, daß kein einziger in Paris sei, dessen Großvater nicht vom Lande in die Stadt gezogen wäre. Die dortigen Familien, sagte er, gehen alle im dritten Gliede aus. Und woher kann dieses anders kommen als vom Kaffee?

Wir armen Kammerjungfern sind dabei am übelsten daran; keiner getrauet sich in allen Ehren an uns, weil wir leider in dem Rufe sind, als wenn wir nichts wie Kaffee und Wein trinken und nichts als vergebliche Arbeit machen könnten. Dies soll mir aber keiner nachsagen können. Ich esse ein Stück hausbacken Brod mit wahrem Vergnügen und spinne alle Abend heimlich mein Stück Garn, um nicht in jenen bösen Ruf zu kommen. Wenn es doch die Leute nur wissen möchten!

Unser Gärtner hat Süßholzweiden setzen lassen, und hofft, die Leute sollen davon zu dem neuen Cichorienkaffee, welcher jetzt so sehr getrunken wird, gebrauchen. Allein ich fürchte, unsre Aerzte werden sich bald dagegen setzen, weil bei diesem Getränke kein Mensch krank werden wird. Es wird damit wie mit den Kartoffeln gehen, welchen die Bäkker und Müller anfangs Schuld gaben, daß sie die Wassersucht beförderten. Wo wollten auch unsre vielen Krämer bleiben, wenn kein Kaffee und Zucker mehr gebraucht, und die lieblichen jungen Pfirschenblätter anstatt des schalen Thees getrunken würden?

Unlängst hat unser junger Herr eine Rechnung gemacht, worin er zeigte, daß, wenn jede Familie in hiesigem Stifte jährlich 5 Thaler für Kaffee, Thee und Zucker ausgäbe, 150000 Thaler alle Jahr aus dem Land gingen, für welche

Summe 150 Mädchen ausgesteuert werden könnten. Der allerliebste junge Herr! Helfen Sie doch ja den Kaffee verbannen, damit sein Project zu Stande komme. Denn gewiß, ich bin ein recht hübsches, fleißiges, gutes Kind. Mir fehlt nichts als eine gute Aussteuer. Ich bin . . . .

XIX.

Die Schenkung unter den Lebendigen, mit Vorbehalt des Nießbrauchs, sollte verboten werden.

Klage einer Witwe.

Ach mein guter Herr, es ist mir wunderlich in dieser Welt gegangen. Allein es hilft Ihnen und mir nichts, daß ich Ihnen solches weitläuftig klage. Nur eins will ich Ihnen doch erzählen, weil sich vielleicht Andre daran spiegeln können.

Ich bin eine betagte Witwe, aber ohne Kinder. Um Trost in meinem Alter zu haben, nahm ich meines Bruders Kinder zu mir; und um sie zu einiger Dankbarkeit zu verpflichten, ging ich zu einem Notarius, in der Absicht, ihnen alles auf meinen Todesfall zu schenken. Dieser Mann hat mich aber, ohne daß ich es begriffen, das Meinige unter den Lebendigen verschenken lassen; und nun trotzen mir meine künftige Erben täglich im Hause, und sagen, sie wären Herrn meiner Kötterei, und ich könnte ihnen keinen größern Gefallen thun, als wenn ich mich zu Tode ärgerte.

Diese Undankbarkeit schneidet mir durch die Seele; und ich bin deswegen zu einem Rechtsgelehrten in die Stadt gegangen, um mich bei demselben Raths zu erholen, ob ich nicht noch mit dem Meinigen thun könnte, was ich wollte? Allein er hat mir schlechten Trost gegeben.

Der Beweis, sagte er, daß ich eine Schenkung auf den Todesfall, und keine Schenkung unter den Lebendigen hätte machen wollen, würde mir schwer fallen, indem der Notarius mit zwei Zeugen das Gegentheil bekräftigte. Mit dem Beweise der Undankbarkeit würde ich so leicht nicht auslangen, weil meines Bruders Kinder keine Zeugen dabei gerufen haben würden, wenn sie mich für eine alte Hexe gescholten und mir den Tod gewünschet hätten. Endlich beliefe sich auch mein verschenktes Vermögen nicht über 500 Dukaten, und so wäre diese Schenkung, ob sie gleich außer Gericht geschehen, zu Recht beständig.

Wie kann aber eine geringe Köttersfrau den Unterschied zwischen schenken auf den Todesfall und schenken unter den Lebendigen wissen, wenn sie in beiden Fällen das Verschenkte Zeitlebens in Besitz behält? Wer hütet sich vor solchen verzweifelten Quinten? Und haben die Gesetzgeber, welche eine außergerichtliche Schenkung alsdenn, wenn sie unter 500 Dukaten ist, für gültig erkennen, auch wohl an eine Köttersfrau in Westphalen gedacht? Sind dieser ihre fünfhundert Pfennige nicht eben so lieb und wichtig, als einem Edelmann 500 Dukaten? Und sollten die Gesetze nicht eher die Armen und Einfältigen als die Reichen und Klugen gegen dergleichen Uebereilung schützen?

Ach mein Herr! wenn es möglich ist, so bewegen Sie doch unsere Obrigkeit, daß sie alle Schenkungen unter den Lebendigen, welche mit Vorbehalt des Nießbrauchs auf Lebenszeit geschehen (denn durch diese verzweifelte Maske werden wir einfältige Leute am ersten verführt), ein: für

allemal widerruflich machen, und ihnen keine mehrere Kraft als einer Schenkung auf den Todesfall oder einem Testamente beilegen. Stellen Sie ihr doch auf das lebhafteste vor, wie unglücklich wir alten Leute sind, wenn wir in den Jahren, wo wir schwächlicher, leichtgläubiger und hülfsbedürftiger sind, durch einige Liebkosungen um Freiheit und Eigenthum gebracht und der bittern Gnade undankbarer Erben unterworfen werden können. Sagen Sie ihr doch, wie gefährlich unser Zustand sei, wenn es uns frei gelassen ist, eine solche Thorheit zu begehen, und wir den Künsten und Listen schmeichelnder Erben nichts als ein: ich will nicht entgegen zu setzen haben, und darüber bei unserm Leben von ihnen angefeindet werden. Hat man doch für die Ehefrauen gesorgt und ihnen die Bürgschaften für ihre Männer aus der Ursache verboten, weil sie in täglicher Gefahr sind, durch List oder Gewalt dazu gebracht oder verführt zu werden. Ist aber der Zustand einer betagten Witwe, welche ihre Erben zunächst um Trost, Hülfe und Beistand ansprechen und dieselben oft zu sich in's Haus nehmen muß, minder gefährlich? Und da die Gesetze einmal die übermäßigen Schenkungen, welche sich über 500 Dukaten belaufen, auf eine vernünftige Weise eingeschränkt haben, sollten sie denn nicht auch zum Vortheil der Aermern verordnen, daß sie nicht über ein Drittel ihres Vermögens, mit Vorbehalt des Nießbrauchs, verschenken dürften? Sollten sie nicht, eben wie beim Eide, eine Warnung vor größern Schenkungen den Partheien vorlesen und ihnen ihre eigne Noth und den Undank der Erben recht nachdrücklich vorhalten lassen, ehe eine solche Schenkung zum Gerichtsprotokoll genommen werden dürfte? Sollten sie nicht wenigstens eine Jahresfrist setzen, worin eine solche Schenkung noch widerrufen werden könnte? Könnten sie nicht überhaupt, wie es bereits in verschiedenen Ländern geschehen sein soll, verordnen, daß alle Schen-

kungen, welche entweder über 500 Dukaten, oder, wenn darunter, mehr als ein Drittel des Vermögens enthielten, nicht anders als gerichtlich geschehen sollten?

Ich bitte Sie inständigst, stellen Sie doch meine Noth vor. Denn da ich meine Kötterei verschenkt habe, so kann ich kein Geld zu Prozessen darauf borgen, und ich bin von allen Menschen verlassen, ich arme Frau!

XX.

Die gute selige Frau.

Ich habe meine Frau im vierzigsten Jahre verloren, und meine Umstände erfordern, daß ich mich wieder verheirathe. Allein so viele Mühe ich mir auch dieserhalb bereits gegeben, so kann ich doch keine finden, die mir ansteht und der lieben Seligen einigermaßen gleich ist. Ich höre von keiner, oder man sagt mir sogleich: diese Person hat sehr vielen Verstand, eine schöne Lectüre und ein überaus zärtliches Herz. Sie spricht französisch, auch wohl englisch und italiänisch, spielt, singt und tanzt vortrefflich, und ist die artigste Person von der Welt.

Zu meinem Unglück ist mir aber mit allen diesen Vollkommenheiten gar nichts gedient. Ich wünsche eine rechtschaffene christliche Frau, von gutem Herzen, gesunder Vernunft, einem bequemen häuslichen Umgange und lebhaftem doch eingezogenem Wesen, eine fleißige und emsige Haushälterin, eine reinliche verständige Köchin, und eine aufmerksame Gärtnerin. Und diese ist es, welche ich jetzt nirgends mehr finde.

Der Himmel weiß, daß ich es nie verlangt habe; allein meine Selige stand alle Morgen um fünf Uhr auf, und ehe es sechse schlug, war das ganze Haus aufgeräumt, jedes Kind angezogen und bei der Arbeit, das Gesinde in seinem Beruf, und des Winters an manchem Morgen oft schon mehr Garn gesponnen, als jetzt in manchen Haushaltungen binnen einem ganzen Jahr gewonnen wird. Das Frühstück ward nur beiläufig eingenommen; jedes nahm das seinige in die Hand und arbeitete seinen Gang fort. Mein Tisch war zu rechter Zeit gedeckt und mit zween guten Gerichten, welche sie selbst mit Wahl und Reinlichkeit simpel aber gut zubereitet hatte, besetzt.

Käse und Butter, Aepfel, Birn und Pflaumen, frisch oder trocken, waren von ihrer Zubereitung. Kam ein guter Freund zu uns, so wurden einige Gläser mit Eingemachtem aufgesetzt, und sie verstand alle Künste, so dazu gehörten, ohne es eben mit einer Menge von Zucker verschwenderisch zu zwingen; was nicht davon genossen wurde, blieb in dem sorgfältig bewahrten Glase. Ihre Pickels *) übertrafen alles, was ich jemals gegessen habe; und ich weiß nicht, wie sie den Essig so unvergleichlich machen konnte. Sie machte alle Jahr ein Bitters für den Magen, wogegen Dr. Hills und Stoughtons Tropfen nichts sind. Ihren Hollundersaft kochte sie selbst; und in keinem Nonnenkloster fand man besseres Krausemünzenwasser als das ihrige. In unserm ganzen Ehestande hat keins aus dem Hause dem Apotheker einen Groschen gebracht, und wenn sie etwas lächerliches nennen wollte, so war es ein Kräuterthee aus der Apotheke. Auf jedes Stück Holz, das in's Feuer kam, hatte sie Acht. Nie ward ein großes Feuer gemacht, ohne mehrere Absichten auf einmal zu erfüllen.

---

*) Er versteht vermuthlich Sachen, so in Salz oder Essig gelegt werden.

Sie wußte, wie viel Stunden das Gesinde von einem Pfund Thran brennen mußte. Ihre Lichte zog sie selbst, und wußte des Morgens an den Enden genau, ob jedes sich zu rechter Zeit des Abends niedergelegt hatte. Das Bier ward im Hause gebraut, das Malz selbst gemacht, und der Hopfen daheim besser gezogen, als er von Braunschweig eingeführet wird. Der Schlüssel zum Keller kam nicht aus ihrer Tasche. Sie wußte genau, wie lange ein Faß laufen und wie viel ein Brod wiegen mußte. Butter und Speck gab sie selbst aus, und ohne geizig zu sein, bemerkte sie das Gesinde so genau, daß nichts davon verbracht werden konnte. Eben so machte sie es mit der Milch. Sie kannte jedes Huhn, das legte, und fütterte nach der Jahrszeit so, daß kein Korn zu viel oder zu wenig gegeben wurde. Das Holz kaufte sie zu rechter Jahreszeit, und ließ die Mägde des Winters alle Tage zwei Stunden sägen, um sie bei einer heilsamen Bewegung zu bewahren. Im Sommer ward des Abends nie warm gegessen. Die warmen Suppen schienen ihr eine lächerliche Erfindung der Franzosen; und bei dem kalten Essen konnte das Geschirr auch mit kaltem Wasser gewaschen werden. Man brauchte alsdenn kein Feuer, und bei Winterabenden ward bei dem letzten Feuer im Ofen gekocht. Was in der Dämmerung geschehen konnte, geschahe nicht bei Lichte, und die Arbeit war darnach abgepaßt. Ihre schmutzige Wäsche untersuchte sie alle Sonnabende, und hing solche des Winters einige Tage auf Linien, damit sie nicht zu feucht weggelegt und stockicht werden möchte. Wenn die Betttücher in der Mitte zu sehr abgenutzt schienen, schnitt sie solche los und kehrte die Außenseite gegen die Mitte. Auch die Hemden wußte sie auf ähnliche Art umzukehren und die Strümpfe zwei- bis dreimal anzuknütten. Alles, was sie und ihre Kinder trugen, ward im Hause gemacht; und sie verstand sich auch sehr gut auf einen Mannsschlafrock. Sie konnte ihn in

einem Tage mit eigner Hand fertig machen. Im Stopfen ging ihr keine Frau vor; alle Jahre wurden einige Stükken Linnen in der Haushaltung gemacht und einige greis zugekauft, welche sie hernach zusammen bleichen ließ. Sie bückete solches selbst und bewahrte es soviel möglich vor der gewaltsamen Behandlung des Bleichers. Das Garn zu einem Stücke mußte von einer Hand und von einer Art Flachs gesponnen sein. Von dem Besten ward gezwirnet; und keine Nadel oder Nähnadel konnte verloren gehen, weil nicht ausgefegt werden durfte, ohne daß sie zugegen war.

Ihr Garten war zu rechter Zeit und mit selbst gezogenem Saamen bestellt. Im Frühjahr erholte sie sich in demselben von der langen Winterarbeit, indem sie säete und jätete. Die Früchte lachten dem Auge entgegen, ob sie gleich kaum den halben Dünger gebrauchte, den ihre Nachbarn ohne Verstand untergruben. Da sie allem Unkraut zeitig widerstand, so hatte sie nicht die halbe Arbeit. Alles, was sie pflanzte, gerieth recht wunderbarlich, und ihr Vieh gab bei kluger Fütterung bessere und mehr Milch, als andre mit doppeltem Futter erhalten konnten. Keine Feder wurde verloren, und kein Brocken fiel auf die Erde.

Das Bewußtsein ihrer guten Eigenschaften gab ihr einen ganz vortrefflichen Anstand. Alles, was bei Tische mit Appetit gegessen wurde, war die schmeichelhafteste Lobrede für sie. Das Tischzeug konnte nicht bewundert werden, ohne daß nicht der Ruhm davon auf sie fiel. Ihre emsigen, reinlichen und muntern Kinder verkündigten der Mutter Lob vor allen Augen; und die Ordnung im Hause, die Fertigkeit, womit Alles von statten ging, und die Zufriedenheit, womit sie vieles ohne Beschwerde geben konnte, erheiterten ihre Blicke dergestalt, daß alle Gäste davon entzückt wurden. Keiner Frau ist mehr geschmeichelt, und keiner weniger Schmeichelhaftes gesagt worden. Ihr Blick breitete Lust und Zufriedenheit über Alles aus, und ich

kann es nicht genug sagen, wie artig sie jede Gesellschaft mit in den Plan ihrer Arbeiten ziehen konnte. In der Dämmerung schäleten wir Aepfel mit ihr, oder pflückten Hopfen, und wer sein ihm zugetheiltes Werk zuerst fertig hatte, bekam von ihr einen Kuß. Man glaube es oder nicht, der Eine hielt den Zwirn, der Andre wickelte ihn auf, der Dritte las Erbsen oder andere Saamen aus, der Vierte machte Dochte zu Lichtern, und ich glaube, wir hätten ihr zu Gefallen gern mit gesponnen, wenn wir es verstanden hätten. Spinnen, sagte sie uns oft, giebt allezeit warme Füße, und würde sehr gut gegen die Hypochondrie sein. Wenn wir unsre Arbeit gut gemacht hatten, setzten wir uns, nach dem die Jahrszeit war, an das Darrenfeuer und tranken ein Glas September-Bier, welches damals noch nicht so schwach gebrauet wurde, daß es in dem ersten Monat sauer werden mußte; oder wir thaten uns sonst mit Plaudern etwas zu gute.

Nach ihrem Tode — ach ich kann ohne Thränen nicht daran gedenken! — fand ich die Brautwagen für unsere vier Töchter fertig; und wie ich alles, was sie während unserm 16jährigen Ehestande in der Haushaltung gezeugt hatte, überschlug, belief es sich höher als das Geld, was sie in aller Zeit von mir empfangen hatte. So vieles hatte sie durch Fleiß, Ordnung und Haushaltung gewonnen.

Jetzt will ich Ihnen sagen, wie es mir dermalen mit meiner allerliebsten Braut gehet.

XXI.

Die allerliebste Braut.

Wir haben zwar in unserm Letztern versprochen, die Abbildung der allerliebsten Braut, welche dem Witwer von allen Menschen empfohlen worden, von seiner Hand zu geben. Allein er ist so unerfahren in der feinen Sprache und der zarten Manier, worin dergleichen Abbildungen gezeichnet werden müssen, er hat so wenig Empfindung und Kenntniß von dem jetzt üblichen Schönen, und die Art, womit er das Ding angreift, ist so unbehülfsam, daß wir Bedenken tragen, unsre Leser mit seiner extrakuriösen Relation zu unterhalten. Die jetzigen Schönheiten sind ohnehin so fein, so zart und so geistig, sie verfliegen so leicht, und sind so changeant, daß man es fast nicht wagen kann, mit dem Pinsel oder der Feder daran zu kommen, ohne etwas davon zu zerstören. Was dem guten Manne am seltsamsten vorgekommen ist, ist dieses, daß er keine einzige gesund angetroffen hat. Alle haben sich über eine Schwäche der Nerven, und einige über Migraine und Wallungen beklagt. Zwei haben ihre Sinnen dergestalt verfeinert gehabt, daß die eine von dem Schnurren eines Rades, und die andre von dem Geruch eines kurzen Kohls in Ohnmacht gefallen ist. Die mehrsten haben französisch und immer die Worte tant pis und tant mieux überaus zierlich gesprochen. Alles ist Empfindung an ihnen gewesen; weswegen auch keine das Herz gehabt, sich zum Säen und Pflanzen in die März- und Aprillenluft zu wagen. Einmal ist ihm eingefallen, mit ihnen von Kartoffeln mit Senf zu reden; er hat sich aber dadurch dergestalt lächerlich ge-

macht, daß man mit ihm eine geschlagene Stunde von nichts als dem Belisaire des Marmontels gesprochen. Die Farbe der Nachtmütze, womit Voltaire zu Ferney bisweilen auf's Theater springt, wenn der Kutscher den Orosman nicht recht spielt, ist keiner unbekannt gewesen. Allein kaum eine hat einen Tissot auch nur dem Namen nach gekannt, oder ihm zu sagen gewußt, wie lange ein Rockenbrei kochen müßte, ehe er gahr würde. Seine Beschreibung von ihrem Anzuge ist vollends eine außerordentliche Karikatur. Die Worte haben ihm hier schlechterdings gefehlt, und seine Absicht ist, sie zur Warnung aller Freier mit Anmerkungen in Kupfer stechen zu lassen. Am Ende sagt er blos, daß eine Kammerjungfer mit einem Cacadou en Colere auf dem Kopfe ihm die Thüre gewiesen habe, nachdem er sich bei ihr erkundiget, ob ihre Jungfer im vorigen Sommer auch Kohlsaamen aufgenommen habe.

Die Vollkommenheit in der französischen Sprache muß ihm besonders anstößig gewesen sein, denn er thut auf dieselbe einen recht ernsthaften Ausfall. Ist, sagt er, wenn es uns erlaubt ist, seine Gründe recht zu verdeutschen, der allermindeste Gebrauch in der Haushaltung, in Küchen und Kellern davon zu machen? Ist irgend ein Nutzen anzugeben, welcher unsre Kinder für den Zeitverlust schadlos hält, den sie in ihrem lehrbegierigen Alter darauf verwenden müssen? Zugegeben, daß sie ihre Erkenntnisse dadurch erweitern, die Sphäre ihrer Zeitkürzungen dadurch ausdehnen und in allen Gesellschaften erscheinen können: sind darum diese Erkenntnisse nützlich? Haben wir bei einer guten Haushaltung nöthig, unsre Zeitkürzungen aus französischen Romanen zu betteln? Und ist die Kunst, in allen Gesellschaften erscheinen zu können, nicht die abscheulichste Verrätherin ihrer Besitzer? Wer erscheinet in Gesellschaften anständiger? der redliche, fleißige, bescheidene Mann, der seinen Beruf würdig erfüllt, und sein Gutes in der Welt mit

Freuden thut; oder der Unbesonnene, der nicht einsieht, daß ihm seine glänzendsten Vorzüge zum größten Verbrechen angerechnet werden? Der Mann, der dem Kaiser einen guten Tag wünschet, spricht freier nnd anständiger mit ihm als alle unterthänigste Bücklinge.

Und wie groß sind denn die Wahrheiten, womit sie durch Hülfe der französischen Sprache ihre Erkenntniß erweitern! Ich habe eines der gelehrtesten Mädchen, das ich sonst wohl leiden mochte, befraget: wie viel Pfund Mehl aus einem Scheffel Rocken kämen? wie viel Garn auf ein Stück Linnen von 60 Ellen zu Schierung und Einschlag gehörte? und welches die beste Art sei, einen Monat lang das Gesinde gut und wohlfeil zu unterhalten? Allein so wahr ich ehrlich bin, sie hat mir nichts als dreimal comment? geantwortet, und mich spottweise gefragt, ob ich wohl eine Sauce de diable zum wilden Schweinskopf verstünde und wüßte, wie man die Citronen am feinsten dazu schälen könnte?

Vermehrung unsers Vergnügens . . . Das müßte erschrecklich sein, wenn sich meine Mädchen nicht mehr in einer Komödie ergötzen sollten als alle, die sich daran müde und krank gelesen hätten. Dieser Lust genießen sie sehr leicht und wohlfeil, und brauchen darum das Magazin der Frau Beaumont nicht zu lesen. Sie genießen ihrer besser als diejenigen, die in der Komödie nicht lachen dürfen, als wenn ihnen von dem bel esprit du jour die Erlaubniß darzu ertheilet wird.

Die ganze sogenannte schöne Erziehung ist höchstens die Frisur der gesunden Vernunft, und es ist eine lächerliche Thorheit, ehender an die Frisur als an das Linnen zum Hemde zu gedenken. Wenn der Luxus den Ueberfluß zum Grunde hat, so ist er anständig; und er kann auch dem Staate nützlich sein. Allein da, wo er auf Kosten des Nothwendigen gesucht wird, wo die Seele noch Mangel

an den nothdürftigsten Wahrheiten leidet und sich dennoch mit einem ohnmächtigen Schwunge zur Tafel der höhern Weisheit erheben will, wo unsre Töchter französisch und englisch plaudern sollen, ohne die geringste Theorie oder Praxis von der Haushaltung zu haben, da ist dieser Luxus der Seelen nichts als ein prächtiges Elend, und die Folge davon ist für die Seele eben so erschrecklich, als die übermäßige Wollust für den Körper ist. Sie verzärtelt, schwächt und verwöhnt den Geist von den alten ehrlichen Tugenden, womit unsre Mütter, wie in einer sammtnen Mütze, umhergingen; sie bringt der Empfindung einen Ekel gegen die alltäglichen häuslichen Pflichten bei; sie verführt die Einbildung gutherziger und leichtgläubiger Kinder zu Hoffnungen, die kaum der Romanschreiber mit aller seiner Zauberei kunstmäßig erfüllen kann; und so wie der durch den Genuß der Wollust geschwächte Gaumen mit der Zeit Liqueurs und übertriebene Speise zu seiner Kitzelung haben muß, eben so muß die Seele zuletzt sich an allerhand moralisches Tollkraut, an schwärmerische und beißende Schriften halten, um sich des Ekels und der tödtenden Langenweile zu erwehren. Und der Himmel sei demjenigen gnädig, der alsdann nicht ohne Schwindel lesen und ohne Migraine denken oder verdauen kann; ja, der Himmel erbarme sich des Mädchens, das sich aus Büchern und philosophischen Gründen beruhigen soll! Die Philosophie ist eine abgefeimte Kupplerin, und die beste Sittenlehre eine barmherzige Schwester; zur Zeit der Trübsale und Anfechtung hilft nichts besser, als ein Rad für die Schiene und ein: W e r n u r d e n l i e b e n G o t t l ä ß t w a l t e n.

Die schönen Wissenschaften, schließt unser Witwer weiter, vertreten beim Frauenzimmer jetzt höchstens die Stelle der Leberreime. Sie dienen ihnen blos zur Zeitkürzung; und in diesem Falle sei es besser, das Nützliche dem Unnützlichen vorzuziehen. Bei den erstern komme nichts her-

aus. Eine Französin werde mit Hülfe des Rollins und der Frau Beaumont keine Genies aus ihren Untergebenen ziehen. Sie sei nur eine Putzmacherin für den Geist, und alles, was sie die Mädchen lehre, sei ein bischen gelehrte Entoillage; und höchstens laufe Alles auf einen kleinen Schleichhandel der Eigenliebe beiderlei Geschlechter hinaus; indem die weiblichen Thoren so viel lernten als sie gebrauchten, um sich von den männlichen Narren bewundern zu lassen, und umgekehrt. Beide hätten sich ganz unbesonnen verglichen, alle Tage von einem Dutzend Kerls, von Shakespear, Young, Voltairen, Lessingen und andern zu sprechen. Man wäre vor funfzig Jahren, ehe Talander und Menantes auf den Nachttischen erschienen, glücklicher und vergnügter gewesen. Das menschliche Herz habe sich bei allen guten Büchern eher verschlimmert als verbessert, und die Treuherzigkeit, womit seine gute selige Frau ihr Knipptasche den Armen geöffnet, wäre eine ganz andre Tugend gewesen als das zärtliche Mitleid, womit man jetzt die Noth der Unglückseligen empfände. Er siehet es als einen Rest der ehemaligen Galanterie des französischen Hofes unter Ludwig dem XIV. an, der sich aus der Garderobe auf den Trödelmarkt geschlichen hätte, daß ein Frauenzimmer viele Bücher gelesen haben müßte; gerade als ob sie nicht zehnmal so viel Vernunft, Geschicklichkeit, Würde und Anstand aus eigener Erfahrung und von guten Leuten lernen könnte.

Endlich kommt er in das Haus, wo er seine jetzige Braut findet. Die Mutter sitzt bei ihrer Arbeit und sagt ihm, ohne aufzustehen, er möge sich setzen, wenn er wolle. Dieser Empfang reizt ihn gleich, verführt ihn aber auch zu einer abermaligen bittern Ausschweifung über die Verneigungen und Complimente. Was ist erschrecklicher, will er ungefähr sagen, als die lächerliche Nachahmung des französischen Verneigens! Wie edel ist der Stolz einer Frau, die, fest im Knie, ihren Gast mit einem freundlichen Blicke bewillkommt,

gegen die beschämte Verlegenheit einer knicksenden Aeffin! Erstere ist in ihrer Art vollkommen; sie ist Original, sie ist dreist mit Anstand, sie behauptet ihre Würde gegen eine Fürstin, und sagt ihr einen großen Dank, wenn ihr diese einen guten Tag bietet. Man sieht, daß sie sich fühlt; und glücklich ist das Land, wo das Mädchen, das das beste Garn gesponnen hat, auf ihr Werk so stolz ist als Voltaire auf sein Marquisat. Es war eine Zeit, wo die Hofdame sich räuchern ließ, wenn sie mit einer Handwerksfrau gesprochen hatte. Allein, diese Zeit ist nicht mehr. Jetzt verachtet man nur, und verachtet mit Recht, die Thörinnen, die ihren eignen Stand verachten, und ehret die Frau, die, ihren Sitten und ihrem Stande getreu, dasjenige rechtschaffen ist, was sie sein muß. Der Minister besucht den Handwerker, aber nicht den lächerlichen Stutzer; und die ganze Welt erkennet, daß eine unüberlegte Geringschätzung der niedrigen, aber ehrlichen, arbeitsamen und bescheidenen Stände uns beinahe in die Gefahr gesetzt habe, anstatt einer guten tüchtigen Hausehre hundert Modeprinzessinnen zu erhalten. In England verändert die größte Frau nach dem dreißigsten Jahre ihre Moden nicht mehr; sie geht damit stolz dem ganzen Hof unter Augen; bei uns hingegen will man auch noch im Sarge coquettiren und die Würmer in einem frisirten Todtenhemde empfangen. Bei uns soll jedes Knie, wenn es auch mit Ruhm und Ehre steif geworden ist, einen Knicks machen, und die falsche Schamhaftigkeit bettelt um Verzeihung für den ungelenken Rückgrad, da sie kühn ihre beiden runden Arme in die Seite setzen und ungebeugt den Muth ausdrücken könnte, womit Arbeit und Redlichkeit ihre Freunde erfüllet. Hat der Mensch denn keine Würde mehr, als insofern er ein Affe des Hofes ist? Ist da Freiheit und Eigenthum, wo das väterliche Erbe der Mode verpfändet, der Geist ein sclavischer Nachahmer und unser edles Selbst eine entlehnte Rolle ist?

Jedoch wir dürfen unserm Witwer in seiner altdeutschen Laune nicht zu weit folgen. Zu seiner Entschuldigung muß ich aber doch sagen, daß er den vornehmen Damen einiges Klapperwerk erlaubet, um einigen vornehmeren Kindern die Langeweile zu vertreiben. Er bedauret sie aber von Herzen und bemerkt nicht unrecht, daß sehr viele unter ihnen heimlich seufzeten und arbeiteten und nichts mit den Affen gemein hätten, die ihre Manieren copirten, ohne sich an ihre Werke wagen zu dürfen.

Endlich kommt er auf seine Braut. Wir wollen ihn hier selbst reden lassen. Meine gute Katharine, sagte er, saß hinterm Webestuhl und webte den Drell zu ihrem Brautbette. Der Webestuhl war hübsch, und vielleicht eben so schön als derjenige, welchen die Fürstin von Ithaca in ihrem Visitenzimmer hatte. Ich fragte sie, ob es nicht vortheilhafter wäre, außer Hauses weben zu lassen? Ich glaube wohl, war ihre Antwort; allein wenn wir auch nichts dabei gewinnen, so sind wir doch sicher, daß unser gutes Garn vom Leinweber nicht vertauscht, nicht halb untergeschlagen und nicht verdorben wird. Ich habe, fügte die Mutter hinzu, allen meinen Töchtern das Weben gelehrt. Es dient zu ihrer Veränderung; sie lernen eine gute Arbeit kennen, und wissen bis auf einen Faden, was der Leinweber gebraucht. Vordem war in jedem Hause, und unser Pastor sagt, es wäre bei den Hebräern, Griechen und Römern auch so gewesen, ein Webestuhl; und das Weben ist leichter gelernt als das Klavierspielen. Wenn man es recht kann, so ist es auch wirklich angenehmer, und unsre Nachbarinnen können sich nicht so sehr an einem Concert ergötzen als meine Töchter an einem neuen Muster. Was ihre Augen sehen, können ihre Hände machen, und der Nutzen davon ist merklich größer als der verschwindende Schall des schönsten Concerts. Meiner Meinung nach ist es gut, daß die Kinder allerhand Arbeit lernen. Die meinigen knütten alle ihre Strümpfe selbst; sie machen ihre Kanten, ihr Lin-

nen und weben sich bunte Zeuge von Baumwolle und allerlei Garn. Sie zeigte mir ein Bette, wozu der Umhang wie die Schnüre von ihrer Arbeit waren. Ich bewunderte die schöne Zeichnung an verschiedenen Stücken und hörte mit Vergnügen, daß alle Mädchen auch zeichnen und malen könnten. Die Mutter machte hier wieder eine Anmerkung, die nicht uneben war. Wenn man, sagte sie, in meiner Jugend, wie das Frauenzimmer noch keine Bücher las, auf ein fürstliches, gräfliches oder adliches Schloß kam, so wurden einem in jedem Zimmer Tapeten, Stühle, Bettgestelle und andere hübsche Meubles gezeigt und dabei erzählt, daß dieses Stück von der Großmutter, jenes von der Großtante, und ein andres von der Urtante höchst eigenhändig wäre gemacht worden. Man erstaunte dann über die schöne Stickerei, über den großen Fleiß, über die artigen Erfindungen und über den Witz, womit jedes Läppchen Zeuges, was hundert Andre weggeworfen hätten, genutzt und angebracht war, und ging mit dem heimlichen Wunsche nach Hause, daß man doch auch so geschickt sein möchte. Die lieben Ehemänner, welche nichts als die Jagd verstanden, waren entzückt über die vorzügliche Geschicklichkeit ihrer Weiber und Töchter und bliesen sich von dem Lobe auf, welches diese erhielten und verdienten. Diese Umstände bewogen mich, da ich noch klein war, meine Eltern zu bitten, mich doch auch so etwas lernen zu lassen, und in einigen Jahren brachte ich es so weit, daß ich mein Brod auf zehnerlei Art hätte verdienen wollen. Und so habe ich auch meine Mädchen erzogen. Sollte ihnen Gott ein Unglück zuschicken, so sind sie gewiß im Stande, sich mit ihrer Hände Arbeit zu ernähren. Wenn ich ihnen das Werkzeug dazu gäbe, so sollten sie mir Uhren machen. So kunstmäßig ist ihr Gefühl durch eine beständige Uebung in allerlei Arbeiten geworden.

Ich bewunderte die alte Frau, die, ob sie gleich den Kopf nicht gerade und den Leib nicht so einwärts hielt, wie

es der französische Tanzmeister den guten Deutschen ohne Unterschied befiehlt, meine ganze Hochachtung erhielt; und ich versprach mir von ihrer Tochter, die während dieser Rede immer fortwebte, daß sie eine eben so gute Mutter für meine Kinder sein würde. Die Mutter befahl ihr aufzustehen und mir das letzte Stück Damast zu zeigen, was sie von ihrem eignen Garn gewirkt hätte. Flugs war sie bei der Hand und brachte es ihrer Mutter mit einer Zuversicht, die meines Beifalls gewiß war. Erstere zeigte mir zugleich die Spitze, die ihre Tochter vor der Mütze hatte, mit dem Beifügen, daß Muster und Arbeit von ihr wären. Allein, fügte sie hinzu, dergleichen Arbeit erlaube ich ihnen nur zu ihrer Veränderung in den Feierstunden. Durch die Größe der Ordnung, durch ihre Fertigkeit und durch die Aufmerksamkeit, womit sie jedes kleine Uebel in der Geburt ersticken, gewinnen sie sich Zeit genug. Sie dürfen mir kein Wurmloch in's Holz kommen lassen, oder ich schmäle und erlaube ihnen den ganzen Tag keine Feierstunde zu ihrer eigenen Arbeit. Eben so halte ich es, wenn sie einen Schlüssel verlegt haben, oder ich ein Stück von ihnen auf der unrechten Stelle finde. Diejenige, welche des Tages das Hauswesen und die Küche zu besorgen hat, darf mir in den Zwischenzeiten nichts thun als Spinnen, weil dieses eine Arbeit ist, wobei man ab- und zugehen kann und keinen Augenblick verlieret. Mit Ordnung und Fleiß kann einer mehr beschicken als zehn andre, und es ist unglaublich, wie reichlich sich beides belohnet. Ich erstaune oft über die künstlichen Sachen, welche wir aus der Türkei erhalten, und gleichwohl soll dort Alles von Frauensleuten im Hause gezeugt werden. . .

Wir können das Uebrige aus der Erzählung unsers Witwers weglassen, weil er mit seiner Katharine keinen Roman spielt und an ihr eine würdige Tochter ihrer Mutter findet.

XXII.

Schreiben eines alten Rechtsgelehrten über das sogenannte Allegiren.

Sie kommen von einer Academie zurück, deren Mitglieder sich mehrentheils zu groß dünken, um ihre Entscheidung mit Anführung andrer Rechtsgelehrten zu unterstützen; und vermuthlich werden Sie als Advocat einem so großen Exempel folgen, mithin lauter Gründe und keine Doctores anführen wollen. Wie kindisch, wie pedantisch sieht es nicht aus, sagten Sie jüngst, einen jeden Rechtsgrund mit einem solchen juristischen Zaunpfahle zu unterstützen! Haben Faber und Mevius mehr Verstand gehabt als andre ehrliche Leute? Und kann die Wahrheit durch den Beifall eines solchen alten Knasterbarts etwas gewinnen oder verlieren? Die gesunde Vernunft ist uns gegeben, um selbst zu prüfen, nicht aber um andern nachzuschreiben; und der ganze Schwarm von Rechtsgelehrten vermag nichts gegen die Wahrheit. . .

Allein wissen Sie auch wohl, in welchen Staaten man zuerst einen Haß auf die alte Methode geworfen? Es waren diejenigen, welche sich dem Despotismus näherten. Haben Sie auch bemerkt, welches diejenigen sind, die sich lieber nach der gesunden Vernunft als nach der Lehre eines ehrbaren alten Rechtsgelehrten richten? Es sind die fürstlichen Kammerräthe. Erinnern Sie sich eines Krieges, worin Grotius und Puffendorf wenig allegirt und lauter Vernunftschlüsse gebraucht sind? Es war der letzte, worin ein jeder that, was er konnte. Haben Sie endlich auch wohl bemerkt, daß in England, Holland, in den Stiftern und den

Reichsstädten die Gewohnheit zu allegiren und die Ehre der Advocaten sich am längsten erhalten hat?

Mich dünkt, diese allgemeinen Betrachtungen sollten uns schon bewegen, die Sache weiter nachzudenken; und wenn wir den großen Haß dazu nehmen, welcher in allen despotischen Staaten den von der Familie des Bartolus und Baldus bewiesen wird, indem man sie von allen Beförderungen so viel möglich entfernt und mit Verachtung drückt, so sollten wir billig schließen, die gesunde Vernunft, nach welcher jetzt Alles behandelt und entschieden werden soll, müsse eine gefällige Schmeichlerin der Mächtigen, und jene Pedanterie eine ziemliche Stütze der Freiheit sein. Ja, wir sollten schließen, die Verachtung solcher Rechtsgelehrten sei ein Versuch, um die Vertheidigung der Freiheit mit der Zeit in lauter schlüpfrige oder verachtete Hände zu bringen.

Die Frage: Was ist Wahrheit? ist sehr alt; und nachdem man einige tausend Jahr sich darüber gezankt hat, ist man endlich in den neuern Zeiten auf den alten Grundsatz zurückgekommen, der sicherste Probirstein sei die Mehrheit der Stimmen in der größten Versammlung sachverständiger Männer. Diesen Grundsatz hatte die erste Kirche. Ihn wählte Grotius, indem er aus der Geschichte das Betragen der kriegenden Mächte in allen vorgekommenen Fällen sammlete und daraus die Folge zog, was man zu thun habe. Ihn haben die größten Männer, die alten fürstlichen Kanzler mit dem Stutzbarte befolgt. Und wir thun für uns und unsre Kinder wohl, wenn wir ihn nicht verlassen, mithin so oft wir einen streitigen Satz zu beurtheilen haben, die Stimmen solcher Rechtsgelehrten mitzählen, die ohne Parteilichkeit die Sache angesehen und entschieden haben. —

Folgen Sie also der neuen Mode, eine Sache durch Raisonnements auszuführen, nicht. Sie führt gewiß zur Sclaverei; und es ist in vielen Fällen weit sicherer, sich auf

einen Mevius und Faber als auf seine eigne Logik, die selten so demonstrativisch als die Cabinetslogik ist, zu verlassen. Ich bin ꝛc.

XXIII.

Gedanken über die Mittel, den übermäßigen Schulden der Unterthanen zu wehren.

Die Frage: ist es gut, daß der Mann, der die gemeinen Lasten des Staats tragen muß, Eigenthum habe? ist überaus wichtig. Man hat in Petersburg einen Preis auf ihre Beantwortung gesetzt; und vielleicht wird ihre Verneinung jetzt das erste Grundgesetz der russischen Nation.

Um ihre Wichtigkeit völlig einzusehen, muß man sich auf die beiden Spitzen stellen. Hat der schatzbare Unterthan ein unumschränktes Eigenthum, so kann er sich einem Herrn zum Leibeignen übergeben und sein Gut mit Zinsen, Pächten und Diensten erschöpfen, mithin sowohl seine Person als sein Vermögen völlig aus der gemeinen Reihe bringen.

Hat er gar keines, so wenig an seiner Person als an seinen Gründen, so ist er eben so arm und ohne Mittel, wie ohne Credit, zur Zeit der Noth seine Last zu tragen.

Der Punkt, wohin der Gesetzgeber winkt, ist dieser: Der Reichsunterthan muß so viel Eigenthum haben als er gebraucht, um sich in allen gewöhnlichen und wahrscheinlichen Fällen zu retten, aber nicht so viel, um sich selbst aus Reih und Gliedern bringen, seinen Hof zu Grunde richten

und seinen Theil der gemeinen Last Andern zuwälzen zu können. Der Gesetzgeber behauptet: sobald hundert Menschen zusammentreten, um sich mit ihrem rechten Arm zu wehren, so gehöre dieser Arm dem gemeinen Wesen, und keiner von ihnen sei befugt, seinen Daumen zu zerbrechen, um hinterm Ofen bleiben zu dürfen.

Die Kunst ist aber, diesen Mittelweg zu finden und zwischen beiden Klippen ohne Anstoß durchzukommen; und noch ist kein sterblicher Mensch hierin mit mehrerer Weisheit und Vorsicht zu Werke gegangen als Moses. Es verlohnt sich der Mühe, einen Blick auf seinen Plan zu werfen.

Bei den mehrsten bekannten alten Nationen hieß es: So mancher Hof oder eigner Heerd, so mancher Degen. Moses aber forderte so manchen Degen, als streitbare Hände vorhanden waren. Bei jenen war die gemeine Vertheidigung eine Grundsteuer; bei den Israeliten sollte es, um die Kriegsmacht auf den höchsten Gipfel zu bringen, eine Kopfsteuer sein. Jene vertheidigten ihr Eigenthum, diese blos die Ehre ihres Geschlechts. Das Recht vom Saamen Abrahams zu sein war der Grund ihrer Kriegsrolle, und das Geschlechtsregister, woraus man sogleich ersehen mochte, welche Knaben die streitbaren Jahre erreicht, und welche Väter ihre Dienstjahre überlebt hatten, ihr erstes Kataster.

Nach dieser Einrichtung konnte kein Israelit, so lange er die Ehre seines Geschlechts oder sein Bürgerrecht behalten wollte, sich für Knecht verkaufen, weil er sich dadurch der Kriegsrolle entzogen haben würde. Ein Israelit hatte also kein Eigenthum an seiner Person.

Allein auf der andern Seite hatte nun auch ein Mann, der außer seinen gesunden Gliedern nichts Eigenes besaß, gar keinen Credit für irgend ein Capital. Um den üblen Folgen, welche daher entstehen konnten, vorzubeugen, erlaubte Moses jedem Israeliten, sich ohne Nachtheil seiner

bürgerlichen Ehre auf 6 Jahr verkaufen, oder, welches einerlei ist, so viel Geld auf seine Person borgen zu können, als er in 6 Jahren wieder abverdienen konnte. Damit aber hievon kein Mißbrauch gemacht und kein Israelit sich durch Verschwendung, Trägheit oder Feigheit auf mehrere Jahre dem Kataster entziehen möchte, so verordnete er zugleich, daß man demjenigen, welcher länger in der Knechtschaft bleiben würde, öffentlich und feierlich ein Loch durch die Ohren bohren und ihn ewig für einen Knecht halten sollte; ohne Zweifel verlor ein solcher dadurch zugleich sein Erbrecht, und sein Name ward im Geschlechtsregister getilgt. Mächtige Bewegungsgründe für eine empfindliche Nation, um sie auf der einen Seite von einer muthwilligen Verschwendung ihres persönlichen Eigenthums abzuhalten, und auf der andern Seite der Trägheit und Niederträchtigkeit zu steuren, womit mancher eine ruhige Dienstbarkeit den öffentlichen Kriegslasten vorgezogen haben würde.

So glücklich Moses auf diese Weise das Recht, was jeder Mensch in seinem natürlichen Zustande auf seine eigne Person hat, zum Vortheil der gemeinen Freiheit und der Landesvertheidigung eingeschränkt hatte, ohne dem Credit zu nahe zu treten, eben so glücklich war er auch in der Einschränkung desjenigen Eigenthums, was ein Israelit an seinem ihm zugetheilten Grunde haben sollte.

Sein erster Grundsatz war: Die Erde ist des Herrn, oder nach unsrer Art zu reden: alles Land gehöret der Krone, und die Landesunterthanen haben nur insofern die Abnutzung davon, als es ihnen diese gestattet. Ein Israelit erhielt also kein vollkommenes Eigenthum an seinem Akker, sondern nur die Erbnutzung davon. Moses ging weiter und verordnete, daß ein jeder auch sein Theil oder seine Erbnutzung nur zum ewigen Lehn oder Fideikommiß besitzen sollte. Die Leviten mußten ein Lagerbuch von allen Aeckern machen, welche einem jeden zugetheilt wurden, und das

Geschlechtsregister zeigte allezeit den nächsten Lehns- oder Fideikommißfolger sicher an. Keiner mochte also sein Land verkaufen, und keiner hatte auf diese Weise Credit; besonders da Moses, seinem Hauptplan zufolge, beständig eine große Menge von freien Köpfen und Eigenthümern zu erhalten (die sonst in einer Reihe von hundert Jahren allemal in die Dienstbarkeit und Abhängigkeit des reichen Theils der Nation gerathen), alle Zinsen verboten und solchergestalt den Reichen die erste Versuchung benommen hatte, sich ihres Geldes zur Unterdrückung der Geringern zu bedienen.

Allein um ihnen nun auch wieder auf der andern Seite den nöthigen Credit zu verschaffen, erlaubte er ihnen die Nutzung ihrer Ländereien auf sichere Jahre zu verkaufen, und setzte ein Jahr fest, worin, mit Verwerfung aller Hypotheken, Verschreibungen, Privilegien und andern Ausreden, ein jeder wieder zu seinem Erbtheil kommen mußte. In diesem Jahr ward ein jeder Israelit zu einem freien und freudigen Eigenthümer wiedergeboren; dabei wurde durch das öffentliche Protocoll, welches die Leviten von allen Erbtheilen und Geschlechtern hielten, allen Prozessen vorgebeuget. Keine Verdunkelung eines Grundstückes, keine Verjährung und kein Zwist über den rechten Eigenthümer oder Lehnsfolger konnte die Sache verwirren; und da das Jahr mit Posaunen verkündiget und in der ganzen Nation gefeiert werden mußte, so war es dadurch dergestalt bezeichnet und bekannt, daß Keiner sich sein Recht durch heimliche Contracte vergeben und vom Richter ein Urtheil gegen das Erlaßjahr erwarten konnte.

Auf diese Weise sorgte der große Gesetzgeber sowohl für die Erhaltung des nöthigen Credits als des Nationaleigenthums. Nach seinem Plan konnte und sollte in dem Geschlechte Abrahams kein einziger beständiger Leibeigner, kein Erbpächter und kein Erbzinsmeier, kein Vasall und kein Lehnsherr und überhaupt nichts entstehen, was die Unmit-

telbarkeit des freien Eigenthümers unter der Krone auf irgend eine gefährliche Weise unterbrechen, den gemeinen Krieger in einen Privatdienstmann und die israelitische Theocratie in eine Aristocratie verwandeln konnte. Keiner war im Stande, auch nur zwei Erbtheile auf ewig zu vereinigen, ein Schloß darauf zu bauen und seines Nachbarn Erbtheil in einen Park oder Thiergarten zu verwandeln, oder ein hundert Erbtheile mit Erbpächtern und Erbzinsmeiern zu besetzen.

Moses hatte vorhergesehen — und jetzt sind wir im Stande, es ihm nachzurechnen — daß alle bürgerlichen Verfassungen zuletzt dahinauslaufen, daß die Menge ein Opfer weniger Mächtigen wird. Diesem fehlerhaften, aber unwiderstehlichen Hange setzte er sein großes Erlaßjahr entgegen; und er ist der einzige unter allen Gesetzgebern geblieben, der eine so große Idee in seinen Plan gebracht hat. Die Bürger zu Rom wichen zu zween Malen aus der Stadt, und brachten sich durch Aufruhr ein Erlaßjahr zuwege. Allein kein Gesetzgeber hat dergleichen mit Ueberlegung und Ordnung zu einem eignen Mittel gebraucht, Freiheit und Eigenthum zu versichern und gewisse feierliche Perioden zur jedesmaligen Wiederherstellung der ursprünglichen Verfassung einzuführen.

Es würde einen wunderbaren Auftritt geben, wenn jetzt im Gefolge eines großen Erlaßjahrs alles Lehn in Erbe, aller Erbpacht und Erbzinsgut in Eigenthum, und folgends jeder Leibeigner in einen freien Mann verwandelt werden müßte. Wir dürfen es auch nicht einmal wünschen, indem außer einer solchen Verfassung, wie die israelitische war, die erschrecklichste Sclaverei daraus erwachsen würde, wenn zwischen dem Landesherrn und so vielen geringen Eigenthümern gar keine selbstständige mittlere Gewalt in einem Staate vorhanden wäre. Indessen verdienet der Plan doch allemal bewundert, und, wenn er sich durch menschliche

Kräfte erhalten könnte, allen übrigen vorgezogen zu werden, weil er die größte Summe von Freiheit und Eigenthum enthält.

Ich soll nun jetzt auf die Mittel zurückkommen, wodurch den übermäßigen Schulden schatzbarer Unterthanen vorgebeugt werden könnte. Das hauptsächlichste, was ich dieserhalb vorzuschlagen habe, ist auch ein Erlaßjahr; und zwar also:

Daß ein Leibeigner oder freier Erbpächter, sobald seine Gläubiger einen Concurs über ihn erregen, oder er solchen zu veranlassen gezwungen ist, binnen acht Jahren von allen seinen unbewilligten Schulden gänzlich befreiet sein soll.

Acht Jahre sollen seine Gläubiger den Ueberschuß seiner Güter unter sich theilen und sich daraus bezahlt machen mögen. Allein nach Verlauf derselben soll er wiederum frei sein und unter keinem Scheine Rechtens wegen einer vergangenen Schuld belanget werden mögen. Sobald ein Concurs entsteht, sollen sämmtliche unbewilligte Gläubiger zu einem solchen Nachlaß angewiesen werden, daß die Stätte binnen acht Jahren völlig befreiet sein kann; und keiner von ihnen soll sein Geld empfangen können, ohne zugleich auf das bündigste zu bekennen, daß er eine aufrichtige und vollkommene Verlassung thue und mit dem Schuldner solcher zuwider keine heimliche Abrede genommen habe. Der Schuldner aber soll ohne alle Gnade seines Erbpachtrechts verlustig sein, wenn er nach geendigtem Stillestande Schulden zu Abfindung einiger alten macht.

Dieser Plan scheinet mir überaus billig zu sein; denn

1) hat der Erbpächter dadurch einen ziemlichen Credit; und man kann ihm fast nicht mehr geben, ohne ihn zum völligen Eigenthümer zu machen.
2) Müssen die Gläubiger wissen, wem sie trauen; und da sie dem Pächter eigentlich auf sein Gut, ohne

Bewilligung des Herrn, gar nichts leihen sollten, können sie zufrieden sein, daß ihnen aus dem Gute noch einiger- und billigermaßen geholfen wird.

3) Vereiniget sich ihr Vortheil mit dem Vortheil des Schuldners; und sie werden zusammen dahin sehen, daß die 8jährige Verwaltung der Stätte mit möglichster Ersparung der Kosten geschehe.

4) Muß es einen unglücklichen Schuldner zu neuem Fleiße aufmuntern, wenn er endlich noch ein Ende seiner Noth sieht; anstatt daß unsere jetzigen Verheurungen insgemein eine unendliche Aussicht haben, und den Gläubigern fast so wenig als dem Schuldner helfen.

5) Fordert der Staat mit Recht, daß jedes Erbe gehörig besetzet sein solle. Ein ausgeheuretes Erbe ist aber in der That nicht gehörig besetzt; und der gemeinen Reihe ist es nicht wohl zuzumuthen, jede vorkommende Last für das verschuldete Erbe auszurichten und sich dafür einen willkürlichen Lohn auf längere Zeiten zuwerfen zu lassen.

6) Verliert der Gutsherr ohnedem genug dadurch, daß er 8 Jahr lang sein Erbe in fremden Händen und sich während solcher Zeit aller außerordentlichen Gefälle beraubet sehen, auch seine Dienste und Pächte entweder in Gelde, oder von einer ärgern Hand, als die Hand eines guten Wirths ist, annehmen muß. Endlich und

7) ist in allen westphälischen Hofrechten, worin durchgehends die schatzbaren Höfe durch ganz Westphalen für freie Reichsgründe, oder für Kroneigenthum erkannt sind, auf's nachdrücklichste versehen, daß kein Besitzer, er sei nun freien oder leibeigenen Standes, sein unterhabendes Gut mit mehrern Schulden beschweren solle, als höchstens durch die Abnutzung von

drei oder vier Jahren getilget werden könne. Was dort zur Zeit, ehe die Territorialhoheit jeden Staat vom Reiche gleichsam abgeschnitten hat, Reichseigenthum genannt wird, ist jetzt Staatseigenthum. Und so wie letzteres den Gutsherrn noch bis auf die heutige Stunde es verwehret, einen schatzbaren Hof mit neuen Diensten und Pflichten zu beschweren, eben so verwehret es auch jedem freien und leibeignen Besitzer solcher Gründe, sich selbst außer Stand zu setzen, seinen Hof in allen gewöhnlichen und wahrscheinlichen Fällen vertheidigen und Nachbarn gleich thun zu können.

Ein solches Erlaßjahr würde aber dem Schuldner nicht genug fruchten, wenn er nach dessen Verlauf mit leerer Hand wieder auf's Erbe ziehen sollte. Er würde sich sofort, um das nöthige Vieh- und Feldgeräthe anzuschaffen, in neue Schulden stürzen müssen, und bei dem annoch frischen Andenken seines vorigen Verfalls schwerlich den nöthigen Credit dazu finden, mithin zu falschen Umschlägen schreiten müssen. Es soll also die Verheurung noch vier Jahre dauern, und das darin aufkommende Geld zur Haus- und Feldrüstung wieder verwendet werden.

Ich folge hierin abermals dem mosaischen Plan. Dieser große Gesetzgeber besorgte, die mehrsten Israeliten, welche nach Verlauf von 6 Jahren ihr Bürgerrecht wieder erhielten, würden aus Noth und weil ihnen alle Mittel zur neuen Anlage fehlten, die fortdaurende Knechtschaft der Freiheit vorziehen, und folglich die Kriegsrolle ganz verlassen; dieserwegen verordnete er, daß alle Israeliten, worunter aber nach dem Kostüme und dem Character aller alten Gesetze (welche von dem heutigen Unterthan, eine Benennung, wodurch alles, was zur Menschheit gehöret, in eine Klasse geworfen wird, nichts wissen) blos die wirklichen Rechtsgenossen, oder diejenigen, so das israelitische Bürger-

recht wirklich hatten, zu verstehen sind, im siebenten Jahre ihre Länderei, ihre Wiesen, ihre Weinberge und ihr Vieh dem Herrn eine große Feier halten lassen sollten. Sie durften also weder säen noch erndten, und brauchten auch beides nicht, weil die Erndte vom sechsten Jahr, da sie für den gewöhnlichen Haushalt gemacht war, ein Jahr weiter reichte, wenn dieser Haushalt sich durch die Freilassung aller Knechte um die Hälfte vermindert, und diese sich selbst fertig machen, auch was sie an Vorschuß empfangen, von ihrer Erndte wieder erstatten mußten. Da das siebente Jahr den jetzt befreieten Knechten, den Armen und Fremdlingen zu statten kommen sollte, so säeten und erndteten diese in demselben umsonst. Der Eigenthümer durfte sich nicht unterstehen, einen Apfel von seinem Baume, oder eine Traube von seinem Weinstocke zu nehmen; auch selbst nicht einmal, um allen Chicanen vorzubeugen, alsdann, wenn kein Knecht es nehmen wollte. Denn in diesem Falle sollte es den wilden Thieren Preis gegeben sein. Alles Ackergeräthe, Wagen, Pflug und Zugvieh stand seinen Eigenthümern im siebenten Jahre lahm, und folglich den Knechten gern zu Dienst. Der Dünger würde jenen nur zur Last gefallen sein; sie mußten ihn also nur verschenken. Scheuren und Tennen waren natürlicher Weise leer und offen. Und auf diese Weise gab das siebente Jahr, welches vermuthlich auch zugleich nur das letztere in der gewöhnliche Bestellzeit war, den neuen Bürgern nicht allein die Bequemlichkeit, sondern auch die Mittel, sich ungefähr so viel zu erwerben, als sie gebrauchten, um sich als freie Leute und Anfänger noch fertig zu machen und um nicht nöthig zu haben, selbst ferner mit ihrer streitbaren Hand knechtische Dienste zu verrichten.

Sobald es einer hiernächst so weit gebracht hätte, daß seine Gläubiger sich zu einem solchen Erlaßjahr nicht vereinigen könnten und wollten, müßte der bloße Mangel die-

ser Vereinigung als ein hinlänglicher Grund zur Abmeierung oder Abäußerung angesehen werden.

Ueberhaupt sollte jedes Unvermögen dem Hofe vorzustehen die Entsetzung oder Abäußerung nach sich führen. Der Hof ist eine Pfründe oder Vikarei des Staats, wovon dem Gutsherrn die Besetzung nebst gewissen hergebrachten Diensten und Pächten zustehen. Der Gutsherr vergiebt die Pfründe unbeschwert, unvermindert und ohne alle Nebenbedingungen. Und der darauf gefestete Mann, oder der Wehrfester, muß sie unbeschwert und unverändert erhalten, dem Gutsherrn wie dem Staate das seinige davon geben, und, wenn er solches nicht mehr thun kann, wenn es durch Unglück ist, auf die Leibzucht, und wenn es durch sein Verschulden geschieht, ganz heruntergesetzt werden. Die deutschen Rechte sind in diesem Stücke klar und allgemein gewesen. Die fürstlichen Vormundschaften sind mit der völligen Abnutzung verknüpft, so lange der Erbfolger zu schwach ist sein Reichslehn zu vertheidigen. Ein gleiches hat bei allen Gütern, welche jemals im Reichs-, Lehns- und Landeskataster gestanden, Statt gehabt; und der Grund unsrer Mahljahre oder einer auf sichere Jahre bestimmten Verwaltung mit der völligen Abnutzung des Hofes liegt darin. Wer an Jahren, Verstande, Vernunft, Vermögen, gutem Willen und Kräften zu schwach ist, sein Land, sein Lehn oder sein schatzbares Erbe zu vertheidigen, der ist ohne Rücksicht auf Schuld oder Unschuld seiner Pfründe auf ewig, oder so lange sein Unvermögen dauert zu entsetzen.

Wir haben diese klaren Begriffe selbst dadurch verwirret, daß wir theils den Contract zwischen dem Gutsherrn und seinem pachtpflichtigen Manne als eine gemeine aber mit der Zeit erblich gewordene Verpachtung betrachtet und solche nach den römischen Rechten beurtheilt, sodann aber zu den Abmeierungsursachen ein Verbrechen, oder doch so etwas ähnliches erfordert haben, wozu uns dasjenige, was

in der Eigenthumsordnung vom Ehebruch und Hurerei gesagt ist, verführet haben kann. Allein das erstere ist irrig, wie mit unwiderleglichen Gründen gezeigt werden kann, und das letztere ein offenbares Mißverständniß. Es ist nicht der Ehebruch, nicht die Hurerei, sondern die daraus erwachsende schwere Last, als Gefängniß, Landesverweisung, schwere Geld- oder Leibesstrafe, wodurch der Pachtpflichtige unvermögend werden kann, seinen Hof zu vertheidigen, so die Abmeierung nach der Eigenthumsordnung nach sich ziehen soll.

Es kann also meines Ermessens mit allem Rechte geschehen, daß ein Pachtpflichtiger, sobald sich die Gläubiger mit einer achtjährigen Abnutzung nicht befriedigen wollen, als ein Knecht seinem Gläubiger übergeben, oder als unvermögend dem Erbe vorzustehen, abgemeiert werde; und sollte der Fall, da ihm sein Hofgewehr gepfändet würde, sofort als ein selbstredendes Zeugniß seiner Unfähigkeit länger auf dem Hofe zu bleiben angesehen werden. Wird doch der beste Soldat aus Reih und Gliedern gesetzt, wenn er durch die rühmlichsten Wunden außer Stand geräth, sein Gewehr gegen den Feind zu führen.

Wenn wir aber diese nützliche und in den deutschen Rechten gegründete Strenge auf der einen Seite einführen wollen, so müssen wir auch auf der andern einen nothwendigen Schritt thun. Moses hob mit dem siebenten Jahr alle Personalaction auf; und dies müssen wir nach obigem Vorschlag mit dem zwölften auch thun.

Die Meinung, daß die Gläubiger gegen den abgemeierten Schuldner eine ewige Personalaction behalten, ist bisher ausgenommen, und selbst durch die Landesgesetze, welche hierin zu sehr nach dem römischen Fuß abgemessen sind, begünstiget worden. Sie ist aber ursprünglich bürgerlichen, nicht aber ländlichen Rechtens, und verdienet offenbar, in Ansehung der letztern, eingeschränkt zu werden.

Wenn der Schuldner stirbt und sich Keiner zu seinem

Erben angiebt, so müssen die Gläubiger zufrieden sein, wenn sie auch nichts erhalten. Warum sollte man also nicht durch ein Gesetz verordnen können, daß der Schuldner alles, was er in 12 Jahren erwerben könnte, seinen Gläubigern hingeben und ihnen allenfalls für Knecht dienen, hiernächst aber seine völlige persönliche Freiheit von allen Ansprüchen wieder erlangen sollte? Vernunft, Billigkeit, Menschlichkeit, Religion und Landeswohlfahrt scheinen ein solches Gesetz zu fordern, damit ein Mitglied der Gesellschaft nicht auf seine ganze Lebenszeit ein Sclave seiner Gläubiger bleibe. Und wenn ein solches Gesetz für Landbesitzer gemacht würde, so könnte der Gutsherr seinen Hof, wenn die Gläubiger sich nicht bequemen wollen, auf 12 Mahljahre austhun, und hernach das Geblüt wieder auf's Erbe und zu Gnaden annehmen, ohne die Personalverfolgung der Gläubiger zu fürchten. Ein landbesitzender Schuldner ist von dem handelnden sehr unterschieden. Dieser braucht viel Credit, und kann, nachdem er eine große Idee von seinem unsichtbaren Vermögen erweckt hat, einen großen Banquerott machen. Um diesen zu zwingen, läßt man die Personalaction gegen ihn ewig dauern, wenn er sich nicht vergleichen kann. Allein die Gründe und Umstände eines pachtpflichtigen Akkermannes sind so verdeckt, kritisch und bedenklich nicht, und die Ewigkeit der Personalaction ist gegen ihn eine unbillige und nicht genug überlegte Sache. Dem freien Schuldner wird, wenn er sich und das Seinige den Gläubigern übergiebt, auf sichere Weise geholfen, dem abgemeierten aber keine Leibzucht zur Competenz gelassen. Die Befreiung von allen personellen Ansprüchen nach einer gewissen Zeit wäre also gleichsam seine Competenz. Und was gewinnt der Gläubiger durch die Fortdauer seiner Forderung an der Person des Schuldners? Nichts als ein unnützes Recht; der Schuldner verliert den Muth, und der Staat eine arbeitsame Hand.

Ein jeder wird zu diesem Vorschlag noch Vieles hinzu denken können, welches ich mit Fleiß nicht anführe, um nicht zu lange bei einer Sache zu verweilen. Indessen will ich doch noch beim Schluß eines Nebenvortheils gedenken, welchen der mosaische Plan gewährte. Da alle Ländereien in Israel im siebenten Jahre auf einen Tag winn- und pachtlos und als völlig gemein angesehen wurden, so hatten die Eigenthümer den Vortheil davon, daß sie mit dem achten Jahre alle ihre Ländereien aus freier Hand besser verheuren konnten, als wenn die letzten Pächter noch wären darauf gewesen, und sie unter dem Vorwand der Besserungen oder durch Bitten und Betteln bewogen hätten, ihnen die Ländereien von neuem zu dem vorigen Preise zu lassen; wie wir denn in Westphalen täglich sehen und erfahren, daß ein Pächter oder Heuermann den andern nicht überbieten will. Und wie vielen unendlichen Processen wurde nicht dadurch vorgebogen, daß alle Winnen und Pachtungen mit dem sechsten Jahre abgeschnitten, verändert und erneuert, und ein reines petitorium oder possessorium für Pächter und Verpächter gesetzt, besonders aber das verzweifelte Jus retentionis aufgehoben wurde!

XXIV.

Antwort auf verschiedene Vorschläge wegen einer Kleiderordnung.

Seitdem man unlängst den Gedanken geäußert, daß eine Kleiderordnung so gar leicht nicht zu machen sei, wie sich manche wohl einbildeten, sind über zwanzig Vorschläge

dazu eingelaufen, deren Verfasser nicht allein zu erwarten, sondern auch zu erfordern scheinen, daß man ihre Gedanken öffentlich mittheile und ihnen den darauf gesetzten Preis zuerkenne.

Um allen diesen Forderungen auf einmal abzuhelfen, will man nur mit Wenigem erklären, wie keiner unter allen die Sache auf der rechten Seite getroffen und den versprochenen Preis verdienet habe. Einige Proben werden hoffentlich hinreichen, sie davon selbst zu überzeugen.

Alle sprechen von Bauern als der untersten Klasse der Menschen, vermischen unter diesem Namen alles, was einen schatzbaren Acker bauet, unterscheiden weder Freie noch Leibeigene, und wenn sie ja recht genau gehen wollen, so setzen sie Vollerbe, Halberbe und Kötter von einander, ohne zu untersuchen, ob einer sein eigen Erbgut oder einen fremden Acker baue, oder unter welchen Bedingungen er einen Hof bewohne. Und dann ist es bei ihnen keinem Zweifel unterworfen, daß nicht der Bürger den Rang vor dem besten . . . (leider hat unsre verrätherische Sprache kein Wort mehr, den ruricolam vom colono zu unterscheiden) den Vorzug habe. Allein seit wann, möchte man wohl fragen, ist es denn ein Schimpf, seinen väterlichen Acker zu bauen? Seit wann hat die Vernunft dem Hochmuthe das Recht bestätiget, das Wort Bauer so unschicklich gebrauchen zu dürfen? Was kann einen Landesherrn bewegen, denjenigen Mann für den schlechtesten zu halten, der monatlich seinen Schatz richtig bezahlt und die erste Stütze des Staats ist? In Spanien ist das Pflügen so schimpflich als in Deutschland das Abdecken. Sollten wir es etwan auch dahin bringen? die Hummeln ehren und die Bienen beschimpfen? Warum soll der schatzbare Landeigenthümer, der sein angestammtes Gut mit eignen Hengsten bauet, und der seinen Pudding so oft essen kann als er will, bei Thurm- und Leibesstrafe ein braunes Kleid tragen?

Weil er es aus Bescheidenheit bishero gern getragen hat, und es aus freier Wahl allezeit als ein Ehrenzeichen tragen wird?

Alle sind ferner geneigt, den fürstlichen Dienern überall große Vorzüge einzuräumen. Sollte aber der Mann, der seinen Ellbogen auf seinen eigenen Tisch stützt, und von seinem Fleiße oder von seinem Vermögen wohl lebt und Andern Gutes thut, nicht eben so gut sein, als der sich im Dienste krümmet? Soll man den Hunger nach Bedienungen, der jetzt überhand nimmt und so manchen tapfern Kerl dem Fleiße und der Handlung entzieht, noch durch Vorzüge und Ehre reizen? Ist denn das deutsche Herz so tief herabgesunken, daß es schlechterdings den Dienst über die Freiheit setzt? Und sehen diese Leute nicht, daß, da sie solchergestalt allen Vorzug dem Dienste geben, kein Mann von Ehre und Empfindung der ungeehrten Freiheit getreu bleiben werde?

Alle sprechen von vornehmen und geringen Bürgern. Wer ist aber der vornehme und geringe? Der Mann, der aus seinem Comptoir der halben Welt Gesetze und Königen Credit giebt, oder der Pflastertreter, der in einem langen Mantel zu Rathe geht? Der Handwerker, der Tausende dem Staate gewinnt, oder der Krämer, der sie herausschickt? Der Mann, der von seinen Zinsen, oder der, so von Besoldung lebt, und dem gemeinen Wesen in die Futterung gegeben ist? Der Taugenichts, der seines wohledlen Großvaters Rang noch mit geerbtem Stock und Degen behauptet, oder der Meister, der die beste Arbeit macht?

Keiner denkt an die Gefahr, die dem Lande bevorsteht, das dem Fleiße die Ehre raubt, von seinen wohlerworbenen Reichthümern zu glänzen. Wird denn auch wohl nur ein Hollandsgänger, wenn er etwas erworben hat, in sein undankbares Vaterland zurückkehren, wenn es ihm nicht er-

laubt, seine silbernen Knöpfe zu zeigen? Werden wir nicht die Leute, so Mittel haben, ohne sich ein bischen hervorthun zu dürfen, durch eine gar zu genaue Einschränkung zwingen, sich in solche Länder zu begeben, wo sie unter dem Schutze eines leeren Titels ihre Thorheit und ihren Reichthum nach Gefallen zeigen können? Werden wir diejenigen, so wir mit Gewalt in eine niedrige Klasse setzen, auch abhalten können, sich einen Adelsbrief oder einen Titel, und mit diesem das Recht geben zu lassen, sich in derjenigen Farbe zu zeigen, die ihnen am besten gefällt? Oder werden etwa die Gesetze blos für kluge Leute gegeben?

Es ist kein einziger unter ihnen, der nicht den Adel in Eine Klasse werfe, und ihn, alt oder neu, bewiesen oder unbewiesen, reich oder arm, im Dienst oder außer Dienst, unter Eine Rubrik setze. Glauben die Verfasser demselben durch diese Vermischung zu schmeicheln? Oder meinen sie, daß es etwas sehr vernünftiges sei, ein Oberheroldsamt aufzurichten, vor demselben alle Stammtafeln zu prüfen, und um zwei fehlender Ahnen willen den bemittelten Mann, der sich auf diese Art beschimpft halten würde, aus dem Lande zu weisen? Glauben sie, daß die gemeine Ehre und der gemeine Vorzug sich eben so gut als der Hofrang und die Hofkleidung ausmachen lasse? Ein Fürst darf nur sein Hausrecht gebrauchen, um zu befehlen, daß dieser in dieser und jener in jener Kleidung an Hof kommen solle. Wer keine Lust dazu hat, der setzt sich in seinen Lehnstuhl und pfeift. Allein um die Kleider im ganzen Staat zu reguliren, ohne hier wider die Billigkeit, dort gegen die Klugheit, und dann gegen sein eigenes und des Landes Interesse anzustoßen, dazu gehöret sehr viel. Ich erwähne nichts von der Tyrannei, welche darin steckt, wenn Vornehmere sich Alles erlauben und den Geringern Alles untersagen wollen; nichts davon, woher sie die Befugniß nehmen wollen, zehn freien Eigenthümern das, und zehn andern das

zu verbieten, und die Bürger eines Staats in willkürliche Klassen abzutheilen; und endlich nichts davon, wie gefährlich ein solcher Eingang für die allgemeine Freiheit sein würde, wenn ein Landesherr die gemeine Ehre wie die Hofehre bestimmen, und allein die sich weigerten, täglich Brod und Löhnungen von ihm anzunehmen, in die niedrigsten Klassen verweisen wollte. Was heute dem geringen Eigenthümer widerfährt, das wird dem großen auf die Zukunft unmerklich zubereitet; und schon in Frankreich gilt keiner mehr, oder er muß gedienet haben; die Heerstraße zum Despotismus. In Holland und England weiß man von keinen Kleiderordnungen; und um dergleichen Dinge vernünftig zu bestimmen, werden große Exempel, edle Selbstverläugnungen und tapfere Lehrer und Prediger erfordert; der Zwang schimpft, und macht aus muthigen, fleißigen und lebhaften Bürgern eine träge, verzagte und kriechende Heerde.

XXV.

Der selige Vogt.

Es ist längst angemerkt worden, daß es nicht undienlich sein würde, jedem Landesbedienten nach seinem Tode ein Denkmal aufzurichten, ein Denkmal, wodurch die Treue oder Untreue seiner Amtsverrichtung öffentlich bekannt gemacht, der Redliche von dem Unredlichen unterschieden, und jeder, der ihm in Dienste folgte, ermuntert oder gewarnet werden möchte. Vermuthlich hat die Besorgniß, daß dieses Denkmal bald nur ein Werk der Schmeichelei werden

möchte, eine solche öffentliche Anstalt verhindert. Indessen könnte es unter gehöriger Aufsicht seinen großen Nutzen haben. Wenigstens sehen wir nicht ab, was uns verhindern sollte, das Lob eines Vogtes in hiesigen Landen mitzutheilen, welcher zwar vor vielen Jahren bereits verstorben, aber doch auch bei den ältesten Männern in seiner Vogtei in so gutem und lebhaften Andenken steht, daß man ihn aus ihrer Erzählung mit allen Zügen auf's genaueste beschreiben kann. Der Ort, wo er gestanden, thut nichts zur Sache. Diejenigen, so ihn gekannt haben, werden seinen Namen leicht errathen, und die ihn nicht gekannt haben, doch allezeit wünschen, daß er der Ihrige gewesen sein möchte.

Wir brauchen nicht anzuführen, daß er ein christlicher, redlicher und gewissenhafter Mann gewesen. Dergleichen allgemeine Tugenden gehören nicht hieher. Seine Amtstreue und die Art und Weise, wie er sich in den ihm obliegenden vornehmsten Pflichten verhalten, ist dasjenige, was wir aus der Abschilderung, die man uns von ihm gemacht, mit Wenigem bemerken wollen.

Wenn eine neue Landesordnung erlassen und von Einigen übertreten wurde, setzte er solche nicht sogleich zur Strafe. Er ließ erst die Uebertreter zu sich kommen, erklärte ihnen den Inhalt und die Absicht der Verordnung, ermahnte sie, solche in Zukunft zu beachten, und übersah für dasmal ihren Ungehorsam, in dem richtigen Vertrauen, es sei dem Landesherrn mehr an einem gebesserten Unterthan als an einigen Thalern Strafgeldern gelegen. Hörte er von ihnen Gründe, welche die Verordnung beschwerlich machten, oder eine Einlenkung und Abänderung zu erfordern schienen, so untersuchte er die Sache gründlich, berichtete darüber an die höhere Obrigkeit vollständig und zeigte die Mittel an, wodurch die löbliche Absicht der Landesobrigkeit mit der mindesten Beschwerde der Unterthanen füglicher erreicht [we]den könnte.

Hatte Einer eine Schuldforderung an dem Andern, so wandte der Gläubiger, ehe er an's Gericht ging, sich aus bloßem Vertrauen allemal erst zu ihm; er ließ dann hierauf den Schuldner rufen, fragte ihn, ob er der Schuld geständig, und warum er nicht bezahle, und vermittelte dann insgemein die Sache zwischen beiden so, daß beide nach Möglichkeit und Gelegenheit zufrieden sein konnten.

Erhob sich ein Streit zwischen seinen Leuten über Gerechtigkeiten, so ging er mit den ältesten und vernünftigsten Männern aus seiner Vogtei nach dem Orte, wo der Streit war, hörte beide Theile mit Gelassenheit, und berieth sich dann mit jenen erfahrenen Männern über die Art und Weise, wie der Stein des Anstoßes am besten gehoben werden könnte. Fand er dann, daß der eine oder der andere Theil sich nicht nach ihren billigen Vorschlägen bequemen wollte, so setzte er den Streitpunkt deutlich auseinander und die gutachtliche Meinung der zugezogenen Männer darunter, und gab solche dem unschuldigen Theile zu seiner Vertheidigung an's Gerichte mit, da denn nicht selten der Richter seine Entscheidung darnach einrichtete.

Die Auflagen, welche seine Untergebene zu zahlen hatten, forderte er nie zur unbequemen Zeit. Er borgte ihnen aber auch nicht 3 Tage über die Stunde, worin sie ihrer Gelegenheit nach bezahlen konnten und mußten. Hier hielt er die größte Strenge nothwendig, weil er wohl wußte, daß aller Aufschub in solchen Fällen nur denen zum Schaden gereicht, die ihn nehmen. Er kannte eines jeden Vermögen und Gelegenheit, und richtete allemal seine Maßregeln so ein, daß der Faule angestrengt und der Fleißige nicht unterdrücket wurde.

War ein Erbe in Schulden so tief versunken, daß es sich ohne Stillestand nicht retten konnte, so machte er, mit Zuziehung einiger vernünftigen Nachbaren und nach Gelegenheit der vornehmsten Gläubiger, einen standhaften Anschlag vom Gute und dessen Schulden, zeigte ihnen die Un-

möglichkeit ihrer Befriedigung und ihren Nachtheil, wenn sie den Schuldner in's Gericht ziehen würden, bediente sich sodann der Gläubiger eigner redlichen Ueberzeugung, dem Schuldner hinlänglichen Nachlaß und billige Zahlungsfristen in Güte zu erwerben, und hielt den Schuldner, der durch ein solches Verfahren zu neuem Fleiß ermuntert ward, zur genauesten Erfüllung des Verglichenen an; und die Gläubiger waren von seiner Redlichkeit dergestalt versichert, daß sie auf sein Versprechen mehr als auf alles übrige baueten.

Wo er von einem neuen Mittel zur Verbesserung des Ackerbaues und der Landnahrung hörte oder las, da war er der erste, der Versuche anstellte. Jeder Hauswirth kam zu ihm, sah, was eine glückliche Erfahrung bestätigte, und lernte von ihm, was nachahmungswürdig war. Der Akkerbau in seiner Vogtei unterschied sich von allen benachbarten durch die Schönheit der Früchte, die Reinlichkeit des Ackers und die Ordnung der Felder.

Mit dem Pfarrer seines Kirchspiels lebte er in dem vollkommensten und angenehmsten Vertrauen. So oft er in Erfahrung brachte, daß Jemand in heimlichen Lastern und Ausschweifungen lebte, meldete er es dem Pfarrer im Vertrauen und ersuchte ihn, dem Angezeigten nachdrücklich zuzureden und ihn von seinem bösen Wandel zurückzuziehen. Insgemein glauben dergleichen heimliche Diebe und Verbrecher, ihre Bosheit sei der ganzen Welt unbekannt. Wie sehr erschraken sie aber, und wie oft besserten sie sich nicht, wenn der Pfarrer ihnen auf einer Seite ihrer Unthaten halber rührende Vorstellungen that, der Vogt ihnen aber auf der andern mit einer väterlichen Stimme in die Ohren donnerte, und beide ihnen solchergestalt auf das empfindlichste zu erkennen gaben, daß das Gerüchte ihrer Bosheit bereits zu ihren Ohren gekommen sei! Wie manchen hat er nicht auf solche Weise Leibes- und Geldstrafen erspart! Und wie viele hat er nicht blos dadurch, daß sie wußten, er kenne sie, von bösen Unternehmungen abgehalten!

Bei seinen Oberbeamten stand er in einem solchen Ansehen, daß sie ohne ihn nicht leicht in seinem Kirchspiele etwas vornahmen. Sie wußten, wie er dachte, und um seinetwillen getraute sich niemand dem Kirchspiel bei Einquartierungen oder Fuhren ein Mehrers zuzuschieben als die Ordnung erforderte. Seine Redlichkeit und Geschicklichkeit gaben ihm Dreistigkeit genug, die Wahrheit zur gehörigen Zeit und am gehörigen Orte zu reden; und wo es auf die Rechte seines Kirchspiels oder dessen Eingesessene ankam, sprach er wie ein Mann, der auch das Unrecht des Kleinsten vor Gott zu verantworten hat. Nie verleitete ihn auch ein gerechter Eifer, Jemanden seine Pflichten zu erschweren, oder ihm ein Mehrers aufzubürden, als die Ordnung mit sich brachte.

Um Alles mit Wenigem zu sagen: er war der Vater und der Friedensrichter seines Kirchspiels, der Freund seiner Untergebenen und der Rathgeber in allen Wirthschaften. Er starb im 76sten Jahr seines Alters am Schlage, und würde unstreitig sein Leben höher gebracht haben, wenn zu seiner Zeit der Rockenkaffee bereits wäre eingeführt gewesen. Denn es ist gewiß, daß er ihn als Patriot getrunken und auch dieses Exempel seinem Kirchspiele gegeben haben würde.

XXVI.

Schreiben einer Hofdame an ihre Freundin auf dem Lande.

Das heißt einmal auf dem Lande gewesen, und nun auch in meinen Leben nicht wieder. Bin ich doch beinahe erstickt von dem Dufte Ihrer groben Schüsseln! Welcher Mensch setzt einem denn noch Schinken und Kalbsbraten vor? Hatten Sie nicht auch noch einen Rinderbraten oder Markpudding? Es war ein Glück für mich, daß die Fenster offen waren; sonst wäre ich nicht lebendig aus dem Speisezimmer gekommen, so kräftig, so sättigend war Alles bei Ihnen angerichtet. Ich glaube, Sie kennen bei Ihnen den Hunger, wie der geringste Taglöhner. Gottlob! ich habe in zehn Jahren nicht gewußt, was Hunger sei, und setze mich nicht zu Tische, um zu essen, sondern blos um die unnütze Zeit zwischen dem Nachttische bis zur Cour zu vertreiben. Allein Sie .... mit Augen voller Lust sehen Sie die Schüsseln. Und die Lichter? Himmel, waren doch in jedem so starke Dochte, wie unsre Großmütter machten! Und sahen die Bediente nicht aus, als wenn sie die Wohlfahrt des Hauses einem jeden unter die Nase reiben sollten? In meinem Leben habe ich solche Physiognomien nicht gesehen. Die Leute müssen, deucht mich, in ihrem Leben nichts gethan haben, als essen. Ich mußte Ihrem Kammermädchen drei Schritte aus dem Wege gehen, um nicht in ihrer Atmosphäre die Luft zu verlieren.

Gestehen Sie es nur aufrichtig, es ist eine besondre Dummheit, welche Ihnen und den Landleuten überhaupt

allezeit eigen bleibt, daß sie es nicht zu derjenigen feinen Vollkommenheit bringen, welche wir am Hofe haben. Wenn sie einen Garten recht schön machen wollen, so suchen sie die besten Früchte darin zu ziehen. Wollen sie sich gut kleiden, so nehmen sie vom besten Zeuge. Und zur Speise? Nun das versteht sich. Friesisches Rindfleisch, holländisches Kalbfleisch, Karpfen von dreißig Pfunden, und welsche Hahnen, so groß, wie sie für eine Bürgerhochzeit gemästet werden können, oder der Lord Anson sie auf der Insel Tinian fand. Je nun, von solcher Atzung kann auch wohl eben kein feiner Geist in die Dickköpfe kommen. Und es ist kein Wunder, wenn sie sich immer wie die Kugeln zum Ziele werfen lassen.

Wie allerliebst sieht es dagegen nicht bei uns aus! Gärten haben wir da, ich will nur allein derer von Porzellain gedenken, worin alle Bäume und Blumen von einer schöpferischen Hand auf das ähnlichste nachgeahmet, und alle Jahreszeiten zu unserm Befehle sind. Fordert man Frühling, so ist Alles in der Blüthe, und diese Blüthe hat sogar den ihr eignen Geruch. Will man Sommer, so schafft der Gärtner, daß alle Bäume mit den schönsten Früchten prangen, die nun freilich nicht zu essen, aber eben deswegen um so viel schöner sind, weil sie der gemeine Mann nicht sogleich herunter schlucken kann.

Unsre Tafeln geben den schönsten Gärten in der Pracht des Anblicks gewiß nichts nach, und auf den Anblick kommt doch Alles an, weil man bei einer hohen Tafel mehr für ein göttliches Auge als für einen gemeinen niederträchtigen Magen sorget. Jeder Tag, ja selbst jeder Gang hat seine eigne Farbe. Zur maigrünen Suppe sind die Nebengerichte ganz anders als zum himmelblauen Hecht schattirt; und ich wollte keinem Koche rathen, eine Brühe couleur de procureur general zu einer grünen mit Silber incrustirten Pastete zu geben, oder mosaïque auf dem Schinken aus an-

dern Farben zusammenzusetzen, als wovon die Frisur an der Hammelkeule oder der Email andrer Crusten gemacht ist. Ich wollte keinem rathen, im Frühlinge, wo die Natur und die Tafel mit Blumen besetzt sein muß, einfarbige oder wohl gar rothe und gelbe Gallerte zu geben und die Tafel mit modernen Dormans zu gruppiren, wenn der ganze Aufsatz à la Romaine ist. Der Kaiser, der sich durch die Erfindung der Farcen*) einen unsterblichen Namen gemacht, und zuerst Fische**) von Schweinefleisch und Schinken von Käse erfunden hat, würde gegen unsre heutigen Köche eine schlechte Figur machen, und seine Tafel, worauf er oft zur Pracht alle Speisen in petit point oder künstlich gestickter Arbeit nachahmen ließ, gegen die unsrigen, wenn sie mit Gerichten von Porzellain oder Email besetzt sind, sehr verlieren***). Unsre Köche sind in der Mythologie, der Geschichte, der Dichtkunst, der Malerei, der Heraldik, und überhaupt in allen nur möglichen Künsten und Wissenschaften weit erfahrner als mancher Hofmeister, der doch sonst auch Alles wissen muß, und es müßte Schade sein, wenn

*) Heliogabalus primus de piscibus isitia fecit. Lamprid. in Heliog. c. XIX.

**) Dulciarios (confituriers) et lactarios (Milchköche) tales habuit, ut quaecunque coqui de diversis edulibus exhibuissent, — illi modo de dulciis modo de lactariis exhiberent. ib. c. XXVII.

***) Hieran ist wohl noch zu zweifeln. Denn der Kaiser ließ auch ganze Tische de vitreis, worauf alle Gerichte in gefärbtem Glase nachgeahmt waren, auffsetzen; und er hatte Deserts von Wachs, Elfenbein, Porzellain, Marmor und Stein, so gut wie wir. In secunda coena saepe ceream coenam, saepe ligneam, saepe eburneam, aliquando fictilem, nonnunquam vel marmoream vel lapideam exhibuit. c. XXV. In den gestickten Schauessen übertraf er aber uns neuere. Tot picta mantilia in mensam mittebat, his edulibus picta, quae apponerentur, quot missus esset habiturus, ita ut de acu aut de textili pictura exhiberentur. c. XXVII.

sie nicht eine Belagerung besser ausbacken könnten als der größte Feldmarschal.

Urtheilen Sie also, was ich bei Ihnen auf dem Lande gelitten habe, wo Ihre Krebse nichts als Krebs, und Ihre große Karpfen nichts als Karpfen waren. Wie ist es aber möglich, daß Sie Ihre Zeit so abgeschmackt zubringen und Ihren Verstand so wenig üben können? Noch ist es Zeit sich zu bekehren. Sie haben erst zwanzig Jahr und eine Figur, die wenigstens etwas verspricht. Kommen Sie also zu uns. Ich will Ihnen die Manier und den Weg zur Bewunderung in einem Monate zeigen, und so können Sie vielleicht noch eine kleine Rolle am Hofe mitspielen....

XXVII.

Gedanken über die vielen Lotterien. Bei dem Anfange der Osnabrückischen Lotterie.

Sie haben recht, mein guter Crito, die vielen Lotterien und der große Beifall, den sie überall finden, ist ein Merkmal unsrer höchstverdorbenen Sitten. Die Menschen, und sogar auch diejenigen unter ihnen, denen die weise Vorsehung nichts ohne Mühe zugedacht hat, wollen alle plötzlich reich werden, und fallen in Versuchung und Stricke; und viel reizendere Stricke als die Lotterien giebt es, den Stein der Weisen ausgenommen, gewiß nicht. Die Neigung zu leichtfertigen Gewinnsten hat sich über ganz Deutschland ausgebreitet, und kaum ist noch hie und da ein alter ehr-

licher Vater, dem die saure Frucht des Fleißes schmeckt, und der sich an dem Abende seiner Tage durch die süße Erinnerung seiner überstandenen Mühseligkeiten erquickt. Wenn ehedem eine Gesellschaft junger Waghälse dem Glücke mit stärkern als gewöhnlichen Schritten nacheilen wollte, so übernahm sie Bergwerke zu bauen, Kanäle zu graben, Schiffe auszurüsten und sich neue Quellen des Erwerbs und der Handlung zu eröffnen. Allein jetzt will jeder plötzlich und leichtfertig reich werden. Die Kriegslieferung und die glänzenden Halbmetalle unsrer verwundenen Münzen liegen den mehrsten noch in Gedanken und stören ihre Ruhe. Der Handwerksmann kann noch nicht wieder zu dem kleinen, öftern und dauerhaften Gewinnst zurückkehren; er will doppelt und dreifach gewinnen. Der Landmann vertrinkt die Pfennige, so er für Butter und Eier einnimmt, und will sich noch nicht wieder gewöhnen, aus vielen Hellern einen Thaler zu sammlen. Und so scheinet ein allgemeiner Schwindelgeist alle Stände der Menschen zu beherrschen.

Allein was thut ein Vater, wenn seine Töchter nicht mehr ruhig schlafen wollen? Er giebt den lüsternen Mädchen gute Männer, und macht sie zu fruchtbaren Müttern. Was thut ein Landesvater, wenn seine Kinder zur Verschwendung geneigt sind? Er leitet ihre Neigungen auf einheimische Producte, verwandelt die Verschwender in Patrioten, und legt selbst Lotterien an, wenn sie durchaus ihr Glück auf eine plötzliche und schwärmerische Art machen wollen. Laßt uns also auch die Sache von dieser Seite betrachten. Laßt uns annehmen, der Strom der Thorheit wolle sich in seinem starken Laufe nicht aufhalten lassen, und so sei es der weisen und aufmerksamen Politik gemäß, ihm diejenige Richtung zu geben, wo er in seinem Laufe annoch einige Wiesen wässern und dem Staate nützlich werden kann. Sollten denn eben die Lotterien mehr als andre Nothmittel zu tadeln sein?

Könnte man sie alle verbieten, und dabei verhindern, daß die Menschen nicht in heimliche Versuchungen und Stricke fielen, so möchte man es immerhin thun. Könnte man durch ein solches Verbot vollends allen verwöhnten Bürgern, die Bürgerinnen nicht ausgeschlossen, wieder einen Geschmack an den zu ihrer Gesundheit sowohl als zu ihrem wahren Vergnügen dienenden sauren Früchten des Fleißes beibringen, so würde es noch besser sein. Denn tausend Thaler, so in einer auswärtigen Lotterie oder in Peru gewonnen werden, bezeichnen den wahren Reichthum eines Landes nicht so sehr als hundert Thaler, die mit der schwersten Arbeit daheim erworben werden. Erstere können dem leichtfertigsten Müßiggänger zufallen, aber letztere setzen voraus, daß ein Land viele fleißige Hände, wehrhafte Männer und eigne Nerven habe.

Allein da ein solches Verbot dem herrschenden Geist der Thorheit nicht angemessen ist, und die Versuchung zum plötzlichen Reichwerden vielleicht gar nur noch verstärken würde, so ist nichts übrig als nachzugeben und aus einem schlimmen Wurf den besten Vortheil zu ziehen.

Die Lotterien haben, von einer andern Seite betrachtet, auch noch einen wichtigen Vortheil für den Staat. Denn seitdem unsre römischgelehrten Richter den Geist der deutschen Verfassung verloren haben und daher bei allen vorkommenden Streitigkeiten den Besitzstand zur Richtschnur ihrer vorläufigen Entscheidungen nehmen müssen, so darf es ein ehrlicher Mann fast nicht mehr wagen, ein gutes Werk zu thun, ohne sich der Gefahr auszusetzen, sich auch für die Zukunft dazu pflichtig zu machen. Wie mancher christlicher Bauer würde seinem Gutsherrn gern diese oder jene Gefälligkeit erweisen! wie mancher freier Mann würde mit Vergnügen zu dieser oder jener gemeinen Unternehmung einen Beitrag thun! wie mancher Edelmann würde den Weg zu seiner Kirche in den vortrefflichsten Stand setzen lassen,

wenn er nicht befürchten müßte, dazu in der Folge als zu einer Schuldigkeit angehalten zu werden! Der Richter fragt in einem zweifelhaften Falle gleich, wer den Weg das letztemal gebessert habe; und so verdammet er ihn sofort, mit Vorbehalt seines Rechtes, ihn auch für dasmal zu bessern; und dieser Vorbehalt nützt ihm zu nichts, weil die Hauptsache selten zu Ende kommt.

Dergleichen Unbequemlichkeiten kann durch Lotterien vorgebeuget werden, so lange dieser Name ein redendes Zeugniß bleibt, daß dasjenige, was einer darein setzt, ein freiwilliger Beitrag sei. Man öffnet also durch dieselbe allen freien Personen einen Weg, ihre Großmuth und ihren Eifer für das gemeine Beste ohne alle Gefahr für ihre Freiheit zu zeigen. Man öffnet ihnen durch dieselbe einen Weg, ungezwungen, ungeschätzt und nach eignem Gefallen dem gemeinen Wesen zu Hülfe zu kommen. Man gelangt durch dieselbe an den Geldbeutel, welcher sich sonst noch bis hiezu der Steueranlage einigermaßen entzogen hat; und da die Begierde plötzlich reich zu werden wirklich alle Menschen mehr oder weniger in Versuchung führet, so lockt man sie dadurch gerade auf den Heerd, wo sie sich am liebsten zum gemeinen Besten fangen lassen. Was jene römische Rechtsgelehrsamkeit dadurch verdorben, daß sie das Wohlthun, das Mitleid, die Gastfreiheit und andre Tugenden furchtsam und zurückhaltend gemacht hat, das kann durch diesen Weg einigermaßen wieder ersetzt und vergütet werden. Die Tugend hat keine eifrigere Verehrerin als die Thorheit, wenn diese ihre Rechnung dabei findet; und wenn es auf's Bezahlen geht, so hat die letztere ihren Beutel allezeit geschwinder offen als die erste.

Beinahe möchte ich sagen, es sei die Schuldigkeit einer Obrigkeit, dafür zu sorgen, daß eine einheimische Lotterie beständig im Gange sei. Denn ist es einmal durch die Erfahrung bewährt, daß das heutige Menschengeschlecht durch-

aus Glücksspiele haben wolle, so ist es besser, daß die einheimische Obrigkeit für ein redliches Spiel sorge, als daß die Unterthanen den Schlingen fremder Lotteriepächter bloßgestellet werden. Sorget doch die Polizei in großen Städten dafür, daß gewisse nun einmal herrschende Laster mit der mindesten Unordnung und Unsicherheit ausgeübet werden können; und fordert man nicht von einem Vater, daß er seinen Sohn in's Spielhaus begleiten solle, damit er nicht in unsichere Hände gerathen möge?

Ich weiß wohl, vordem war es nicht also. Vordem reichte der Fluch einer Mutter und die Macht einiger andern dunklen Ideen hin, die Jugend in mancher Versuchung zu bewahren. Das Mädchen zitterte wie Espenlaub, und wußte oft nicht eigentlich warum, wenn es auch nur in aller Unschuld einen verbotenen Weg betreten wollte. Allein seitdem wir die Jugend mit lauter deutlichen Wahrheiten und klaren Ideen erziehen wollen, müssen wir, um die Reinigkeit ihrer Sitten und die Gesundheit ihres Körpers zu erhalten, ganz andre Vertheidigungsanstalten machen; und seitdem die Kunst ohne Mühe reich zu werden der Wunsch aller Menschen ist, müssen Obrigkeiten ebenfalls neue Wege versuchen, diesen Wunsch mit der unschädlichsten Nahrung zu unterhalten.

Sie sehen hieraus, mein lieber Crito, daß es noch einige höhere und wichtigere Ursachen giebt als diejenigen sind, welche Sie nicht gelten lassen wollen, warum man billig eine Lotterie im Lande haben müsse. Sie sehen es mit Ihren sterblichen Augen, wie sehr sich die fremden Lotterien vervielfältigen, und wie sie in jedem fremden Lande, in jedem kleinen Flecken und in jedem Dorfe bereits ihre Schilder ausgehänget und ihre Werbhäuser aufgerichtet haben. Sie sehen, wie sich die ansteckende Begierde ohne Mühe reich zu werden in die kleinsten Köttereien ausbreitet und, wo nicht den Mann, wenn er seinen Branntwein trinket,

doch gewiß die Frau, wenn sie ihren Kaffee holet, mit einem Billet erhaschet. Sollte denn nicht ein jeder Patriot wünschen, daß dieser allgemeine Hang zum gemeinen Besten genutzt werden möchte? Verwandelt sich nicht das Geld, was die Unterthanen auf solche Weise verschwenden, in einen nützlichen Beitrag, wenn es zur allgemeinen Wegebesserung verwendet, und denjenigen, die es ausgeben, gleichsam wieder vor die Thüre gebracht wird? Gewiß, Sie werden noch selbst hundert Billets nehmen, und an dem Beschlag Ihrer Wagen und Pferde jährlich so viel ersparen als Sie dafür ausgeben. Sie werden dieses Geld mit so viel mehrerm Vergnügen ausgeben, je öfterer Sie schon gewünscht haben, etwas zur Wegebesserung ohne Nachtheil Ihrer Freiheit beitragen zu können. Dies werden Sie gewiß thun. Denn Ihre Devise ist: Freiheit, und Ihre Seele: Patriotismus rc.

N. S.

Ich übersende Ihnen hiebei einen Plan von der hiesigen Lotterie, welchen Ihro Königl. Majestät als Vater genehmiget und löbl. Stiftsstände garantiret haben. An der Sicherheit fehlt ihr also gewiß nichts. Daß sie mit aller möglichen Treue und Aufrichtigkeit werde gezogen werden, daran zweifeln Sie gar nicht; und daß sie eben so vortheilhaft als irgend eine andre Lotterie sei, können Sie leicht daher schließen, weil man nicht mehr, und vielleicht noch weniger davon nimmt als anderwärts geschieht, und keine andre Nebenabsicht dabei hat, als mit einem redlichen Spiele die Gauner zu vertreiben.

XXVIII.

Trostgründe bei dem zunehmenden Mangel des Geldes.

Geld! entsetzliche Erfindung! du bist das wahre Uebel in der Welt. Ohne deine Zauberei wär' kein Räuber oder Held vermögend, das Mark zahlreicher Provinzen in eine Hauptstadt zusammenzuziehen und unzählbare Heere zum Fluch seiner Nachbaren zu erhalten. Du warst es, wodurch er zuerst die Heerden seiner getreuen Nachbarn, ihre Erndten und ihre Kinder sich eigen machte und, zum Unglück einer künftigen Welt, den Schweiß von Millionen armer Unterthanen in tiefen Gewölben bewachen ließ. Ehe du erfunden wurdest, waren keine Schatzungen und keine stehenden Heere. Der Hirte gab ein Böcklein von seiner Heerde, der Weinbauer von seinem Stocke einen Eimer Weins, und der Ackersmann den Zehnten gern von allem, was er bauete; denn er hatte genug für sich, und genoß des Opfers mit, welches er von seinem Ueberflusse brachte. Der Herr war froh, seinen Acker zu verleihen und so viel Korn dafür zu empfangen als er für sich und seine Freunde gebrauchte. Er würde erstaunt sein, wenn ihm sein Knecht durch die Zauberkraft des Geldes die ganze Erndte von funfzig Jahren zum Antrittsgelde oder zum Weinkaufe hätte opfern wollen.

Welch ein grausames und lächerliches Geschöpf würde ein Geizhals zu der Zeit gewesen sein, da man deine Zauberei, die Kunst das Vermögen von hundert Mitbürgern in einer papiernen Verschreibung zu besitzen, noch nicht kannte! Berge von Korn, unzählbare Heerden hätten seinen Schatz ausmachen müssen. Zwischen diesen Reichthümern hätte er

verhungern, hätte er dem Armen nichts mitgeben, hätte er die Bedürfnisse des Staats dem Geringern zuwälzen sollen? Auf seinem Kornhaufen würde man den Bösewicht verbrannt haben; und wer hätte seinen Vorrath vor Würmern, seine Heerden vor Seuchen und ihn selbst wider die Rache seiner Nachbarn sicher stellen wollen?

Ehe du kamst war die Wohlthätigkeit die gemeinste Tugend; wenn man es eine Tugend nennen kann, was die natürliche Folge verderblicher Güter war. Komm zu mir, sprach der Reiche zum Armen, und labe dich an meinem Biere und iß von meinem Brode. Es verdirbt ja doch, und die Erndte ist wieder vor der Thür. Soll ich für die Würmer sparen, und dich darben lassen? So sprach der Deutsche, wie er noch dem römischen Gelde fluchte; und in der Wohlthätigkeit besaß er alle Tugenden.

Ehe du kamst war der Unterschied der Stände und die Begierde sich zu erheben nicht groß unter den Menschen. Jetzt hat der Himmel oft Mühe, ohne Wunder einen Reichen arm zu machen, da er seine Früchte in hartes Metall verwandelt und bei unzähligen Schuldnern verwahrt. Damals aber lebte er mit seiner Heerde und mit seinen Scheunen unter der unmittelbaren Furcht vor jedem Wettstrahle; und dankbar und gefühlvoll betete er die göttliche Vorsehung bei jeder Landplage, gleich den geringsten unter seinen Flurgenossen, an.

Ehe du kamst war noch Freiheit in der Welt. Keine Macht konnte unbemerkt und sicher den Schwächern zu Haupte steigen, kein Richter konnte heimlich bestochen werden und brauchte sich bestechen zu lassen, kein Zanksüchtiger kannte eine Rechtssache weiter bringen als seine Futterung reichte, kein Thor mit einem Fuder Korn nach dem Kammergericht reisen, und kein Kluger in die Versuchung gerathen, mehr Prozesse für Andre zu führen als er zu seiner täglichen Nothdurft und Nahrung gebrauchte. Grö-

ßere Feindschaften währeten nicht länger, als bis der Kriegsvorrath verzehret war; und der Hunger war ein sicherer Friedensbote.

Ehe du kamst wußte man nichts von fremden Thorheiten und Lastern. Deutschland konnte weder in Frankreich verzehret, noch die Erndten aus Westphalen für Wein nnd Kaffee versandt werden. Wer satt hatte, konnte nichts mehr verlangen; und satt hatten alle Länder, denen der Himmel Vieh und Futter gab. Jeder liebte seinen eignen Acker und sein Vaterland, weil er nicht anders reisen konnte als ein Bettler, auf die Rechnung der allgemeinen Gastfreiheit, und wo er mit einer stolzen Begleitung reisen wollte, als ein Feind zurückgewiesen wurde.

Ehe du kamst war der Landbesitzer allein ein Mitglied der Nation. Man kannte eines Jeden Vermögen, und die Anwendung der Strafgesetze geschah nach einem sichtbaren Verhältniß. Die Gerechtigkeit konnte einem Jeden das Seinige mit dem Maaßstabe in der Hand zumessen, die Gleichheit der Menschen durch eine sichere Anweisung der Aeckerzahl bestimmen und ewig verhindern, daß keiner zwei Erbtheile zusammenbrachte. Man kannte keine geldreiche Leute, diese Verräther der menschlichen Freiheit; das Mittel, Schulden zu machen und tausend Schuldner zu heimlichen Sclaven zu haben, war den Menschen unerhört. Die Kinder konnten den väterlichen Acker nicht schätzen lassen und von dem gesetzmäßigen Erben nicht fordern, daß er ihnen den Werth desselben zu gleichen Theilen herausgeben sollte. Er gab ihnen Pferde und Rinder; der Richter oder Gutsherr beurtheilte die Billigkeit in diesem Stücke leicht, weil sie auf sichtbaren Gründen beruhete, und der Staat duldete es nicht, daß der Acker mit jährlichen Abgiften zum Vortheil der abgehenden Kinder beschweret wurde.

Ehe du kamst entschieden Klugheit und Stärke, diese wahren Vorzüge der Thiere und Menschen, das Schicksal

der Völker. Die Krämer herrschten nicht mit ihrem Gelde über die Tapfersten, und der Zugang zu den geheimsten Staatsräthen konnte für eine Tonne Pökelfleisch nicht so leise als für eine Tonne Goldes in Wechseln eröffnet werden.

Glückselige Zeiten! denen wir uns nunmehr wieder nähern können, da die mächtige Zauberin zusehends verschwindet. Wie mäßig, wie ruhig, wie sicher werden wir leben, wenn wir ohne Geld Alles mit Korn wieder bezahlen können! wenn der Steuereinnehmer, der Gutsherr, der Richter und der Gläubiger nicht mehr nehmen mögen, als sie mit Gewalt verzehren und vor Würmern bewahren können, wenn der Bettler mit seinem täglichen Brode zufrieden sein muß, und keine Pfänder mehr verkaufet werden können!

Bedauret demnach, edle Mitbürger, den Mangel des Geldes nicht. Bemühet euch vielmehr den Rest dieses Uebels vollends los zu werden! Werft eure Reichthümer in's Meer, oder schickt sie den bösen Nationen zur Strafe zu, die euch mit Wein, Kaffee und neuen Moden versorgen. Hungert die Einwohner der Städte, die ohne Ackerbau, blos von einer Thorheit leben, völlig aus, und zwingt sie, euch bei eurer Mäßigkeit zu lassen. Ihr braucht alsdann nichts wie Mausefallen, um euch vor der gefährlichsten Art von Feinden und Dieben sicher zu stellen.

Johann Jakob . . .

N. S. *)

Ich hoffe, meine geneigten Leser werden dem Sophisten zu Gefallen, wenn sie auch dessen Gründe nicht beantworten können, keinen Kreuzer wegwerfen. Ich wünsche aber auch, daß sie die Declamationes der Freigeister unsrer Zeiten gegen die Grundwahrheiten der Religion und Moral mit einer gleichen Wirkung lesen mögen.

---

*) Diese N. S. fehlt in den Westphälischen Beiträgen.
A. d. H.

XXIX.

Johann konnte nicht leben.

Eine alltägliche Geschichte.

Hast du es dem Thorschreiber gesagt, Johann, daß er künftig seine schläfrigen Augen besser aufsperren und die Lügen, unter Gottes Geleit, ich meine die Frachtbriefe der Kaufleute, nicht so blindlings für Wahrheiten halten solle?

Ja, Herr Kriegesrath; aber die Leute müssen auch leben, und nach dem bekannten Sprüchwort . . .

Kein Aber, mein guter Kerl! das bitte ich mir aus; und noch weniger Sprüchwörter, wenn sie auch aus deinem gestempelten ABC-Buche sein sollten. Sie sind mir verhaßter als die Rechtsregeln, und du weißt schon aus der Erfahrung, daß dergleichen im Kammeretat nicht gut gethan werden.

Je nun, ich sage ja weiter nichts, als der Mann kann von den hundert Thalern, die er des Jahrs hat, nicht leben, und wenn er die Augen zu weit aufthut, so thun die Kaufleute den Beutel zu.

Schon wieder eine Sentenz. Aber weißt du auch wohl, Johann, was Leben sei? Leben ist, ja Leben ist, daß man lebt. Aber wie? das ist die Sache. Der Fürst klagt, daß er nicht leben kann, der Feldmarschal kann nicht leben, der Kriegesrath kann nicht leben, der Thorschreiber kann nicht leben, und vielleicht kannst du auch von den zehn Thalern, die ich dir des Jahrs gebe, nicht leben. Das ist mir ein Leben, wovon der Schluß allezeit ist, wir müssen Betrüger werden. Wenn ich dich zum Thorschreiber beförderte, und dies ist doch dein größter Wunsch, so würdest du ja auch nicht leben können.

Freilich nicht, Herr Kriegesrath; aber ich hätte denn doch bessere Gelegenheit, als jetzt bei Ihnen, meine fünf Sinne zu gebrauchen. Wenn ich alsdann nur meine Augen des Tages einmal zuthue, so stehe ich weit besser, als wenn ich sie bei Ihnen Nacht und Tag aufsperre.

Und dennoch, du magst es mir nur auf mein Wort glauben, wirst du nicht leben können. Der König hörte einmal, daß ein Gartenjunge sich beschwerte, er könnte nicht leben. Er machte ihn darauf zu seinem Hofgärtner; allein er konnte wieder nicht leben. Er kam als Sekretair an die Gartenkanzlei; noch konnte er nicht leben. Er wurde endlich Oberintendant aller Gärten und Lustschlösser; und nun glaubte der Fürst, er würde gewiß leben können. Aber nein; Bob, so hieß er, hielt jetzt Kutschen und Pferde, er hatte Bediente, hielt Tafel und spielte, als wenn er große Lieferungen gehabt hätte; und wie ihn sein Herr fragte, ob er nun leben könnte, so gab er ihm zur Antwort: Ach, gnädigster Herr! der Staat erfordert heutiges Tages so viel; es gehört so vieler Ueberfluß zum Nothwendigen; man wird so wenig geachtet, wenn man nicht seinem Range gemäß lebt; die Frauen sind solche kostbare Puppen; und die Kinder, wenn ich sie standesmäßig erziehen soll, erfordern so viel, daß es unmöglich, ja unmöglich ist, als Intendant des Jahrs mit zweitausend Thalern auszukommen . . . Ich wette, Johann, du würdest auch Bob, oder wohl gar Herr von Bob werden, wenn du erst ein paar Jahr Thorschreiber gewesen wärest.

Das käme auf die Probe an, Herr Kriegesrath. Indessen ist es doch so gut als eine gestempelte Wahrheit, daß, wenn die Frau Visitatorin eine schwarze Saloppe trägt, meine künftige Liebste als Thorschreiberin doch wenigstens eine von Grosse-Beauté haben müsse.

Just so philosophirte Bob auch. Weißt du aber auch wohl, was er sagte, als er im Zuchthause von seiner Hände

Arbeit leben mußte? Bin ich nicht ein erzdummer Narr gewesen, sagte er, daß ich mir gerade die größten Narren zu Mustern gewählt habe! Ich dächte also, mein lieber Johann, wenn die Frau Visitatorin kollerte, so müßte die Frau Thorschreiberin dermaleinst Verstand genug besitzen, sich nach ihrer Decke zu strecken. Du thust aber wohl am besten, daß du das Heirathen noch eine Zeitlang aufschiebst. Denn wirklich, die Weiber sind es jetzt, welche die Männer in's Zuchthaus bringen; und du könntest ohne das leicht dahin kommen, wenn du die Augen so oft verschlössest.

Ach Herr Kriegesrath, das hat gute Wege. Wem der König ein Amt giebt, dem giebt er auch zu leben; dies erfordert die Billigkeit, die Gerechtigkeit und, was das Vornehmste ist, sein eignes Interesse. Denn wer nicht gut lohnt, wird auch nicht gut bedient.

Nun kein Wort mehr, ich mag das Gewäsche gar nicht mehr hören. Dein Bruder ist Küster und zieht dreimal in der Woche an die Glocke. Er hat also ein Amt; und nun soll ihn das Amt auch ernähren? Das wäre eine erschreckliche Sache. Wenn Bediente, die alle Stunden des Tages, und noch manche des Nachts ihrem Herrn aufopfern müssen, von ihrem Herrn fordern, daß er ihnen nach dem Stande, worein er sie setzt, zu leben gebe, so ist ihre Forderung gerecht. Allein daß der Mann, der ihm alle Monat ein paar Schuh macht, sogleich von diesen zwölf paar Schuhen leben will, das ist unerträglich.

Hören Sie, Herr Kriegesrath, mein voriger Herr, ein Burgemeister, sprach eben so. Wovon, sagte er zu dem vorigen Präsidenten, muß ich, müssen so viele Rathsherrn leben? Wir sind nicht, gleich so vielen besoldeten Dienern, dem gemeinen Wesen in die Futterung gegeben. Nein, die Bürgerschaften haben von jeher ganz andre Grundsätze gehabt. Sie wählen bemittelte Leute zu Burgemeistern, und fordern von dem Rathsherrn, daß er von seinem Fleiße le-

ben solle. Sie belohnen sie mit Ehre, mit Achtung und mit Liebe. Dies ist ihre Besoldung, das eine Jahr wie das andre, und die beste Besoldung von jenem rechtschaffenen Manne. Die großen Herren haben übel gethan, daß sie zu allen gemeinen Verwaltungen lauter besoldete Diener angenommen haben, die alle klagen, daß sie nicht leben können, und nicht wissen, wie sie leben wollen. Eine Zeitlang haben ihnen diese Diener plus über plus gebracht; aber am Ende nehmen sie plus über plus wieder weg, und der Herr hat nicht mehr übrig, als er vorher übrig hatte. Es schadet ihnen aber nichts, indem sie oft die schlechtesten Leute zu ihren Dienern annehmen und dann ihre Diener über alle andre erheben, und diejenigen, welche keine andre Besoldungen als die Liebe und den Segen ihrer Mitbürger haben, unbillig heruntersetzen. In unserm Bürgerrath werden keine andre, als angesessene und angesehene Leute zugelassen. Die Bedienungen der Stadt werden als Reihelasten betrachtet, die jeder nach seiner Ordnung mit übernehmen muß. Keiner wird besoldet. Besoldungen sind für die Unterbediente, die keinen Theil an unsrer Ehre haben. Und die Unterbediente, insbesondere aber den Untervogt und den Visitator, besolden wir kärglich, damit diese Leute nicht zu viel Zeit zum Spintisiren haben, sondern beim Graben, Spinnen und Arbeiten vergessen mögen, wie sehr sie die Bürger scheren können, wenn sie Alles auf's schärfste suchen und Knötchen zu Knoten machen wollen. Wenn dergleichen Leute so viel Besoldung hätten, daß sie davon leben könnten, so würden sie müßige Spionen abgeben und nicht für's gemeine Beste, sondern blos für die Kasse sorgen. So sprach mein voriger Herr, der Burgemeister, zum seligen Präsidenten. Und ich habe seitdem allezeit gewünscht, ein bemittelter Mann zu sein; das weiß der liebe Himmel.

Ist deine Predigt aus, Johann? Nun so gehe hin und sage dem Thorschreiber, daß ihn der König seines

Dienstes in Gnaden entlassen, und dich wieder an seine Stelle gesetzt habe. . . .

Wer war vergnügter als Johann? Er ward Thorschreiber, und konnte nicht leben. Er heirathete die Kammerjungfer der Frau Kriegesräthin, und konnte noch nicht leben. Er that alle Tage zweimal die Augen zu, und konnte doch alle die Saloppen von Grosse Beauté, welche die junge Frau Thorschreiberin gebrauchte, nicht bezahlen. Sie machte ihn zum Hahnrei, und dem allen ungeachtet konnte auch sie nicht leben. Sie kamen beide in's Zuchthaus. Nun konnten sie leben.

XXX.

Von der Verbesserung der Brauanstalten.

In den mehresten Provinzen Deutschlands giebt es auf dem Lande Zwangbrauereien und Zwangkrüge. Die Städte, welche sich von diesem Zwange losgemacht, haben ihre besondern Ordnungen, und sie werden entweder durch eine eigne Bierprobe, oder aber durch beeidete Braumeister und andre Anstalten zur Beobachtung einer sichern Regel im Brauen angehalten. Gleichwohl sagt man, daß daselbst das Bier immer schlechter und bei weitem nicht so gut als ehedem gemacht werde.

Hier im Stifte weiß man von keinem Zwange; die Bierprobe ist längst in Vergessenheit gerathen, und beeidete Braumeister sind wohl niemals vorhanden gewesen. Auf

dem Lande braut und schenkt, wer Lust und Mittel dazu hat. In den Städten ist kein Reihebrauen, kein Brauhaus und keine eigentliche Braugerechtigkeit. Man genießt also einer uneingeschränkten Freiheit. Dennoch sagt und sieht man, daß das Bier überall schlechter und lange nicht so gut als in den vorigen Zeiten gebrauet werde.

Es haben also so wenig Zwang als Freiheit den Verfall der Braunahrung verhindern können. Indessen scheinet es doch das sicherste zu sein, das Brauwesen eher mit, als ohne Ordnung fortgehen zu lassen.

Unstreitig sind ehedem, und zwar zur Zeit als jedes Kirchspiel noch ein eignes Amt unter seinem Kaspelherrn ausmachte, gute Anstalten vorhanden gewesen, die aber mit einander verloren gegangen, als man jene kleine Kaspelämter und Niedergerichtsbarkeiten gesprengt, und lauter große Aemter gemacht hat. Es würde also eben nichts Neues sein, wenn die allzugroße Freiheit ohne Probe, ohne Aufsicht und ohne Ordnung zu brauen einigermaßen eingeschränket würde. Wir befinden uns in den glücklichen Umständen, daß wir so wenig von dem Malze und Hopfen als von der Pfanne und dem Gebräude das allergeringste zu entrichten haben. Desto eher müßten wir im Stande sein, mittelst einer guten Ordnung, ein gutes und gesundes Bier zu haben.

Die beste Ordnung, welche ich noch kenne, findet sich bei dem Reichshofe Westenhof, in dessen Rechten*) es also lautet:

„In deser Baronie binnen den Ryksvredepaelen ist de „alde Parochiekerke de älste und höchste Erve, de dat „Recht hefft, dat die dieses Rykshafes Saete und Maet „bewahret und uytdelet, und mag ook niemand Beer

---

*) Beim von Steinen in seiner Westphäl. Geschichte Nr. VI. S. 1565.

„to koepe brouwen dann in deser Kerken Brouw„panne, und der Kerken daervan geven.

Hier gehöret die Braupfanne in's Kirchspiel der Kirche. Die Gildemeister oder Bauerrichter sind beeidet, darauf zu sehen, daß die Wirthe, welche zum feilen Kauf brauen, das gehörige Malz dazu nehmen und nicht mehr davon ziehen, als die Ordnung erlaubt; der Küster holet die Probe, ehe es verzapft werden darf, und der Pastor urtheilet, ob es gut sei oder nicht. Ist es nicht gut, so läßt er die sechs Aeltesten der Gemeine zusammenrufen, welche nach einem abermaligen Versuch, und wenn ihr Urtheil mit jenem gleich ausfällt, sofort das Bier um die Hälfte, oder, nachdem es ist, noch weiter heruntersetzen.

Sie haben bei dieser Anstalt noch einen andern Vortheil. Die Kirche bekömmt von jedem Gebräude ein Gewisses, welches zu ihrer Unterhaltung dienet; und die Eingesessenen merken es nicht, wenn sie auf eine so leichte Art das Ihrige zum Bau und zur Besserung der Kirchen beitragen können.

Wie wäre es also, wenn wir diesem alten Exempel folgten? Dadurch, daß die Pfanne der Kirche gehört, und jedermann in dieser Pfanne brauen muß, wird keine wahre Zwanggerechtigkeit eingeführet. Von der Freiheit geht dabei auch nichts verloren. Die Kirche ist kein Finanzcollegium, welches mit jeder guten Ordnung neue Auflagen verknüpfet. Sie hat auch keine Brüchten von den Uebertretern zu empfangen. Sie wird auf diese Art unmerklich, und hauptsächlich von Brauern, die das meiste verdienen und das wenigste zur Kirchencollecte beitragen, unterhalten. Und da die ganze Direction zwischen dem Pastor, dem Küster und der Gemeine bleibt, so ist auch nicht zu befürchten, daß die Pfanne in eines Pächters oder Erbpächters Hand werde gegeben werden. Zu bewundern ist es übrigens allemal, daß die Eingesessenen der Freiheit Westhofen

ihre Braupfanne wie die Wroge ihrer Kirche übergeben haben. Man erkennet in dieser Einrichtung den Geist der alten deutschen Freiheit, der weit voraussah, daß aus solchen Rechten, wenn sie in die Hand der Obrigkeit kämen, leicht Regalien werden würden, und sie daher lieber ihrer Kirche als dem Kirchspielamte beilegen wollten.

XXXI.

Etwas zur Verbesserung der Intelligenzblätter.

Man muß immer lernen, sollte es auch von den Wilden sein. Die deutschen Kolonisten, welche sich in Amerika befinden, können zwar mit Recht nicht unter die Wilden gezählt werden. Indessen hält ein Europäer doch insgemein dafür, daß er nicht nöthig habe bei ihnen in die Schule zu gehen. Diesmal aber wollen wir ihn doch dahin schikken, und zwar, um die europäischen Intelligenzblätter aus den amerikanischen verbessern zu lernen.

Die Germantowner Zeitung oder Sammlung wahrscheinlicher Nachrichten aus dem Natur- und Kirchenreiche, welche bei Christoph Sauer zu Germantown herauskommet, und bei Däschler in Philadelphia, bei Lauman in Lancaster, bei Billmayer in Yorkraum und bei Hofmann in Neuyork zu haben ist, hat das Vorzügliche, daß bei jedem Intelligenzartikel gleich vor dem ersten Buchstaben ein kleiner Buchdruckerstock oder Holzschnitt angebracht ist, wodurch der Inhalt des Artikels angezeigt wird.

Vor dem Artikel, worin z. E. einem verlornen oder verlaufenen Pferde nachgefragt wird, steht ein Pferd mit dem Kopfe nach der Außenseite gewandt. Ist von einem aufgefangenen oder zugelaufenen Pferde darin die Rede, so hält ein Pferd den Kopf einwärts nach dem Artikel. Auf gleiche Weise stehen Ochsen, Kühe und Schaafe vor solchen Artikeln, worin von diesem Viehe geredet wird. Ist von einem gestohlnen Pferde die Frage, so sitzt ein Reiter darauf, der es wegreitet; und wenn ein andrer Diebstahl angezeigt wird, so steht ein Mann, der einen Bündel wegträgt, an der Spitze. Vor einer Citation gegen eine verlaufene Frau steht eine Dame im Reisehute; und ein wilder Mann mit einer Keule bedeutet, daß in dem Artikel von einem verlornen oder verloffenen Menschen die Rede sei. Ist ein Haus zu verkaufen, so ist auch ein Haus vorangedruckt und eine Plantage, wenn diese zu verkaufen ist.

Auf solche Art läßt man in den amerikanischen Zeitungen alle Rubriken, deren wir uns in Europa bedienen, ganz weg, ersparet dadurch vielen Raum und ist im Stande, den Inhalt des ganzen Intelligenzblattes sogleich aus den Ochsen, Pferden, Häusern, Bouteillen, Medizingläsern und andern ähnlichen Zeichen mit einem Blicke zu übersehen. Die Zeichen sind fast nicht größer und künstlicher als die, so auf der letzten Tafel in unsern gewöhnlichen ABC-Büchern zu stehen pflegen. Allein sie sind kenntbar und characteristisch und gleich zu verstehen.

Verdiente diese Mode nun nicht auch von uns angenommen zu werden? Ich meine, ja. Allein ließen sich auch zu unsern Artikeln eben so bedeutende Zeichen erfinden? Nun das käme auf die Probe an; und wir wollen gleich einen Versuch dazu machen.

Unsre mehrsten Artikel bestehen aus Ladungen gegen Gläubiger, welche kommen, hören und sehen, und nichts empfangen sollen. Die könnten uns wohl, wenn sie nichts

besonders enthielten, mit einer großen Nulle, worin eine Schelle aufgehänget wäre, bezeichnet werden. Würden die Gläubiger zur Einwilligung eines Stillestandes berufen, so könnte man das Zeichen zweier in's Kreuz gelegter Ruthen, als eine für den Schuldner und eine für den Gläubiger, davor setzen, indem insgemein beide dadurch gezüchtiget werden. Ein Schuldner, der bonis cedirt, kündigte sich am besten durch einen Baum mit Vögeln an, und ein muthwilliger Bankerottier durch einen Pfahl mit dem Halseisen.

Die Lotterieartikel könnten durch ein vorgesetztes Perspectiv, Leute, so ihre Dienste anbieten, durch ein gesatteltes Pferd mit drei Beinen, Kapitalien, so gesucht werden, durch einen ausgeleerten Beutel, und Kapitalien, so zu verleihen sind, durch einen gefüllten angezeiget werden. Zur Anzeige neuer Bücher schickten sich allerlei Thiere, um den Inhalt anzuzeigen; und wenn die Intelligenzblätter vollends zu der Vollkommenheit gelangten, daß auch die Personen, so zu heirathen suchen, oder zu heirathen verlangt werden, sich darin anzeigen ließen, so würde man auch mehrere artige Zeichen gebrauchen können.

Die ganze Kunst der Allegorie würde zugleich auf diese Art zur Vollkommenheit gebracht werden können; und wer weiß, was ein Genie dabei leisten würde, wenn nur erst ein Anfang gemacht wäre!

XXXII.

Von dem Verfall des Handwerks in kleinen Städten.

Die Handwerker in kleinen und mäßigen Städten nehmen immer mehr und mehr ab, ihre Aussicht wird täglich trauriger, und die natürliche Folge davon ist, daß sie sich zuletzt in lauter Pfuscher verwandeln müssen. Die Ursache hievon ist zwar so schwer nicht zu finden. Indessen wenn man die Mittel angeben will, wie einem Uebel abzuhelfen, so ist doch allemal gut, sie noch einmal aufzusuchen und mit Aufmerksamkeit zu betrachten. Erst müssen wir aber sehen, wodurch die großen Städte den kleinen so vieles abgewonnen haben und noch abgewinnen. Der erste Meister, der es in einer großen Stadt so hoch brachte, daß er dreißig, vierzig und mehr Gesellen halten konnte, verfiel ganz natürlicher Weise auf den Gedanken, jedem Jungen oder Gesellen sein eignes Fach anzuweisen, und denselben dazu ganz allein zu gebrauchen. So unterrichtete ein Uhrmacher zuerst einen Gesellen blos in der Kunst die Uhrfedern zu machen, ein andrer durfte nichts als Stifte, und ein anderer nichts als Räder arbeiten. Dieser verfertigte Zifferblätter, jener emaillirte sie, und ein andrer machte Gehäuse dazu, die wiederum ein andrer gravirte oder durch getriebene Arbeit verschönerte. Wie alle diese Gesellen ausgelernet hatten, verstand keiner eine ganze Uhr zu machen. Sie blieben also, wie sie sich besonders setzten und heiratheten, von dem Hauptuhrmacher abhängig und gezwungen, sich unter ihm an dem großen Orte aufzuhalten, wo er seinen Markt aufschlug. Eben so machte es der Tischler. Er

hatte funfzig und mehr Gesellen; der eine lernte nichts als Stuhlbeine schneiden, der andre lernte sie ausarbeiten, und der dritte poliren. Nach einer nothwendigen Folge behielt er diese seine Gesellen, wie sie alle Haarklauber in ihrer Art und Meister für sich waren, als Taglöhner neben sich; oder, wo sie sich verändern wollten, mußten sie an einen eben so großen Ort gehen, wo sie andern Hauptmeistern in die Hand arbeiten konnten.

Dies ist die kurze Geschichte von dem Ursprung der sogenannten Simplification, und noch jetzt der Gebrauch in London wie in Paris. Die großen Meister genießen, außer der Hülfe ihrer Gesellen, den Vortheil, einige Hundert solcher in einzelnen Stücken vorzüglich geschickter und um's Taglohn arbeitender Meister in ihrer Abhängigkeit zu haben, und gelingt es nur reichen Gesellen, die etwas zuzusetzen haben, daß der Hauptmeister sie zu allen Arten von Arbeiten des Handwerks anführet. Sonst brauchte er sie nur in einzelnen Verrichtungen, und wenige Gesellen verlangen es besser, weil sie nicht Mittel genug haben, selbst Hauptmeister zu werden, und, wenn sie alle Theile des Handwerks lernen wollten, damit, sobald sie nicht Hauptmeister sind, nichts anfangen können. Denn wozu sollte es ihnen nutzen, alle Theile einer Uhr verfertigen zu können, da gar keine Uhr auf die alte Art oder von einer Hand mehr verfertigt werden kann, ohne höher im Preise zu kommen, und sie die Mittel nicht haben, als Hauptmeister sich die Arbeit von hundert Untermeistern zu nutze zu machen?

Es konnte also erstlich nicht fehlen, oder in großen Städten mußte besser und wohlfeiler gearbeitet werden können als in kleinen.

Ein Maler, Modelleur, Vergolder, Bildhauer, Vernisseur und Graveur gehören unstreitig mit dazu, um allen Arten von Handwerkern ihre wahre Vollkommenheit zu geben; der Tischler braucht sie wie der Schmied, und der

Zeugmacher wie der Goldarbeiter. Allein ein kleiner Ort ist keine Schaubühne für so große Acteurs; und schwerlich wird ein mäßiges Städtchen vortreffliche Maler, Bildhauer und andre Künstler unterhalten können.

Die Folge ist hievon zweitens, daß in großen Städten der Handwerker die größten Künstler zu seiner Führung und Hülfe haben kann, und, da er sich derselben nur beiläufig bedient, dafür nicht mehr als den wahren Werth bezahlt.

In einer großen Stadt ist insgemein der Geschmack, oder wenigstens die Mode, welche dessen Stelle vertritt, neuer, glänzender und verführerischer als in einer Landstadt. Die Werke, so daselbst gemacht werden, zeichnen sich dadurch vorzüglich aus; und so muß drittens der beste Meister in einer Landstadt in einigen Jahren seinen Markt verlieren, weil ihm der Meister der großen Stadt solchen mit Hülfe des Geschmacks und der Mode, ehe er es noch einmal merkt, abgewonnen hat.

Ein Meister in der großen Stadt hält dreißig, vierzig und mehr Gesellen, wenn der in einer kleinen deren nur zwei oder drei hat. Dort wird also dasjenige in einer Haushaltung gemacht, was hier in zwanzigen verfertiget wird; und weil zwanzig Haushaltungen mehr Beschwerden und Abgiften haben als eine, so arbeitet viertens die eine mit vierzig Gesellen wohlfeiler als die zwanzig Haushaltungen mit zweien.

In großen Städten sind insgemein Niederlagen von rohen Materialien, die der große Materialist für eine Menge von Abnehmern hält. In der kleinen Stadt hingegen fehlt es entweder an solchen Niederlagen; oder der Handwerker muß sich solche selbst anschaffen; oder aber sie sind nicht so gut als in den großen Niederlagen, wo die Menge des Absatzes immer frischen Vorrath, häufigere Umschläge und bessere Preise aus der ersten Hand zuwege bringt. Der

Handwerker hat dort nicht nöthig, ein Kapital in die rohen Materialien zu stecken, weil ihm ein andrer das Magazin hält; und so hat fünftens das Handwerk in großen Städten auch hierin vieles zum voraus.

Sechstens sind insgemein an großen Orten bereits einige Fabriken vorhanden, wobei sich Presser, Tuchscheerer, Schönfärber und andere Professionisten befinden. Nun hält es schwerer an einem Orte, wo gar keine Fabrik vorhanden, eine einzige, als an andern, wo bereits fünfe vorhanden, noch zehen zu errichten. Hier ist der Esprit de fabrique bereits zu Hause. Der geringe Tuchmacher, der einen Webestuhl zuwege bringt, findet sogleich Gelegenheit, dasjenige, was er gemacht hat, walken, scheeren, färben und pressen zu lassen, ohne daß es mehr kostet als er tragen kann. In einer kleinen Stadt hingegen können zehn Tuchmacher nichts anfangen. Sie sind nicht im Stande, die Kosten einer eignen Walkmühle, einer Schönfärberei und andere Erfordernisse zu übertragen; sie können folglich ihre Arbeit zu keiner Vollkommenheit bringen; und wenn sie ja so glücklich sind, einmal einen Färber zu erhaschen, so ist es ein Pfuscher, der ihre Sachen noch dazu verdirbt; und wenn sie solche zur Appretur in große Städte tragen, werden sie leicht übernommen, angeführt und in falsche Unkosten gestürzt.

Endlich und siebentens sind große Fabriken im Stande, kostbare Erfindungen und Maschinen und Wind und Wasser zu nutzen. Sie können auf deren Entdeckung und Anlegung vieles verwenden; sie können eigne Leute zum Absatze und zur Entdeckung fremder Nationen Geheimnisse reisen lassen und eine Fabrik durch die andre unterstützen. Alles dieses fehlt in kleinen Städten. Hier kommt Alles auf die kostbare Hand an; der Verdienst ist zu schwach, um die Anschaffung großer Maschinen und die Anlegung von Wasserwerken zu nutzen, und so ist Alles hier theurer als an großen Orten.

Wenn man dieses überdenkt, so wird man leicht einsehen, daß das Handwerk in kleinen Städten, wo die Simplification nicht statt hat, sondern der Handwerker ein Tausendkünstler sein muß, wo ihm die Hülfe des Geschmacks, der Moden und der schönen Künste fehlt, wo ihm keine Niederlagen, Maschinen und große Erfindungen helfen, und wo insgemein der Esprit de fabrique mangelt, nothwendig versinken müsse. Man wird leicht einsehen, daß die Krämer, welche bessere und wohlfeilere Waare aus jenen großen Orten anschaffen können, sich in der Geschwindigkeit vermehren und den Handwerker platt niederdrücken müssen. Man wird endlich bemerken, daß ein Ort, der einmal auf diese Art zu sinken anfängt, seine edelsten Bürger verlieren und, da für jede zehn Thaler, die der Krämer gewinnet, hundert zum Lande hinaus gehen, seinen sichern Untergang befürchten müsse, wofern er nicht einen übermäßigen Reichthum von rohen Materialien zur Ausfuhr besitzt.

Von dem großen Vortheil, welchen die Handwerker in großen Städten dadurch erlangen, daß sie gleichsam eine tägliche Messe vor der Thür haben, will ich nichts erwähnen, weil er eigentlich nur den Virtuosen und Marktschreiern zu statten kommt. Indessen ist er doch zum Vortheil neuer Erfindungen von ungemeinem Werthe. Churchil konnte zu London binnen acht Tagen leicht funfzig tausend Stück von seinen Satyren absetzen, d'Eon de Beaumont mit seinen Briefen alle seine Schulden bezahlen, und noch ein Ziemliches erübrigen. Ein Mann, der die Mondfinsterniß vom 1sten April 1764 in Kupfer stechen ließ und solche nebst einem kleinen Glase verkaufte, fand gewiß gleich hunderttausend Käufer. Einer, der lederne Dinteflaschen von besonderer Art, ein Anderer, der einen neuen Korkzieher, welcher den Kork heraushebt, indem man ihn einschraubt, und noch ein Anderer, der ein Federmesser, das auf einer Seite rund geschliffen war, erfand, verdiente in

der Geschwindigkeit mehr, als alle Handwerker in einer kleinen Stadt das Jahr durch zusammen verdienen. Und wem sind die Lectures on heads, oder die Vorlesungen über 91 Stück von Pappe verfertigte Köpfe unbekannt, womit der Erfinder, Herr Steevens in London, in den 298 Malen, daß er seine Vorlesungen darüber vor einer zahlreichen Gesellschaft wiederholte, sich mehr erwarb als alle Komödianten und Operisten in ganz Deutschland? Ich schweige von den Kaffee- und Theeconversations des Herrn Foote. Dergleichen Unternehmungen werden dem besten Genie in einer mäßigen Stadt kaum Beifall, vielweniger einen Thaler einbringen. Er eilt also heraus in den großen Ort, wo er sich für besser Geld zeigen kann, wenn er anders Lunge genug hat, den großen Markt zu überschreien. Und so verlieret die kleine Stadt ein Genie nach dem andern, weil sie demselben nicht alle Tage einige tausend Zuschauer, Bewundrer und Käufer verschaffen kann.

Doch es ist hohe Zeit, daß wir die kleinen Städte auch einmal ohne Hinsicht auf die großen betrachten und die Urkunden, warum in ihnen das Handwerk immer mehr und mehr abnimmt, in ihrem eignen Archive aufsuchen.

Es finden sich hier wichtige Stücke; nur schade, daß man sie nicht recht beurtheilen kann, ohne die ganze städtische Anlage und Verfassung zu kennen. Und diese ist bei manchen so verdunkelt, man hat die wahren Begriffe davon dergestalt vernachlässiget und verloren, daß es Mühe hat, sich einem jeden, dessen Sache es eben nicht ist, sogleich einige Folianten nachzuschlagen, verständlich zu machen. Doch ich weiß noch einen Rath, und den wollen wir befolgen, bis man mir einen bessern angiebt.

Wir wollen hier, um die Anlage und Verfassung der Städte mit hinlänglicher Deutlichkeit zu übersehen, eine nagelneue Stadt auf dem Papier anlegen. Hier sei das Dorf, und dort der Landesherr, der ihm in einem gnädigen Briefe

bekannt macht, daß es, nach reiflicher Ueberlegung, in eine Stadt verwandelt und mit Wall und Mauren umgeben werden solle. Was werden die Eingesessenen dieses Dorfs dagegen vorstellen?

„Ach gnädigster Herr! werden sie unterthänigst sagen, „verschonen Sie uns doch mit dieser Gnade. Unsrer sind „fünfhundert geringe Markkötter, die nichts als eine Haus„stätte und ein kleines Gärtchen dabei besitzen. Wir haben „bis hiezu, als arme geringe Leute, die keinen Acker bauen „und keine Pferde halten, unsre Fuß- und Handdienste, so „oft wir zur gemeinen Vertheidigung aufgeboten worden, „schuldigst verrichtet, unsre Wachen am Amthause alle sechs „Wochen willig gethan, unsern Rauchschatz bezahlt und un„ser Pfund Wachs dem Kirchspielsheiligen reichlich abgefüh„ret. Womit haben wir es denn in aller Welt verbrochen, „daß wir jetzt Wall und Graben anlegen, Thore bauen „und unsre Mistgrube vor der Hausthür, wo unser einzi„ger bester Raum ist, kostbarlich zufüllen und mit Steinen „bepflastern sollen? Womit haben wir es verbrochen, daß „wir unsere geringe Markkotten, wobei wir kaum eine „Austrift für unser Vieh haben, ewig mit der Last, alle „diese kostbaren Anlagen zu unterhalten, beschweren sollen? „Es gehen fünf Wege durch unsern kleinen Ort; wir wer„den also auch fünf Thore und fünf Brücken anlegen und „um den dritten Tag auf die Wache ziehen müssen, um „solche zu bewachen. Wir werden uns Kanonen und Dop„pelhaken und Gott weiß, was alles zur Vertheidigung „dieser Wälle anschaffen, mit unsern Söhnen und Knech„ten auf dem Musterplatze liegen und, wenn ein großer „Herr durch unsre Mauren zieht, ihm zu Ehren mehr Pul„ver verschießen müssen, als wir mit demjenigen, was wir „in einem Monat erübrigen, bezahlen können. Kommt ein „Feind, dem wir nicht widerstehen können, so wird er sich „in unsern Mauren festsetzen und Geld, Quartier, Essen

„und Trinken satt fordern. Kommen Sie uns, gnädigster „Herr, mit Ihrer Mannschaft zu Hülfe, so werden Sie „solche in unsre Häuser legen und von uns fordern, daß „wir Ihnen unser einziges Bette und unsre beste Kammer „einräumen sollen. Und was werden uns nicht unsre eigne „Vorsteher, unsre Bürgercapitains, unsre Bürgerobersten „und unzählige andre Bediente, die zu einer solchen An„stalt nothwendig erfordert werden, kosten? Jetzt bringen „wir unsern Rauchschatz an den Vogt, und haben außer „einem Bauerrichter keinen Vorsteher zu besolden. Dann „aber werden wir deren wenigstens funfzig, und Rathhäu„ser, und Arsenale, und Pulverthürme, und mehr Stein„pflaster zu unterhalten haben, als sich im ganzen Lande „befindet. Wie kann man aber uns geringen Leuten dieses „der Billigkeit nach aufbürden? Von unserm Acker kann „man dieses nicht fordern; denn wir haben keinen. Auf „unsere Köpfe kann man es nicht legen, da Jedermann in „hiesigem Lande seinen Kopf frei hat; und da sonst niemand „eine Vermögensteuer bezahlt, so wird man das Wenige, „was wir mit unserer Hand erwerben, so lange Recht noch „Recht bleibt, auch nicht damit belegen können."

Dieses werden ihre Gründe sein, dem sich noch hundert andre von gleichem Gewicht hinzufügen lassen. Was wird aber der Landesherr auf diese Beschwerden versetzen?

„Lieben Leute, wird er sagen, es ist wahr, ihr seid „nicht schuldig, diese Last für das ganze Land zu überneh„men. Allein es ist kaiserlicher Befehl, und die Reichs„so wie die gemeine Landesnoth erfordert es, daß euer „Dorf in eine Stadt verwandelt werde. Wir haben sonst „in Kriegeszeiten keine Zuflucht, und ein streifender Feind „kann sonst Alles auf einmal ausplündern, wenn wir nicht „unsre besten Sachen hinter eure Mauren flüchten können. „Damit es euch aber nicht zu hart falle, so soll das ganze „Land zur Errichtung der Wälle und Graben helfen. Wir

„wollen solche auf gemeinsame Kosten in guten Stand setzen, „und euch eine kleine Accise von allem was durch euern Ort „geht, erlauben, damit ihr solche unterhalten könnt. Ihr „sollet den bisherigen Rauchschatz dazu einbehalten und von „den Wachen an den Amthäusern befreiet sein. Die Bruch„fälle, so in eurem Orte vorfallen, sollen zum Unterhalt „eurer Bürgercapitains dienen. Sie sollen die Fischerei in „den Graben zu ihrer Ergötzlichkeit und für die Räumung „behalten. Ihr sollet, da ihr keinen Acker habt und alle „diese Lasten einzig und allein von eurer Handarbeit bestrei„ten müsset, nach Vorschrift der vom Kaiser ausgegange„nen Befehle, das Handwerk und den Handel durch's ganze „Land allein treiben dürfen, und dabei von allen Zöllen be„freiet sein. Es soll kein Jude oder andrer reisender Krä„mer gegen euch geduldet werden. Und wir wollen ohne „die höchste Noth keinen Krieg anfangen, ohne euch zu Rathe „zu ziehen, damit wir euch nicht zu oft mit den Kosten ei„ner außerordentlichen Vertheidigung überladen."

So sieht der Originalcontract zwischen dem Lande und seinen Städten durch ganz Deutschland aus; und man wird leicht von selbst einsehen, daß derselbe nicht anders angenommen werden könne. Er ist auch wirklich dem Plane vieler orientalischen Städte vorzuziehen, worin man oft tausend Ackerhöfe zusammengezogen hat, weil man sich nicht getrauete, eine solche schwere Anlage blos dem Fleiße, oder dem Handel und Handwerke allein aufzubürden.

Ehe wir aber die Folgen, so wir hieraus zu unsrer Absicht gebrauchen, ziehen wollen, wird es nöthig sein, einige scheinbare Einwürfe zu heben, welche man jetzt einer solchen, ehedem unter obigen Bedingungen angelegten Stadt machen könnte. Man kann sagen, es sei erstlich dieser Originalcontract von den Markköttern selbst gebrochen, da sie anfänglich ihre Bannkreuze zunächst an ihrem Kohlgarten gehabt, jetzt aber eine weitläuftige Feldmark und Aecker in

Menge hätten. Allein man kann dreiste annehmen, daß kein Weichbild einen Morgen Landes erhalten habe, ohne von jedem jährlich einen Scheffel Korns zu übernehmen *), womit insgemein ein Mann beliehen wurde, der dafür die auf diesen Aeckern haftende gemeine Reichs- und Landesvertheidigung ausrichtete. Wo sie nun dieses Korn nicht mehr entrichten, da haben sie solches mit baarem Gelde ausgekauft; und sie genießen dieses ihres Kaufs mit Rechte. Hiernächst sind nach geschlossenem Originalcontract für jede Stadt weitläufige Landwehren und Wahrthürme hinzugekommen, deren Unterhaltung und Besatzung die Stelle derjenigen gemeinen Vertheidigung vertritt, welche aus der Feldmark, ehe sie der Stadt zugestanden wurde, erfolgte.

---

*) Dies ist der Ursprung des sogenannten Morgenkorns, welches noch jetzt aus der wiedenbrücker, lübker, beckumer und andrer Städte Feldmarken entrichtet wird. Die Formel der Verleihung, wenn einem Weichbilde Ackerland zugestanden wurde, war insgemein diese: Nos Ludolfus Dei gratia Monasteriensis Episcopus — civibus in Beckheim curtem Beckem ac duos Mansos Moderich et agros eis attinentes ad firmam locavimus, concedentes eos perpetuo dictis civibus et eorum successoribus, titulo iuris, quod in teutonico Wichbelete Rechte dicitur sub annua pensione, ut videlicet centum pullos et de unoquoque iugere, quod Morgen sonat, unum modium tritici annuatim exvolvant. Nunning in monum. Monast. p. 117. Von dem osnabrückischen Morgenkorn heißt es z. E.: Wedekindus D. G. Osn. eccl. Ep. . . Mericam (die Mark) inter novam civitatem nostram et villam, quae vocatur Hetlage, iuxta communem viam . . de consensu eorum, qui vulgariter Erverен nunc dicuntur, et de consensu antiquae civitatis nostrae Osnab. et novae per certa iugera inter Burgenses ita destribuendam decrevimus, ut de unoquoque iugere unus modius siliginis et unus ordei per dimidiam mensuram singulis annis in Festo S. Martini persolvantur. Docum. d. 1267.

Allenfalls aber muß man ihr den Acker nehmen, und sie auf ihre ursprüngliche Verfassung von neuem einschränken.

Man wird zweitens sagen: die Städte könnten jetzt Wälle und Mauren, Landwehren und Wahrthürme eingehen lassen, auch ihre Wachen abschaffen, da man jetzt das eine so wenig als das andere zur gemeinen Vertheidigung weiter gebrauche; und so wäre es nicht unbillig, wenn die alten Markkötter wieder zu den Amtswachten, zum Rauchschatze und zu andern gemeinen Auflagen gezogen, oder aber die ihnen zugestandene Accisegelder zur gemeinen Landesvertheidigung verwendet würden. Allein nicht zu gedenken, daß das letztere in vielen Ländern, wiewohl nicht durch einen philosophischen Schluß, wirklich geschehen, und daß man mit diesem Einwurfe alle Lehngüter, da die Lehnleute auch nicht mehr dienen, aufheben, und viele andere geistliche und weltliche Privilegien, die unter andern Umständen und Bedingungen gegeben sind, wieder einziehen könnte, so stehen die den Städten von Reichswegen obliegenden Quartier- und Winterquartierslasten, so wie die von ihnen für das Land übernommenen Einquartierungen und viele andre mit ihrer Verfassung verknüpften Lasten noch immer mit ihren Gründen in keinem Verhältniß; und so lange der Landmann so wenig seinen Kopf als sein Vermögen zur gemeinen Vertheidigung versteuret, muß auch der Einwohner einer Stadt beides frei haben. Wenn sie also nicht Handwerk und Handel zum voraus behalten; wofür soll denn der Kötter zwischen den Mauren mehr tragen als derjenige, so außer den Mauren wohnet? Warum soll ein Bürger, der vom Staate nichts Steuerbares als sein Haus und sein Gärtchen besitzt, einem Soldaten Quartier geben, da der Besitzer eines Hauses und Gärtchens auf dem Lande Himmel und Erde bewegen würde, wenn man ihn damit belegen wollte? Warum sollen die Kötter hinter den Mauren zur gemeinen Vertheidigung Accisegelder entrichten, so

lange im ganzen Lande keine Accise eingeführet ist? Man setze sie wieder in ihren alten Zustand, so bezahlen sie hier von ihren Häusern Rauchschatz, und von ihrem Handel einen traficanten Thaler. Weiter aber in solchen Ländern nichts, wo keine andere gemeine Auflagen insgemein bewilliget sind.

Man wird endlich und drittens richtig bemerken, daß das Land, welchem zum Besten das Dorf in eine Stadt verwandelt worden, nicht die ganze Provinz gewesen sei. Ganz gut; man nehme das Land kleiner an, man setze nach dem Sinn der Reichsgesetze, daß das Land, mit welchem der Originalcontract geschlossen worden, vier Meilen lang und vier breit gewesen, so wird man der Stadt doch auf allen Seiten zwei Bannmeilen geben müssen, binnen welchen ihr der Handel und das Handwerk ganz allein zusteht, wofern anders jener Originalcontract wicht gebrochen werden soll.

Jetzt zur Sache. Die erste Ursache des Verfalls der kleinen und mäßigen Städte ist der Bruch dieses Originalcontracts, da man demselben zuwider Handel und Handwerker binnen den Bannmeilen (banlieues) dieser Orte geduldet hat. Ich weiß wohl, diese Bannmeile ist nicht überall von gleicher Länge gewesen, indem ein Ort, der viele Graben, Wälle, Bollwerke, Thore und Brücken zu unterhalten hat, ganz andere Bannmeilen bekommen hat als ein Weichbild, das höchstens eine steinerne Mauer und zwei Thore zur Landesvertheidigung unterhält, oder etwa mit einer Compagnie belegt wird, wenn in dem größern Orte viele Regimenter liegen. Allein das hindert nicht, daß nicht eine Bannmeile, sie sei nun so groß oder so klein wie sie wolle, sollte sie auch für ein kleines Fleckchen nicht über eine halbe Stunde betragen, aus der ursprünglichen Anlage hervorgehe und durch keine Verjährung geschmälert werden könne, weil diese Verjährung das Städtchen mit

der Zeit von selbst aufheben und in einen Ackerhof verwandeln würde.

In Sachsen, wo die Städte noch in ziemlichem Flor sind, wird auf die Bannmeile ganz genau gesehen, und auf den Dörfern kein Handel und kein Handwerk gestattet. Man findet auf denselben zwar wohl einige Höker, die mit Theer, Thran, Wagenstricken und Schwefelhölzern handeln, auch wohl einen Hufschmied und Rademacher, und endlich von den Handwerkern einen Altflicker. Allein außer diesen wird kein Gewerbe außerhalb den Städten und Weichbildern geduldet. In den mehrsten westphälischen Provinzen hingegen, und besonders in unserm Stifte, ist seit hundert Jahren sowohl der Handel als das Handwerk aus den Städten auf das Land gezogen. In allen Dörfern sind Apotheken, Weinschenken und Krämer in Menge, und es ist noch nicht gar lange, daß sich aus einem einzigen Kirchspiele dreißig Schneider meldeten und Gilderecht verlangten. Wir wollen nun annehmen, daß sich hier tausend Krämer und Handwerker auf dem platten Lande befinden und ernähren, so ist dieses ein Abgang von tausend Bürgern für die Städte, die sich ehedem daselbst ernährten, nun aber auf dem Lande frei sitzen und ihre zurückgebliebene Mitbürger unter der Last der beständigen Wachen, Einquartierungen und Auflagen zur Unterhaltung von Wällen, Thoren und Mauren seufzen lassen. Diese Last dauert unvermindert fort, die Zahl der Bürger hingegen nimmt ab; und wenn es so weit gediehen, daß sie bis auf zwei- oder dreihundert zusammenschmelzen, so muß die Stadt ganz eingehen, weil in diesem Falle die Last für jeden bis auf hundert Thaler des Jahrs steigen muß, wogegen derjenige, so außer den Mauren sitzt, höchstens einen Thaler bezahlt.

Diesem gänzlichen Verfalle vorzukommen, ist kein ander Mittel, als daß ein Landesherr mit seinen Ständen sowohl den Handel als das Handwerk von dem Lande wie-

der in die Städte ziehe, und da, wo diese zu entlegen sind, das Dorf, was dazu am bequemsten liegt, zum Weichbilde erhebe.

Die zweite Ursache des Verfalls der Landstädte ist der Mangel einer genauen Bilanz zwischen dem Ackerbau und dem Fleiße. Sobald der Handel und das Handwerk den Städten vorabgelassen und ihnen gleichsam ein Monopolium im Lande eingeräumet wird, so müssen die Bürger in gleichem Verhältnisse mit dem Landmann die öffentlichen Lasten tragen. Dies ist der erste Grund ihrer Verfassung gewesen. Ihnen ist die Unterhaltung von Thoren, Wällen, Graben, Pulverthürmen und Zeughäusern nebst deren Vertheidigung als ihr Antheil der gemeinen Landesvertheidigung auferlegt worden; während der Zeit der Landmann entweder selbst für's Vaterland focht, oder einen Lehnmann unterhielt, oder eine Steuer zu Bezahlung der Söldner entrichtete. Wollten nun die Städte den Handel und das Handwerk vorabbehalten, und gleichwohl sich auf keine Bilanz mit dem umliegenden Lande einlassen, so werden sie leicht zu viel oder zu wenig beitragen. Hiernächst und da jede Landschaft insgemein aus dreien Ständen bestehet, wovon zwei mehr Antheil an der Wohlfahrt des platten Landes als der Städte haben, so würde in der Beurtheilung und Bewilligung der gemeinen Vertheidigung ein verschiedenes und den Städten schädliches Interesse herrschen. Daher ist es billig und nothwendig, daß eine Bilanz gemacht, und dazu ein Satz von der Art, wie er sich vieler Orten findet, angenommen werde; nämlich:

> Wenn einer Stadt zwei Bannmeilen zugestanden sind, und diese zwei Bannmeilen zehntausend Thaler aufzubringen haben, sollen neun Theile vom Acker und der zehnte von dem städtischen Fleiße entrichtet werden.

Durch diesen Satz vereiniget sich das Interesse der Stände, und die schädliche Vermuthung fällt weg, daß ein Stand dem andern die Lasten zuzuwälzen gedenke.

Ein solcher Satz, welcher blos nach den Bannmeilen abgemessen wird, drückt den Großhandel der Städte nicht. Dieser wird, weil er sonst nicht bestehen kann, nicht dadurch beschweret, sondern denselben zur mehreren Ermunterung des Fleißes und des daher in die Wohlfahrt des ganzen Landes fließenden Vortheils billig freigelassen. Ein solcher Satz würde auch zugleich dazu dienen, die Last, welche die Städte jetzt noch durch die Einquartierung vor dem Lande voraus haben, in richtige Abrechnung zu bringen. Denn gesetzt, daß eine Stadt sodann mit tausend Mann belegt würde, so wäre nichts Billigeres und Leichteres, als ihr für jeden Mann ein Sicheres an ihrem Beitrage abziehen zu lassen, oder aber derselben dasjenige zu vergüten, was sie über ihren Antheil an den öffentlichen Lasten solchergestalt tragen müßte.

Zur dritten Ursache rechne ich den Abfall der gemeinen Ehre. Zur Zeit, wie der Krieg noch mit Lehnleuten geführet wurde, verhielten sich die Bürger zu den Lehnleuten wie ein Garnisonbataillon zum Feldbataillon, und mancher trefflicher Lehnmann trug gar kein Bedenken, eine Compagnie unter dem Garnisonbataillon anzunehmen. Aber durch die große Veränderung im Militairwesen hat der Bürger als Bürger sehr Vieles von seiner alten Ehre verloren. Dies verursacht, daß die besten Genies und die bemitteltsten Leute unter ihnen Glück und Ehre im Herrendienste der gemeinen bürgerlichen Ehre vorziehen. Und da der Herrendienst sich nicht wie der alte Bürgerdienst mit dem Handel und dem Handwerke vertragen will, so macht dieses einen entsetzlichen Ausfall aus der Zahl der Bürger. Der römische Soldat ging lange Zeit vom Pfluge zu Felde, und vom Siege zum Pfluge. Dies erhob und erhielt die gemeine Ehre. Sobald aber Schwerdt und Pflug getrennt wurden, so wurde dieser schimpflich und verlassen, jenes aber geehrt und gesucht.

Hiegegen ist kein ander Mittel, als den Bürger in

Uniform zu setzen und ihn auf eine vernünftige Weise zu seiner vormaligen Ehre wieder zu erheben. In der That ist auch gar kein hinlänglicher Grund anzugeben, warum der Bürger und Landwirth zwischen zwanzig und funfzig Jahren nicht sowohl einen rothen oder blauen, als einen braunen Rock tragen könne? warum unsre Kinder auf Schulen und Universitäten nicht eben so gut das Exerciren als Reiten, Tanzen und Fechten lernen sollen? warum Uebung und Mannszucht nicht eben das aus ihnen sollte machen können, was aus ihren Söhnen gemacht wird? und warum ein Doctor der Rechte nicht eben so gut mit dem Degen als mit der Feder fechten sollte? Es liegt einzig und allein an dem Grade der Ehre, welcher damit verknüpft wird. Ein Fürst sei nur so unvorsichtig und gebe einem Land- oder Garnisonbataillon nicht den gehörigen und zärtlichen Grad der Ehre, der ihm zukömmt: sogleich wird es seine besten Leute und seinen ganzen Ton verlieren. Er beehre seine Bürger, sobald sie in Uniform gesetzt und gleich andern geübt sind, mit seinem Beifalle und mit der nöthigen Achtung: sogleich werden sich die reichsten und bemitteltsten Leute um die Wette bestreben, einen Platz darunter zu erhalten. So war die alte Verfassung. Durch diese kluge Vertheilung der Ehre erhielt man alle Stände in ihrer glücklichen Gradation, und man brauchte nicht nach dem Exempel des jetzigen Königs von Frankreich jährlich zwei Kaufleute zu adeln (ein Ausweg, der allein die Schwäche unsrer neueren Politik zeigt), um den Handel empor zu bringen.

Der Gedanke, daß alle Bürger in Uniform gesetzt werden sollen, wird Manchen seltsam vorkommen. Ich behaupte aber, daß dieses der erste und vornehmste Schritt zur Wiederherstellung der städtischen Wohlfahrt sein werde. Wenn der Soldat ein Handwerk treibt, so sieht der Offizier dieses gern. Er betrachtet ihn als einen tüchtigen, gu-

ten und sichern Mann; und wenn er heirathen will, so ist das Handwerk die beste Empfehlung bei seiner Braut. Sie sieht darauf als auf seine sicherste Pension im Alter. Wenn hingegen ein bürgerlicher Handwerker den Degen ergreift, so lacht mañ darüber. So närrisch ist unsre Einbildung. Der Grund ist und bleibt aber unstreitig, daß die nordischen Völker, und besonders die Deutschen die Ehre hauptsächlich mit den Waffen verknüpfen, und diejenigen auf die Dauer verachten, die solche zu tragen und zu brauchen nicht berechtiget sind. Und so ist kein ander Mittel, als den Degen mit dem Handwerke wieder zu verbinden, um diesem Stande die nöthige Ehre zu verschaffen. Die hartnäckigsten Belagerungen, wovon wir in der Geschichte lesen, sind von Bürgern ausgehalten worden, die für ihren Heerd, für Weiber und Kinder gefochten. Man lieset, daß diese mit zu Walle gegangen und ihren Männern geholfen, sie verbunden und begraben haben. Warum sollte ihnen denn nicht nach den Feldregimentern die Ehre von Garnisonregimentern eingeräumt werden können? Warum sollte ein kluger Fürst solche Leute, die ihre Pflicht ohne Sold thun, die ihre Uniform selbst bezahlen, ihre Pension selbst erwerben, ihre Offiziere, Feldprediger, Feldärzte und Commissarien selbst unterhalten, Pulver Blei und Waffen selbst anschaffen, und ihre ganze Bezahlung allein in der nöthigen Ehre finden würden — warum, sage ich, sollte ein kluger Fürst diese nicht wieder zu ihrem alten Range, und durch denselben dahin bringen können, daß sie ihr Handwerk mit Eifer, Muth und Freude fortsetzten, und solches allezeit in Verbindung mit der Ehre betrachteten? Ich will nichts davon erwähnen, daß die Uniform zugleich ein Mittel sein würde der Kleiderpracht abzuhelfen und dem Staate unendliche Summen zu ersparen; nichts davon, wie sehr der Wetteifer dadurch angeflammt werden könnte, wenn keinem Taglöhner, keinem Bewohner und keinem andern

als wirklichen Bürgern und Meistern die Ehre der Uniform und andere Ehrenzeichen zugestanden würden; und endlich nichts davon, wie reich und mannigfaltig die Quelle der bürgerlichen Belohnungen werden würde, welche man jetzt aus Noth, aber zum Verderben des Staats, in Adelsbriefen und Titeln suchen muß. Es ist genug, daß vor dreihundert Jahren die bürgerliche Verfassung so gewesen, daß sie damals in großem Flor war, und daß in London die Bürger den Titel Livreemen als ihren eigentlichen Ehrennamen betrachteten, wodurch sie sich von Beiwohnern und Einliegern, die nicht zur Fahne und Farbe gehören, unterschieden.

Mancher wird zwar denken, es sei gefährlich, so vielen Leuten das Recht der Waffen zu erlauben und selbige den regulären Truppen gleich zu üben; allein dies ist die Politik der Despoten, die ihren freien Unterthanen das Recht zu klagen, nicht aber das Recht ihren Worten Nachdruck zu geben verstatten wollen. Fürsten, welche anders denken, tragen kein Bedenken, eine wohlgeübte Nationalmiliz zu unterhalten; und nichts ist gewisser, als daß nach der Wendung, welche die Sachen nehmen, in hundert Jahren die Nationalmiliz überall das Hauptwesen ausmachen und Freiheit und Eigenthum, welche sonst bei der Fortdauer unsrer jetzigen Verfassung zu Grunde gehen muß, von neuem befestigen werde.

Die vierte Ursache des städtischen Verfalls ist, daß das Beschwerliche der alten Einrichtungen beibehalten, und das Nützliche davon verloren ist. Das Regiment ist durch den Verlust seiner Ehre auseinander gejagt, und die Offiziers sind geblieben. Eine Stadt hat ehedem leicht dreitausend wehrhafte Bürger gehabt; jetzt sind deren an manchen Orten keine fünfhundert vorhanden; und doch sollen diese den Generalstab oder den Magistrat nach dem ersten Plan unterhalten. Dies ist nicht möglich; und so verläßt ein Bür-

ger nach dem andern das Regiment und setzt sich in Freiheit auf's Land.

Es muß daher entweder die alte Verfassung durch Mittheilung der nöthigen Ehre wieder hergestellet, oder aber auch dasjenige, was davon zurückgeblieben, völlig aufgehoben und für den ganzen Generalstab ein einziger Amtmann mit einem tüchtigen Schreiber eingesetzt werden, wofern anders die noch übrigen Bürger unter der Last nicht erliegen sollen. Alsdann aber sind die Bürger, wofern man sie nicht willkürlich behandeln will, keiner andern Steuer als den allgemeinen Landsteuern unterworfen, und das ganze Land ist schuldig, ihnen für jeden einquartierten Soldaten die Miethe, für jede Wache, so sie außer der gemeinen Reihe thun, den Lohn, und für jedes Bollwerk die Unterhaltungskosten zu bezahlen. Geschieht dieses nicht, so zieht sich jeder aus einem so beschwerlichen Käficht heraus, und die Stadt höret allmählig auf Stadt zu sein.

Eine andere Frage ist es jedoch, ob eine Stadt unter einem Amtmann solchergestalt bestehen könne? Hievon findet sich kein Exempel in der Geschichte; und es ist auch gar nicht glaublich oder wahrscheinlich, daß irgend eine beträchtliche Anzahl von geschickten, fleißigen und unternehmenden Handwerkern oder Kaufleuten sich jemals auf andre Art vereinigen könne und werde, als eine bürgerliche Obrigkeit ihres Mittels zu haben. Eben deswegen aber ist es um so viel nöthiger, auf die Wiederherstellung der gemeinen Ehre zu denken. Die Mittel Städte in Flor zu bringen, jedem Bürger Patriotismus einzuflößen und ihn zu großen Unternehmungen zu begeistern waren in den alten Zeiten Ehre, Ruhm, Freiheit und Privilegien. In den neuern Zeiten glaubt man sich zu versündigen, wenn man ihnen einen Ehrentitel mehr giebt, als sie vor dreihundert Jahren gehabt. Treffliche Politik, deren Ungrund nicht deutlicher als aus dem elenden Anblicke der Städte

12 **

selbst erhellet. Der Abfall jener Ehre hat aber nicht allein die besten und bemitteltsten Leute in den Herrendienst gejagt, ihre Söhne zu Titeln und ihre Töchter zu unbürgerlichen Ehen verführet, sondern auch auf die niedrigste Klasse der Einwohner gewirket. Sie ist an manchen Orten Schuld daran, daß der Taglöhner dem Bürger gleich auf die Wache ziehen und solchergestalt den vierten Pfennig von seinem Erwerb steuren muß. Denn da er des Jahrs gewiß 50 Wachen thun muß und, nach der von den französischen Generalpächtern jetzt gemachten Rechnung, welche jedoch das Parlament noch viel zu stark findet, nur zweihundert Arbeitstage im Jahr, sonst aber kein Vermögen hat, so steuret der Taglöhner, der funfzigmal des Jahrs auf die Wache zieht, den vierten von allem, was er hat. Dies ist eine übermäßige Steuer, die ihm nie würde aufgebürdet sein, wenn der wahre Bürger die alte Ehre eines Garnisonsoldaten behalten und man es für einen Schimpf geachtet hätte, diese Ehre mit einem Taglöhner zu theilen. Die sicherste Folge davon ist, daß Taglöhner, Beiwohner und alle Arten geringer Leute, welche doch zum Flor der Manufacturen und zur wohlfeilen Hand so unentbehrlich sind, schlechterdings unter der Bürgerschaft nicht bestehen, und entweder auf befreiten Plätzen oder auf dem Lande wohnen, mithin solchergestalt dem städtischen Wesen nicht zum Vortheil kommen können. Die bürgerliche Ehre erwächst aus dem Vermögen, viele Beschwerden freudig überstehen zu können. Und will ein Taglöhner diese Ehre haben, so muß er Bürger werden und seinen Antheil der Beschwerde übernehmen. Allein es muß erst wieder eine Ehre werden, das Bürgerrecht zu haben; und das kann allein durch eine allgemeine Vereinigung der Reichsfürsten geschehen, wodurch sie dem Bürger wieder zu seiner ehemaligen kriegerischen Ehre verhelfen.

Die Menge von kleinen Territorien und ihr beständiger

heimlicher Krieg gegen einander mag füglich zur fünften Ursache ihres Verfalls gezählet werden, besonders da so wenig an Reichs- als Kreistagen die gemeine deutsche Wohlfahrt in Handel und Wandel in einige Betrachtung gezogen wird.

Man muß erschrecken und lachen, wenn man an manche Kreistagsgeschäfte gedenkt. Vorzeiten, wie erfahrne Kanzler und Burgemeister und Syndici aus den Städten als Gesandte auf den allgemeinen Reichstag geschickt wurden, so las man in den Reichsabschieden noch wohl, daß kein ungefärbter Ingwer verkauft, kein ungenetzt und ungeschornes Tuch ausgeschnitten, keines mit Teufelsfarbe gefärbt, keine Häute ungesalzen verführt, keine Wolle außerhalb Reichs gebracht und keinem Wandschneider ein dunkles Vordach verstattet werden solle*). Seitdem aber solche Herrn, denen man es eben nicht zum Schimpf anrechnen kann, wenn sie von Wollen- und Lederarbeiten nichts verstehen, zum Reichstage abgeschickt worden, hat man zwar von vielen wichtigen Dingen, aber nichts von solchen gehört, welche auf den Handel der Nationen und eine gute allgemeine Polizei die geringste Beziehung hätten. Aber desto fleißiger und reiflicher sollten dergleichen Sachen auf denen Kreistagen, und besonders auf denen Kreistagen, welche von einer Menge kleiner Reichsstände beschickt werden, und dazu in der Reichspolizeiordnung eigentlich angewiesen sind, überleget werden. Die Landstädte sollten hier, ohne Nachtheil ihrer Mittelbarkeit, ihre eigne Handelstage, ihre Kreisbörse und ihre Vereinigungen haben. Sie sollten die Handels- und Handwerkspolizeisachen für sich abthun mögen, und von ihrem Landesherrn mit dem Vertrauen beehret werden, daß sie solche besser als seine Krieges- und Kammerräthe beurtheilen und einrichten würden.

Die heutige Politik der einander nacheifernden Natio-

*) S. die Polizeiordnung von 1577. Tit. 20. 21. 22.

nen bestehet darin, daß die eine vor der andern schönere, bessere und wohlfeilere Waaren zu verfertigen und damit den auswärtigen Markt zu gewinnen und zu erhalten sich bemühet. Die Politik der Kreisstädte und der kleinen Staaten hingegen geht einzig und allein dahin, sich einander durch schlechte, betrügliche und wohlfeilere Waaren den Vortheil abzujagen. Wenn die Stadt Cölln es wagt, zwölflöthig Silber zu verarbeiten, um den Augsburgern den Preis abzugewinnen, so wagt es . . ., eilflöthig Silber zu verarbeiten; und kaum hat diese damit den Anfang gemacht, so macht die Stadt . . . ihre Probe zehnlöthig; und damit diese nicht zu viel gewinne, so ist die Probe der Stadt . . . achtlöthig; und der Jude hat seine Hausirwaare aus sechslöthigem verfertigen lassen. Der arme Unterthan, der von allem diesen nichts verstehet und das neue Silber immer glänzend genug findet, wird indeß betrogen und denkt, der Markt, worauf er ein Loth Silber für 12 Mgr. kaufen kann, sei ungleich schöner als ein andrer, der es zu 24 Mgr. ausbietet. Sollte aber einem solchen Unwesen nicht durch Kreisschlüsse abgeholfen, einerlei Silberprobe eingeführt, und der Preis desselben auf dem Kreistage so gesetzt werden, wie es die auswärtige Correspondenz mit sich brächte?

Der westphälische Kreis muß sich schämen, wenn er an die Art und Weise gedenkt, wie er sich von einigen frankfurter Kaufleuten mit dem Zinn behandeln läßt. Die Wilden in Amerika werden nicht so arg mit gläsernen Korallen, Spiegeln und Puppenzeug als wir mit dem Zinne um unser gutes Geld betrogen. Die Italiäner, Tyroler, Baiern, Schwaben und Franken, welche unsre Gegenden mit allerhand ungeprobten Waaren belaufen, versorgen sich alle in Frankfurt, und dort arbeitet man für das platte Land im westphälischen Kreise, wie für die Hottentotten. Das Pfund Zinn, was die Tyroler den Landleuten aufhängen,

hält über drei Viertel Blei; und da ist es kein Wunder, daß die Zinngießer in den Städten, die Gewissen und Ehre haben, gegen eine solche Waare keinen Markt halten können. Der Engländer ist noch großmüthig mit uns umgegangen, da er uns die englische Zinnarbeit entzogen. Er hat das rohe feine Zinn fast so hoch im Preise als das verarbeitete gehalten und uns dadurch außer Stand gesetzt, es so wohlfeil zu verarbeiten, als er es uns durch die allzeit fertigen Bremer zuschickt. Allein die Frankfurter — — Doch warum sind wir so sorglos, oder vielmehr so uneinig im westphälischen Kreise, daß wir uns dergleichen Handlungen nicht gemeinschaftlich widersetzen?

Wie schwach sind unsre Maßregeln, die wir gegen solche Mißbräuche ergreifen! Wir sehen mit den einheimischen Handwerkern durch die Finger, und erlauben ihnen erst ein bischen, und dann wieder ein bischen, und noch ein bischen von der alten wahren reichsgesetzmäßigen Silber- oder Zinnprobe herunter zu gehen, damit sie gegen die Betrüger doch noch einigermaßen den Markt halten können. Wir werfen ein Auge auf die angränzenden Länder und haben auf jeder Gränze eine besondere Probe, sinken immer nach dem Maße als unser Nachbar sinkt, und bringen es durch diesen landverderblichen Wetteifer dahin, daß zuletzt alle Handwerker Betrüger, und allerseits Unterthanen betrogen werden müssen. Dieses würde nicht geschehen, wenn die gesammten Städte im Kreise sich vereinigten, die fremden Hausirer ausschafften und ihre Landesherrn dahin vermöchten, die Schlüsse der Kreisstädte mit ihrer Macht zu unterstützen.

Die Vereinigung aller westphälischen Städte, eine Kreishandlungsversammlung, und ein gutes Einverständniß zwischen dieser Versammlung und einer gleichen im niedersächsischen Kreise würde überdem gewiß für die Wiederaufnahme der Städte von unendlichem Vortheil sein. Es ist eine ganz

irrige Meinung, wenn man glaubt, daß die Verschiedenheit der Länder und ihrer Landesherrn solches gar nicht zulasse. Wir haben zu Bremen und Emden alle Freiheit zur Handlung, die wir nöthig haben. Wir haben sogar einen Vergleich mit England, daß die Bremer nicht blos ihre eigne Producte, sondern auch die nachbarlichen mit bremischen Schiffen in's großbrittannische Reich fahren dürfen. Es ist an beiden Orten kein Landesherr, der sich der Aufnahme des Handels widersetzt. Wir können uns vielmehr von ihnen alle nur mögliche Begünstigung versprechen. Warum sollten sie also nicht gemeinschaftlich eine Schiffsfracht von ihren Producten und verfertigten Waaren zusammenbringen, und einen offnen Hafen besuchen? gemeinschaftlich sich der Einfuhr dieser oder jener fremden Producte widersetzen und eine einförmige Handelsordnung behaupten können? Der Schiffer liegt auf der Rhede, läuft ganze Monate, um einige Fracht zu erhalten, und segelt endlich mit halber Fracht ab; da doch, wenn eine richtige Correspondenz unter den Kreisstädten vorwaltete, wenn man zeitige Nachricht von den Producten und Waaren hätte, welche auswärts abzusetzen sind, und überhaupt die auswärtige Handlung hinlänglich kennete, eine der andern die Hand bieten, die Absegelung der Schiffe sicher und zeitig wissen, sich darnach einrichten, und solchergestalt mit Nachdruck und Vortheil handeln könnte.

Eine solche Versammlung müßte sich leicht selbst erhalten können. Von einzelnen Kreisständen können die fremden Waaren, die der Aufnahme unserer einheimischen Fabriken entgegen sind, mit keinem Impost belegt werden. Was man in Bremen damit beschweren würde, das würde über Emden frei kommen; und was man auch hier mit neuem Impost belegen wollte, das würde man über Holland kommen lassen. Allein wenn alle Kreisstände eins sind, so kann die Speculation höher gehen und die schönste Bi-

lanz erhalten werden. Man kann aus einigen zum Besten des Kreises gereichenden Imposten eine eigne Kreiskasse errichten, Leute daraus besolden, und auf neue Unternehmungen in der Handlung denken, deren Möglichkeit wir jetzt zwar einsehen, aber gewiß einzeln nie zu Stande bringen werden. Es steht sodann bei uns, Frankreich zu nöthigen, uns billige Vortheile in der Handlung einzuräumen, oder uns nicht zu verdenken, wenn wir, wie die Engländer, für alle französischen Weine und Branntweine rheinische, portugiesische und italiänische trinken. Es steht bei uns, mit allen nordischen Reichen Handlungsverbindungen zu errichten, uns Vortheile zu bedingen und doch einige Figur in der Welt zu machen, anstatt daß wir jetzt annehmen, was jede Nation uns zuschickt, und uns auf die schimpflichste Art von allen Vortheilen verdrängen lassen müssen. In der ganzen Welt ist kein Reich von der Größe und Lage, als der niedersächsische und westphälische Kreis ist, das eine erbärmlichere Figur in der Seehandlung mache, als wir. Und warum? Weil jedes Dorf auf sein Privatinteresse sieht und kein großes Ganze vorhanden ist, das sich zur Handlung vereinigt.

Alle Bemühungen einzelner kleiner Kreisstände in Handlungs- und Polizeisachen bedeuten nichts, so lange man das Werk nicht mit gesammter Hand angreift. Ja es sind Handwerkssachen, die selbst der Kreis nicht zwingen kann, und die durchaus von dem gesammten Reiche verbessert werden müssen; Sachen, die ihrer Nation und Eigenschaft nach eben so gut als Reichs-, Lehn- und Adelssachen einzig und allein von dem allerhöchsten Reichsoberhaupt *) beurtheilet und verordnet werden können und müssen.

*) Si lites oriantur in opifices cujuscumque generis —, discordiae hae deferri debent ad Caesarem sive ad ejus electos scabinos. S. Jus Caesar. §. 43. beim Senkenb. in Corp. Jur. Germ. T. I. p. 41.

Zum Exempel wollen wir blos der Freimeisterei gedenken. Alle Rechtsgelehrte geben den Landesherren das Recht, wofern die Handwerker ausspürig werden, denselben einen oder mehrere Freimeister entgegensetzen zu dürfen. Allein sie bedenken nicht, daß dieses Recht beinahe von gar keinem Nutzen sei, weil sich kein Bursche bei dem Freimeister in die Lehre giebt, und, wo er ja einen erhält, solcher hernach in Deutschland nicht reisen kann und so vieler Vortheile beraubt ist, daß es fast kein einziger wagen mag, seinen Sohn einem Freimeister zu übergeben. Was hilft also dem angenommenen Freimeister das landesherrliche Privilegium, wenn er den Vortheil, Lehrbursche zu haben, entbehren und, wofern er einen Gesellen haben will, solchen kostbarlich aus fremden, außerhalb Reichs gelegenen Orten kommen lassen muß?

Wie aber, wenn Ihro Kaiserl. Majestät, nach dem Beispiele des jetzigen Königes von Frankreich, in allen großen deutschen Städten vier Freimeister in jeder Kunst privilegirten, die miteinander eben wie die zünftigen Meister correspondirten, ihre Lehrbursche zu Freigesellen machten, ihre Logen oder Krüge zu deren Aufnahme hielten, und in Allem eben so aneinander hingen als die geschlossenen Zünfte? Wie, wenn es Ihro Kaiserl. Majestät gefiele, sich mit England, Frankreich und Holland darüber zu vereinigen, daß die Hauptfreimeisterlogen in jedem Reiche eine gemeine Kundschaft zusammmen errichteten und die Freigesellen wechselsweise von einander annähmen? Sollte alsdann nicht das Recht eines jeden Landesherrn, nach Gefallen einen Freimeister anzuordnen, von ganz andrer Wirkung sein? Jetzt ist es ein Schatten; alsdann aber würde es das allerkräftigste Mittel werden, auf einmal den größten Wetteifer in ganz Deutschland zu erregen.

In den alten Zeiten waren viele Gesellschaften, und besonders die von der sogenannten runden Tafel, worin

niemand zugelassen wurde, als der gewisse Ahnen beweisen konnte. Diese Gesellschaften hießen Massoneien, welches mit dem holländischen Maetschapy und dem deutschen Mascopei übereinkömmt. Gegen diese Gesellschaften wurden freie Massoneien errichtet, worin jeder ehrliche Mann, ohne Rücksicht auf seine Geburt, aufgenommen wurde. Ihre Mitglieder nennten sich freie Massons, welches lächerlich genug durch Freimäurer *) übersetzt ist, und in der That nur einen Freigesellen bedeutet, wie denn Mate im Holländischen, und Masson im alten Englischen noch einen Gesellen bezeichnet. So wie nun diese Freigesellen sich gegen jene adliche Zünfte emporgebracht haben, eben so sollte sich auch die Freimeisterei in allen Künsten gegen die Zünfte ausbreiten. Frankreich hat uns in diesem Stücke vor zwei Jahren ein Exempel gegeben. Woran liegt's also, daß wir ihm nicht nachfolgen? An dem Willen der Landesfürsten? Nein, diese sind dazu längst bereit, aber nicht im Stande, ein solches Werk auszuführen. Es gehöret vor den Kaiser, und die Reichsstände müssen es gemeinschaftlich befördern. Ein solches Werk würde das größte sein, was in diesem Jahrhundert am Reichstage vorgenommen worden; und die Einrichtung der Freimäurer könnte in allen Stücken dabei zum Muster dienen. Doch wir wollen hier schließen **).

---

*) Die Erbauung der Paulskirche in London, welche die jetzt sogenannten Freimäurer durch Beischüsse an Gelde zu Stande brachten, hat zu jener Mißdeutung und auch dazu Gelegenheit gegeben, daß jene Freigesellschaft die Maurerwerkzeuge als Ordenszeichen angenommen haben.

**) In den Westphälischen Beiträgen findet sich nach dem obigen Aufsatze folgendes Schreiben an den Verfasser der Abhandlung von dem Verfall u. s. w.

XXXIII.

Die Klagen eines Edelmanns im Stifte Osnabrück.

Wenn das so fort gehet, so kann ich meinen Hof nur daran geben; kein Stockholz ist mehr zu verkaufen, seitdem

„Sie haben ganz recht gerathen, da Sie großen Städten wenigstens zwei Bannmeilen zugelegt, und die Bürger mit einem Garnisonbataillon verglichen haben. Denn aus der hie beikommenden Abschrift einer in unserer Amtslade befindlichen Urkunde erhellet das erstere deutlich; und so viel das letztere betrifft, sieht man daraus, daß alle unsre Amtsbrüder ihren Harnisch haben in gutem Stand halten müssen.

H.
Gildemeister des Schmiede-Amts.

Urkunde.

Im Jahr MCCCLII syn wy Gyllemesters des Schmedeamtes myt unsen gansem Amte semtlyke Gyllenbroedere eyns geworden und ewereyngekommen, dat na dessen Dage nemant yn unse Amt sal nemen, da eynen andern wegen heft Für und Rock geholden u. s. w. Item so eyn Gesell dat Schmedeamt begeret tho kope edder tho behylken unde kumpt vor dat ganse Amt, so schal me em einen Gyllebroder geven, dar he seck mit bedenck, of he ock echte unde recht geboren sy, edder yenigerley gegen unser Amt gedan, edder syn eygen Arbeit up 2 Myl by der Stat gedan hebbe, so dat tho yenige Tyden anders uthqueme by Verlus synes Amtes. Darna schal he laven by dem Eyde, de he dem Rade van Osenbruge deyt u. s. w. Dat he wyl syn Harns hebben, synen leernen Emmer unde all syn Geweier, de he bedavret tho behoff der Stat van Osenbruge.“

A. d. H.

die Berge getheilet sind. Vordem konnte man noch einen Noth- und Ehrenpfennig daraus machen, und jedermann glaubte, die Verwüstungen des Krieges würden eine glückliche Theurung im Holze bringen. Aber es geht gerade umgekehrt. Für einen Schlag, welcher mir vor dem Kriege mit fünfhundert Thalern zu allem Dank bezahlet wurde, erhalte ich jetzt kaum die Hälfte, und wenn sich das nicht ändert, mag ich nur eine Glashütte anlegen und Potasche brennen. Und dennoch schreiben die Gelehrten immer von der Holzsparkunst; die Narren! Möchten sie doch auf den Wink der Vorsehung achten, die uns bereits mit Wölfen und wilden Schweinen straft, seitdem unsre Berge mit Holze wieder bewachsen sind! Ich hoffe den Tag noch zu erleben, daß man Alles niederhauet, um sich von dieser Strafe wieder zu erretten.

Eben so geht es uns mit allen den Zuschlägen *), die man nun seit etlichen Jahren gemacht hat. Kein Henker will mehr eine Wiese heuren. Jeder hat nun selbst Wiesen, und macht so viel Heu als er braucht. Ich glaube, daß seit dem Kriege hier im Stifte über sechstausend, und in dem benachbarten Münsterlande über dreißigtausend Morgen Acker- und Wieseland neu gemacht sind. Die Tecklenburger und Lingischen geben den andern darin nichts nach; und die westphälischen Gemeinen, um ihre Kriegsschulden zu bezahlen, verkaufen ihre schönen Plaggengründe um die Wette, und denken nicht, daß die Heuerleute und Kötter, welche ihnen vordem für ein Scheffel Saatland so viel Geld als sie wollten, und die schönsten Worte dazu geben mußten, bei diesem Verkaufe allein gewinnen. Ich will eben kein Prophet sein; aber Gott lasse nur noch einen

*) Zuschläge nennt man im Stifte Osnabrück, was aus der gemeinen Haide und Weide zugeschlagen und urbar gemacht, oder im Zaune genutzet wird.

solchen Krieg kommen, wie der vorige war, so wollen wir sehen, ob die Marken nicht ganz darauf gehen werden.

Es ist überhaupt jetzt eine sehr wunderliche Welt. Die großen Herren, diese Zerstörer des menschlichen Geschlechts, denken auf nichts als auf Bevölkerung; und wir werden sicher nächstens ein philosophisches System erhalten, worin die möglichste Vermehrung der Menschen als die größte Verherrlichung Gottes angepriesen wird, blos um eine Menge menschliches Vieh anzuziehen, welches sie auf die Schlachtbank liefern können. Allein die Bevölkerung will es wahrlich nicht ausmachen. Wir ziehen Bettler und Diebe damit an; das ist es Alles. Die Voll- und Halberbe bleiben in der Last stecken; und das Vieh der vielen Neubauer nimmt ihrem Viehe die beste Weide vor dem Maule weg. Die Weideländer sind klüger als wir Schlucker auf der Haide. In Ostfriesland werden mehr Kälber geboren als Kinder; und sie stehen sich wohl dabei. Wir hingegen wollen alle Sandhügel bebauen und bepflanzen, und meinen Wunder was wir gethan haben, wenn wir zum größten Nachtheil unsrer Erbländereien ein Stück Haide urbar gemacht haben.

Die Gutsherrn sollten sich mit gesammter Hand allem ferneren Anbau widersetzen. In England darf keiner sich unterstehen ein neues Haus zu bauen, wenn er nicht drei Morgen Erbland besitzt. Diesem Exempel sollten wir folgen, so müßte die Menge von Markkötter, die sich, sobald sie ein Kohlgärtchen erhaschen können, sogleich eine Hütte bauen, wohl unterbleiben. Unsre Vorfahren sind hierin klüger gewesen. Sie erlaubten zum höchsten nur zwei Gezimmer auf jedem Erbe, und eiferten gegen die Menge von Heuerleuten ja so stark, als die Kameralphilosophen jetzt für die Bevölkerungen streiten. Die Markkötter sind wie der Krebs, der rund um sich frißt; und man würde erstaunen, wenn man eine Nachmessung anstellen wollte, wie vieles

diese Leute in funfzig Jahren von der Mark eingezäunet haben.

Und wie viele Prozesse entstehen nicht darüber? Alle unsre Markprotocolle weisen deutlich nach, daß keiner als ein wahrer Erbmann in der Mark etwas zu sagen hat. Ihre Einwilligung wurde allein erfordert, wenn etwas zugeschlagen oder verkaufet werden sollte. Jetzt aber wollen alle Einkömmlinge mit sprechen. Unter dem Vorwande, daß ihr Vieh keine Weide behalte, widersetzen sie sich den nützlichsten Anstalten, und man kann keinen Fußbreit verkaufen, ohne von diesen Leuten, die doch nur aus Gnaden eingenommen sind, einen Widerspruch zu befürchten. Das gute Geld wird darüber den Gerichten zu Theil; und selten wird mehr ein Zuschlag verkauft, dessen ganzer Werth nicht der lieben Justiz aufgeopfert wird.

Die Prozesse sind überhaupt der wahre Verderb unsers Landes und die einzige Ursache, warum so viele Landleute einen Stillestand nehmen müssen. Der Himmel weiß, wie es unsre Vorfahren angefangen, ob sie friedfertiger oder vernünftiger gewesen, daß sie so wenig Prozesse geführet haben. Allein wahr ist es, daß zu ihrer Zeit kein Bauer die Reichsgerichte kannte. Die Reichsfürsten haben es dem Kaiser wohl abgesessen und ihm in seiner Capitulation vorgeschrieben, daß er die Unterthanen gegen ihre Landesherrn nicht leicht hören solle. Wir sollten ein gleiches Gesetz im Lande haben, wodurch den Gerichten geboten würde, die Markgenossen gegen ihren Holzgrafen, und die Leibeigene gegen ihre Gutsherren nicht zu hören, oder wenigstens vorher einen Bericht zu fordern, ehe sie mit Befehlen hervorzuschnellen sich unterstünden. Die Reichsstände sind jederzeit ein Vorbild der Landstände gewesen; und was jenen Recht ist, müßte auch billig diesen Recht sein.

Das baare Geld nimmt täglich ab, und doch erhält man noch nicht mehr für einen Thaler als vor zwanzig

Jahren. Vielmehr konnte man damals mit tausend Thalern weiter kommen als jetzt mit zweitausend. Der Himmel weiß, wie das zugeht, und was es endlich für ein Ende nehmen wird. Aber Alles wird schlimmer in der Welt. Sogar die Sommer sind lange so heiß nicht mehr als in meiner Jugend; und wer hat so viele nasse Frühjahre erlebt, als wir seit zwanzig Jahren gehabt haben? — — —

XXXIV.

Die Politik der Freundschaft.

Zu ihr hin will ich gehen, ihr sagen, daß sie die niederträchtigste Creatur von der Welt sei, daß sie das edelste und zärtlichste Vertrauen gemißbraucht und mich auf eine recht schändliche Art hintergangen habe. Ja dies will ich thun, diese Genugthuung will ich haben. Ich will sie in ihren eignen Augen erniedrigen, ihr den verrätherischen Brief vorlegen, und sie dann ihrer Schaam und den Bissen ihres Gewissens überlassen. . . . .

Und wenn Sie das denn nun gethan haben, Madame?

So bin ich gerochen.

Gerochen? und wodurch? Dadurch, daß Sie Ihre ganze Schwäche zeigen? Das ist in der That eine sonderbare Rache. O meine liebe Ismene, sollten Sie mich je beleidigen, so glauben Sie nicht, daß ich es Ihnen so leicht machen werde, mich zu vergessen und sich zu beruhigen.

Also sollte ich es mir wohl gar nicht einmal merken lassen, Arist, daß ich so schändlich hintergangen bin?

Nein, Ismene. Ihr Eifer mag noch so gerecht, das Ihnen widerfahrne Unrecht mag noch so klar sein, so muß es der letzte Schritt unter allen sein, seinen Freund wissen zu lassen, daß man von seiner uns zugefügten Beleidigung unterrichtet sei. Nie kann dieser uns hernach wieder unter die Augen treten, ohne sich zu schämen; und wer sich vor uns zu schämen hat, der flieht uns erst, haßt uns leicht, und verfolgt uns zuletzt, um sich eines beschwerlichen Zeugen seiner Unwürdigkeit zu entledigen.

Aber wenn mir nun der Haß und die größte Feindschaft einer solchen Person als diejenige ist, worüber ich mich beklage, angenehmer wäre als alle die Freundschaft, welche sie mir ehedem gezeigt hat?

Das ist nicht möglich. Eine Person, welche Sie einmal werthgeschätzt haben, kann nicht ohne alle Verdienste sein. Sie muß werth sein, gebessert und wieder gewonnen zu werden; und das können Sie nie hoffen, wenn Sie ihr einmal gerechte Vorwürfe gemacht haben. Falsche Vorwürfe treffen flach; aber wahre fassen tief, und man vergißt sie um so viel weniger, je mehr man sie verdient hat. Sie benehmen dem Schuldigen seinen Werth und diejenige redliche Zuversicht, welche doch zum wahren Vertrauen und zu einer aufrichtigen Freundschaft unentbehrlich ist. Erinnern Sie sich nur einmal Ihrer Geschichte mit Cephisen. Diese Ihnen jetzt so werthe Freundin hatte Ihnen fälschlich ein Verbrechen schuld gegeben, welches man niemals erweiset und allezeit ohne Beweis glaubt. Sie hörten es und beruhigten sich damit, daß es aus Eifersucht geschehen sein könnte. Sie veränderten nichts in Ihrem Betragen gegen sie. Sie bezeigten ihr immer das zärtliche Vertrauen, die nämliche Achtung und eben die Gefälligkeiten, welche Sie allezeit gegen sie gehabt hatten. Keine Zurückhaltung, kein Ernst im Blicke verrieth die mindeste Empfindlichkeit. Kaum waren einige Wochen verflossen, so gereuete Cephisen ihre

Verläumdung. Sie ward unruhig, und das Bekenntniß ihres Verbrechens schwebte ihr hundertmal auf der Zunge, ohne daß sie es wagen mochte um Verzeihung zu bitten. Von der edelsten Reue gerührt, kam sie endlich in Gesellschaft derjenigen Personen, gegen welche sie mit der falschen Beschuldigung herausgegangen war, zu Ihnen, und that Ihnen unter tausend Thränen gleichsam eine öffentliche Erklärung. Damals gestanden Sie mir, Ismene, daß Sie sich keinen Begriff von einer edlern Genugthuung machen könnten, als diese gewesen wäre. Ihre Zärtlichkeit für Cephisen verdoppelte sich, und dasjenige, was unter andern die größte Feindschaft veranlasset haben würde, ist der Grund einer der dauerhaftesten Freundschaften geworden. Würde aber der Erfolg eben so angenehm gewesen sein, wenn Sie Ihre Freundin gleich zur Rede gestellet, derselben ihre Verläumdungen vorgeworfen und sie damit auf ewig ihrer Schande überlassen hätten? Würde die Reue Cephisens jemals zugereicht haben, eine völlige Versöhnung unter ihnen herzustellen? Und war nicht gleichsam Ihr heroischer und freiwilliger Entschluß nöthig, um ihr ein Vertrauen zu sich selbst, und mit diesem die Würde wieder zu geben, sich als eine Freundin in Ihre Arme werfen zu können?

Es ist wahr, Arist, ich fühle die Wahrheit dessen was Sie sagen, und bin nun zu groß, um in Vorwürfe auszubrechen.

Glauben Sie nur, liebenswürdigste Freundin, der Unschuldige verzeihet leicht. Aber der Schuldige kann nie wieder ein Herz zu uns gewinnen, wofern wir ihm nicht helfen, sich vor dem Richterstuhl seines eignen Gewissens zu rechtfertigen und erst wiederum ein Vertrauen zu sich selbst zu gewinnen. Die Gelegenheit dazu können wir ihm nicht besser unterlegen, als wenn wir ihn zuerst in der guten Meinung lassen, daß wir sein Verbrechen nicht wissen. Hierdurch wird er allmählig sicher, bemüht sich erst etwas

wieder gut zu machen, wird immer eifriger, und zuletzt, nachdem er uns viele neue Beweise von seiner Redlichkeit gegeben, wagt er es, Verzeihung für das Vergangene zu erwarten und zu bitten. Ehender kann er es nicht thun, ohne sich in seinen eignen Gedanken zu erniedrigen. Es fehlt ihm auch die Gelegenheit zu jener Rechtfertigung, wofern wir ihn gleich durch verdiente Vorwürfe beschämen und entfernen.

Dies wird aber doch wohl nur die Pflicht gegen solche schuldige Freunde sein, die wirklich Verdienste haben?

Freilich; aber selten ist ein Mensch ohne einige Verdienste; und man kann auch oft einen Bösewicht auf kurze Zeit oder in einzelnen Geschäften ehrlich machen, wenn man ihn für ehrlich hält und Vertrauen auf ihn setzt. Es gereicht der Tugend zur Ehre, daß auch der böseste Mensch denjenigen ungern hintergehet, der ihn für einen rechtschaffenen Mann hält. Glauben Sie, Ismene, daß ich nicht bisweilen in die Versuchung gerathen würde, Ihnen ungetreu zu werden, wenn ich versichert wäre, daß Sie ein Mißtrauen in mich setzten?

O schweigen Sie, Arist, oder Ihre Gründe fangen an bei mir allen ihren Werth zu verlieren.

XXXV.

Es bleibt beim Alten.

Es geht doch auch jetzt sehr weit in der Welt. Bisher sind es nur die Gelehrten gewesen, welche uns Landleuten den Vorwurf gemacht haben, daß wir so fest am Al-

ten, als der Rost am Eisen, klebten, und gar nichts Neues versuchen wollten; und diesen Gelehrten, unter deren Nachtmützen nichts wie Projecte zur Verbesserung der Landesökonomie ausgeheckt werden, hat man das zu gute gehalten, und es ihnen als ein Mittel, ohne viel Arbeit ihr tägliches Brod zu erwerben, gegönnet, daß sie uns solche Vorwürfe in gedruckten Büchern, die eben nicht viele von uns lesen, gemacht haben. Sie müssen doch von etwas schreiben, da sie leben und schreiben müssen und sonst nichts zu verdienen wissen.

Allein nun fängt auch sogar unser Küster an, unsern Kindern, die bei ihm dann und wann in die Schule gehen, von einem schrecklichen Gespenste, welches er das Vorurtheil des Alterthums nennet, etwas vorzuplaudern, und verlangt, sie sollen ihren väterlichen Acker dermaleinst ganz anders pflügen, als wir, unsre Väter, Großväter und Eltervåter ihn gepflüget haben. Er verlangt, sie sollen die Bestellung desselben aus großen Büchern lernen, bald bei den Engländern, bald bei den Franzosen und bald bei den Schweden in die Schule gehen, und spricht von Projecten, wogegen die Erfahruug von zehn Menschenaltern nicht das allermindeste erheben soll.

Dies ist in Wahrheit von einem Manne, der kaum den Sonnenzeiger an unsrer Kirche recht zu stellen weiß, unerträglich, und die ganze Gemeinde hat mir aufgetragen, ihm hiemit öffentlich zu sagen, daß wir für dasjenige, was unsre Vorfahren, die ihren Acker lange gekannt, und ihn früh und spät betreten haben, eingeführt, mehrere Ehrfurcht haben als für alle Projecte der neuern.

Wie würde es uns armen Leuten gegangen sein, wenn wir alle die Vorschläge, die nun seit zehn Jahren zur Verbesserung des Ackers gemacht sind, befolgt hätten? wenn wir alle die Säemaschinen und alle die Arten von Pflügen angeschaffet hätten, welche in dieser Zeit angepriesen und

vergessen sind? wenn wir alle die Futterkräuter gesäet, und alle die Ackerbestellungen nachgeahmet hätten, wovon man uns ein so herrliches Bild gemalet hat? Sollte der Gutsherr seine Pächte, der Zehntherr seinen Zehnten, und der Vogt seine Schatzungen wohl nachgegeben haben, wenn wir ihnen erzählet hätten, daß wir neue Versuche gemacht, und damit verunglücket wären?

Eine hundertjährige Erfahrung ist eine erstaunende Probe, hundert, ja tausend Jahr haben wir mit Plaggen gedüngt, im sauren Schweiße unsers Angesichts damit gedüngt, und uns wohl dabei befunden. Warum sollen wir denn davon ablassen? Meinen Sie nicht, daß wir alle Jahr mit den Plaggen auf einigen Feldern zu kurz kommen, und also auch hundertjährige Erfahrungen von solchen Feldern haben, die nicht damit gedüngt sind? Da wir verschiedene Kirchspiele und Gegenden haben, die keine Plaggen gebrauchen und einen Grund bauen, der dieses Düngers entbehren kann, meinen Sie denn nicht, daß unsre Vorfahren auch wohl bisweilen auf den Gedanken gerathen sind, zu versuchen, ob sie dieses mühseligen Düngers entrathen könnten? Und glauben Sie nicht, daß wir gute, durch die Erfahrung bestätigte Gründe haben, warum wir dabei beharren? —

Man beschuldige uns keines Eigensinns. Die Kartoffeln sind noch nicht viel über dreißig Jahre in Westphalen bekannt, und gleichwohl baut sie schon ein jeder. Die Feldmauern sind erst vor vierzig Jahren aufgekommen; dennoch sind sie nunmehro fast durchgehends, wo Steine zu haben und Feldmauern nützlich sind, anstatt der Zäune und Hekken eingeführt. Der Hanfbau ist funfzig Jahr in hiesigen Gegenden alt, und gleichwohl jetzt schon überall, wo es nur möglich ist, gemein; vor sechszig Jahre säete noch niemand Buchwaizen in's Moor, und jetzt wird er überall gesäet. Der Waizenbau vermehrt sich täglich in Gegenden,

wo man ihn vorhin gar nicht möglich glaubte. Wir sind also folgsam — — aber gegen Erfahrungen, und nicht gegen Projecte und unsichere Proben.

Proben und Versuche sind für den Edelmann, der etwas verlieren kann, nicht für den Landmann, der jede Handbreite Land zu Rathe halten muß. Dies mag sich der Küster merken.

XXXVI.

Klage wider die Packenträger.

Die Packenträger sind der Verderb des ganzen Landes. Wie mancher Viehmagd kroch ehedem ihr braunes Haar unter einer mit Schraubschnur eingefaßten Mütze hervor, die der Packenträger erst zu Lioner-Golde, darauf zu Kanten, und zuletzt wohl gar zu Spitzen verführt hat? Nur stolz, wenn ihre Kühe nach einem harten und langen Winter dick und glatt waren, dachte sie noch nicht an sich selbst, und wünschte blos durch die Zierde ihrer Kühe sich als eine gute Haushälterin dem Großknechte zu empfehlen. Sie schämte sich nicht, in Holzschuhen, diesem den Bewohnern nasser Gegenden von der Vorsehung angewiesenen Fußwerke *), zu Dorfe und barfuß zur Kirche, deren Boden

*) Die Holzschuhe sind den nassen Weidegegenden, und denjenigen, so darauf gehen oder arbeiten, unentbehrlich, weil die ledernen Sohlen theils schwammicht werden, theils mit der Feuchtigkeit eine beständige Kälte bewahren. In den Berggegenden werden sie

noch nicht mit Teppichen belegt war, zu kommen. Ihr Hals zeigte seine wohlerworbene braune Farbe; und der einzige Staat war eine runde silberne Schnalle, womit sie ihr selbst gezeugtes Hemd befestigte, und zwei Röcke, wovon sich nur einer sehen lassen durfte. Der Knecht hatte die Hälfte seines Garns, welches er bei Feierabend gesponnen, in einer Grube mit Eichenlaub gefärbt, und die Webemagd ihm ein buntes Zeuch zum Wamms daraus gemacht, zur Belohnung, daß er ihr Flachs in die Röthe*) und wieder heraus gebracht hatte. Sie wußten mit einander nichts von fremdem Putze, und bewunderten den Staat der Frau Pastorin als etwas Fürstliches, ohne sich den Wunsch beifallen zu lassen, so etwas nachahmen zu dürfen.

Wer hat aber diese guten Sitten verderbt? Gewiß niemand mehr als der Packenträger, der mit feinen Galanteriewaaren nicht auf den Heerstraßen, sondern auf allen Bauerwegen wandelt, die kleinsten Hütten besucht, mit seinem Geschwätz Mutter und Tochter horchend macht, ihnen vorlügt, was diese und jene Nachbarin bereits gekauft, ihnen den Staat, welche diese am nächsten Christfeste damit machen werde, mit verführerischen Farben malt, der entzückten Tochter ein Stück Zitz auf die Schulter hängt, ihr eine sanfte Röthe über ihren künftigen Staat ablockt, und der gefälligen Mutter selbst eine neue Spitze aufschwatzt, damit sie sich vor ihrer Tochter im zitzenen Camisole beim

wenig gebraucht. Wo ein schwerer Acker und die Erde klebrig ist, kennt man sie gar nicht, weil man nicht darin fortkommen kann. Sie sind nichts weniger als ein Zeichen der Armuth, indem wir Bauernfrauen sehen, die zwanzig Thaler auf eine Mütze und zehn Thaler auf ein Halstuch wenden, aber doch, aus angeführten Ursachen, bis zur Stadt in Holzschuhen kommen müssen.

*) Man schreibt jetzt vielfältig: Rotten. Allein das französische rouir und rouissage lehret, daß es beim alten Röthen verbleiben müsse.

nächsten Kirchgange nicht schämen dürfe. Dem Knechte gefallen die schönen seidenen Halstücher, die großen silbernen Schnallen, der hübsch beschlagene Pfeifenkopf und andre entbehrliche Kleinigkeiten, welche ihm die Wirthin aus Höflichkeit gegen den Packenträger anpreiset; und dieser, der gern eine Zeitlang borget, wenn er nur die Hälfte, als den wahren Werth, bezahlt erhält, geht freudig weiter, um eine andre Frau Nachbarin zur Nachfolge zu ermuntern. Er hat von allem, was sich für jeden Stand paßt, und weiß einer jeden gerade das anzupreisen, was sich am besten für sie schickt. Das Vermögen aller Familien ist ihm bekannt; er weiß wie die Frau mit dem Manne steht, und nimmt die Zeit wahr, jene heimlich zu bereden, wenn der grämliche Wirth nicht zu Hause ist. Kurz der Packenträger ist der Modekrämer der Landwirthinnen, und verführt sie zu Dingen, woran sie ohne ihn niemals gedacht haben würden.

Solche gefährliche Leute sollten in einem Staate um so viel weniger geduldet werden, da es mehrentheils Ausländer sind, die unsre Thorheiten in Contribution setzen, und keine funfzig Jahr hingehen werden, daß nicht die Franzosen, welche seit dem letzten Kriege die offne Handelsfreiheit der Stifter bemerkt haben, in dem Besitze dieses ganzen Handels sein werden. Wir sehen schon, wie sie sich täglich vermehren, und wie Leute, die im Jahr 1763 noch mit einigen Stücken Kammertuch aus Champagne und dem Lüttichschen herunterschlichen, jetzt mit Pariser Nippes auf den Posten reisen und ganze Ballen nachkommen lassen. Knaben, die zuerst mit Chansons handelten, sind große Libraires ambulans geworden, und versorgen uns mit den Fabrik-Romans, die vorhin nach Canada zu gehen pflegten. Wie häufig kommen nicht die Mützenprinzessinnen! Und wie leicht ist es möglich, daß sie auch mit der Zeit einige allerliebste Baurenmützen mitbringen und die Dörfer bereisen! Man darf an nichts mehr zweifeln, und es

ist nicht unmöglich, daß wir in funfzig Jahren eine Bande von französischen Komödianten auf jedem Dorfe haben werden. Es ist ein leichter und lustiger Erwerb; und ich sehe es als etwas sehr Wahrscheinliches an, daß, während der Zeit die Westphälinger in Holland Torf stechen, die Franzosen ihren Weibern ein Ballet vortanzen und eine Opera im Kasten zeigen.

Die Alten duldeten keinen Krämer auf dem platten Lande, sie waren sparsam in Ertheilung der Marktfreiheiten, sie verbanneten die Juden aus unserm Stifte. Und warum diese Strenge? Sicher aus der Ursache, damit der Landmann nicht täglich gereizt, versucht, verführt und betrogen werden sollte. Sie baueten auf die praktische Regel: Was man nicht siehet, das verführt einen auch nicht.

Der Packenträger ist ein wichtiger Mann für solche Fabriken, denen es an einem großen Verleger mangelt. Da er zu Fuße geht, sein Essen von der guten Mutter, die sich etwas von seiner Waare aufschwatzen läßt, in Kauf erhält, und des Nachts bei frommen Leuten zu Gaste schläft, so verzehrt er nichts, nimmt auch mit einem kleinen Gewinnst vorlieb, und dient den Fabriken, welche keinen Hafer für Pferde abwerfen, statt des Packesels. Die Bielefeldischen Linnenhändler würden ohne solche Packenträger längst den wichtigsten Theil ihres Handels verloren haben. So groß aber diese Wohlthat ist, so lange sie uns mit nützlichen und unentbehrlichen Dingen versorgen, so gereicht es zu unserm und der einheimischen Manufakturen Nachtheil, wenn durch den wohlfeilen Preis reizender Kleinigkeiten und sofort durch den geringsten Vortheil, welchen eine fremde Manufaktur über die einheimische giebt, das baare Geld aus dem Lande und dessen kleinsten Quellen gezogen und der einheimische Fleiß gestürzet wird.

Von Markt zu Markt mag er reisen; das ist nothwendig, um die einheimischen Krämer und Fabrikanten vom

Uebertheuern abzuhalten. Auf den Märkten ist er auch so gefährlich nicht, weil der Mann seine Frau dahin begleitet, und wenn sie dort etwas kauft, seinen unmaßgeblichen Rath dazu ertheilet. Allein außer dieser Zeit und von Hütte zu Hütte sollte er nicht geduldet werden. Vordem, da aller Handel in den Städten war, mußte sich ein solcher Packenträger nothwendig an diese wenden, und hier erhielt er, nach vorgängiger Untersuchung der Frage: ob seine Waare den Einwohnern nützlich und nöthig sei, die Erlaubniß zu hausiren. Seitdem sich aber die Handelsfreiheit auf's Land ausgebreitet hat, und es fast schwer ist, Handlungspolizeigesetze außerhalb einer Ringmauer beobachten zu lassen, hat sich dieser Theil der obrigkeitlichen Vorsorge nothwendig verlieren müssen. . . .

XXXVII.

Schutzrede der Packenträger.

Da die Polizei fast in allen benachbarten Ländern gegen die sogenannten Bund- oder Packenträger aufwacht und selbige entweder gänzlich verbannet, oder doch sehr einschränkt, so verdient es allerdings eine Untersuchung, in wie fern diese Bemühung zum Besten eines Staats gereiche oder nicht.

Wenn man die handelnden Parteien eines jeden Landes fragt, so haben dieselben insgesammt nur eine Stimme gegen diese armen Leute. Die kleinen Städte sehen sie als ihre geschwornen Feinde an, die Kameralisten sagen, daß

sie das Geld aus dem Lande schleppten; die Moralisten rufen mit lauter Stimme, daß sie Ueppigkeit und Eitelkeit in die kleinsten Hütten verbreiten; und die Männer schreien, daß sie ihre Weiber und Töchter zu allerhand Thorheiten verführen.

Was sagen aber die armen Packenträger dazu? Bis dato nichts, so oft wir sie auch dazu aufgefordert haben. Vielleicht ist ihnen die in diesen Blättern wider sie eingeführte Klage nicht einmal zu Gesichte gekommen. Vielleicht verlassen sie sich auch auf ihre gute Sache. Es sei aber diese oder eine andre Ursache ihres Stillschweigens, so ist es unsre Pflicht, sie nicht ungehört zu verdammen. Wir müssen sie, da sich kein Advocat für sie gefunden, selbst reden lassen, damit sie aber nicht zu weitläuftig werden, sollen sie blos zu uns reden. Denn jeder Staat hat in diesem Stücke sein eignes Interesse, und wir bekümmern uns billig zuerst um das unsrige.

„Was bewegt euch, könnten sie zu uns Osnabrückern sagen, uns das freie Hausiren zu verbieten? Ihr wohnet in einem Lande, wo die Auflagen gering sind, wo ihr gar keine Rekruten zu stellen, keine Cavallerie zu ernähren und keine Accise zu entrichten habet; in einem Lande, wo die Zinsen gering, Hände genug, und die Lebensmittel in einem billigen Preise sind. Wenn ihr wollt, so müsset ihr Alles, was ihr macht, eben so wohlfeil geben können, als wir es euch auf unsern Rücken zutragen; und wenn ihr dieses thut, so müssen wir von selbst zu Hause bleiben. Daß in solchen Ländern, wo die Landesschulden hoch, und die Auflagen stark, der Hände aber, aus Furcht vor der Werbung, wenig sind, der Landesherr alles Gewerbe und alle Handlung im Lande zu erhalten sucht, damit dessen Einwohner für so viele Beschwerden einigen Vortheil haben und demselben gewachsen bleiben mögen, das lassen wir gelten. Allein bei euch ist dieses glücklicher Weise nicht nö-

thig; und man würde nur eure Faulheit oder die Gewinnsucht eurer Krämer zum Schaden des Ganzen unterhalten, wenn man uns verbannen, und diesen die Willkür lassen wollte, euch nach Gefallen zu behandeln. Ihr seht es ja an euren Bäckern und Brauern, wie reich diese Leute werden, da niemand mit Bier und Brod hausiren darf. Daß wir umsonst bei euch schlafen und essen, wo wir für Geld leben müssen, nichts als Wasser trinken, und unsern Weg zu Fuße machen, ist euer Vortheil. Ihr habet die Waare, die wir euch zubringen, dagegen so viel wohlfeiler. Machen es doch eure Kaufleute in vielen Stücken auch so, die ihre Waare aus eben der Hand nehmen, woraus sie der Hamburger, Bremer und Holländer nimmt, und solche hernach wohlfeiler geben als diese, welche aus ihrer Handlungskasse Kutschen und Pferde, Lustgärten und Maitressen unterhalten. Unsrer geringen Meinung nach sind in eurem Lande hundert Ackersleute gegen einen Krämer; wenn nun jene ein Scheermesser für zwei Groschen von uns erhalten, so steht sich unfehlbar der größere und wichtigere Theil des Landes besser, als wenn er eurem Krämer dafür einen halben Gulden bezahlt, den sie hernach nur in Wein vertrinken, oder auf andre leichtfertige Art verspielen. Ueberdem müssen wir euch sagen, daß ihr mit vielen Sachen gar nicht handeln könnet, womit ein Hausirer handelt. Dieser besucht des Jahrs fünfhundert Dörfer, und wenn er in deren zehn jährlich von gewissen Waaren nur ein Stück absetzt, so kann er schon ein Lager von hundert Stücken darauf halten und euch eine jedem Käufer angenehme Wahl verschaffen, wohingegen ein Kaufmann, der diese zehn Dörfer versorgen will, deren jedesmal nur ein oder zwei vorräthig haben kann, weil ihm der Absatz von mehrern mangelt. Hätte er mehr auf dem Lager, so müßten die Zinsen des Kapitals, welches darin steckt, auf das eine Stück geschlagen und dieses um so viel theurer ver-

kauft werden, wo der Mann nicht zu Grunde gehen will. Wir hingegen, die wir immer von einem Lande in's andre reisen und täglich Markt haben, verkaufen immer, und können um so viel wohlfeiler verkaufen, je geschwinder wir unser Kapital umsetzen. Wenn wir 1 Prozent verdienen und unser Kapital alle Monat von neuem anlegen, so gewinnen wir mehr als ein Kaufmann, der 10 Prozent hat, und kaum alle Jahr umsetzet. Denket aber nicht, daß es damit genug sei, wenn ihr uns blos den freien Markt lasset. Ja, wenn eure alten Kreisstände so klug gewesen wären, daß sie alle Jahrmärkte in geographischer Ordnung angelegt hätten, so daß wir um Lichtmessen von einem Punkt aus, in einer Kette, immer von einem Jahrmarkt auf den andern ziehen, und sodann gegen Martini zu Hause sein könnten, so ließe sich das noch hören. So aber gehen die Jahrmärkte zick zack, zehn Meilen hin, zehn Meilen her, und bald müssen wir vierzehn Tage, bald achte in der Schenke liegen und unser Geld verzehren, wenn wir in der Zwischenzeit nichts verdienen, oder von jedem Jahrmarkte nach Hause, und sodann wieder auf einen andern reisen sollten. Und würden wir diese Unkosten nicht auf die Waare legen, und folglich euch zur Last bringen müssen? Was ihr nun von euern Weibern und Töchtern sagt, daß diese sich so leicht von uns beschwatzen ließen, ist eure Schuld. Warum haltet ihr sie nicht in besserer Zucht? Und gesetzt, wir sagten ihnen bisweilen ein Wort mehr als sie von andern hören, sind wir denn allein Diebe unserer Nahrung? Werdet ihr euch nicht in Ewigkeit Aderlassen und den Bart scheeren lassen müssen, so lange ihr Barbierer im Lande duldet? Sind eure Weinschenken auf den Dörfern nicht ärger als die falschen Spieler? Ihr duldet sie aber doch, damit der Reisende und der Kranke sich bei ihnen erquicke. Je nun, so duldet auch von uns um des größern Vortheils willen ein geringeres Uebel, und werft

es euern Weibern und Töchtern nicht so hämisch vor, wenn wir ihnen bisweilen ein paar Nähnadeln in Kauf dafür geben, daß wir bei ihnen oder bei euch zu Gaste schlafen. Was will endlich daraus werden, wenn jeder kleine Reichsstand seinen kleinen Bezirk so zuschließen will? Ihr habt in eurem Lande gewiß fünfhundert Packenträger, welche die benachbarten Länder beziehen. Warum wollt ihr uns denn nicht die Freiheit gönnen, die ihr selbst nöthig habt? Sind nicht unter uns viele, die ihre Waare von euern eigenen Kaufleuten nehmen? Und würden wir nicht noch gern ein mehreres von euren Fabriken nehmen, wenn diese uns ihre Waaren nur eben so wohlfeil gäben, als wir sie anderwärts haben können? Verbietet uns allenfalls den Handel mit solchen Sachen, die ihr im Lande selbst zieht oder macht; aber lasset es nicht zu, daß eure Kaufleute den Kohlsaamen mit schweren Kosten von der Braunschweiger Messe holen, den wir euch aus unsern Kohlgärten ohne alle Unkosten zutragen.

Wie wir das letztemal in Leipzig waren, fragte uns der Kaufmann, woher wir die gestickten Tücher und andre hübschen Sachen für eure jungen Weiber nähmen; wohin wir alle diese Waaren brächten, und wie es möglich wäre, daß wir zehntausend Stück dergleichen Tücher im Jahre absetzen könnten; und auf unsre Antwort, daß wir solche mehrentheils in den westphälischen Stiftern vertrieben, und die Menschen aus allen vier Welttheilen und mit allerlei Waaren daselbst freien Aus- und Eingang hätten, wollte er sich zu Tode wundern. Mein Gott, rief er aus, was muß da für eine Polizei sein! das arme Land muß ja bis auf den Grund ausgesogen werden. Es hat ja keine Fabriken und nichts. Die Leute müssen ja ärmer sein als die Wilden; und man hat mir gar dabei gesagt, sie hätten keine Justiz, und ein Prozeß käme nie zu Ende. Da möchte der Henker Kaufmann sein und borgen.

Wisset ihr, was einer von uns darauf antwortete? Ich kann Ihnen, sagte er, von der dortigen Polizei und Justiz nichts sagen; ich habe wenigstens nie von einem Gesetzbuche*), von Hypothekenbuche, von Prozeßordnung dort gehört. Aber das weiß ich, daß die Zinsen dort vor dem Kriege nicht höher als zu drei Prozent gewesen, und jetzt zum Theil zu vieren gestiegen sind, daß man dort hundertmal mehr auf eine Privathandschrift oder auf ein Wort borge, als anderwärts auf gerichtliche Briefe, daß die liegenden Gründe dort höher im Preise sind als sonst irgendwo, daß man seine Bezahlung dort richtig erhalte und der Richter gegen die Schuldner nicht säumig sei, daß die Leute dort zufriedener sind als bei euch, und daß ohne Polizei- und Justizverordnungen ein jeder so ziemlich weiß, was er zu thun hat. Dagegen hören wir in den Ländern, worin von nichts als Justiz und Polizei gesprochen wird, daß die Zinsen ohne Handel allemal um ein bis zwei Prozent höher gewesen, daß man dort adeliche und freie Güter um ein Drittheil, wo nicht um die Hälfte, wohlfeiler verkaufe, und daß man alle Mühe in der Welt habe, auf große prächtige und kostbare Verschreibungen eintausend Thaler zu borgen. Es muß also doch, wenn der Erfahrung zu trauen, dort so übel nicht sein als ihr meinet; und es muß eine wunderliche Beschaffenheit mit der Klugheit aller Polizeianstalten haben, daß sie das Geld seltener, den Credit schwächer und die liegenden Gründe wohlfeiler machen.

Der Kaufmann gab uns seine Waare und schüttelte den Kopf. Was wir aber damals zu ihm sagten, das sagen wir jetzt zu euch. Wenn es nach allen politischen Rechnungen ginge, so müßtet ihr längst keinen baaren Schilling mehr im Lande haben; und gleichwohl ist es in diesem Stücke bei euch jetzt nicht schlimmer als in den so gepriesenen wohl

*) In pessima quavis republica plurimae sunt leges. Tacit.

eingerichteten Staaten, und ihr habt das Vergnügen zu sehen, daß sogar die komischen Packenträger, welche eine Oper im Kopfe und kein Geld in der Tasche haben, aus der Mitte von Frankreich, der Quelle aller Polizei, zu euch kommen. Ihr habt miteinander Menschenverstand, und wenn ihr euren Beutel selbst nicht flicken könnt, so werden ihn wahrlich alle Polizeianstalten nicht vor Löchern bewahren. Fegen können sie ihn, das ist gewiß. Sie können euch auch so arm machen, daß ihr nichts von uns kaufen könnt. Allein dasjenige, was ihr darinnen habt, wird nie nach Verordnung, sondern allezeit nach eurem freien Willen gebraucht werden. Das glaubt mir gewiß; wir kriegen Jahr aus Jahr ein viele Menschen und viele Städte zu sehen, wir kennen sie, und der große Mogul selbst wird dieses nicht ändern.

Was ihr übrigens davon sagt, daß sich unter uns Pakkenträgern viele Diebe und Spitzbuben fänden, ist ein falscher Gedanke. Habt ihr je gehöret, daß ein Mausefallen- oder Barometerkrämer zu einer Diebesbande gehöret habe? Und warum dieses nicht? Sind die Italiäner weniger diebisch als die Deutschen? Nein. Die Ursache ist, daß ein einzelner Mensch, der weder Freunde noch Verwandte hat, sich in einem fremden Lande doppelt in Acht nehmen muß. Kein Franzose wird daher leicht in Deutschland, und kein Deutscher in Frankreich stehlen. Ist diese Ursache wahr, so werdet ihr auch bekennen müssen, daß wir Packenträger nach einer ganz richtigen Politik minder diebisch sind als andre Menschen. Demjenigen unter uns, der sich damit abgäbe, würde es gewiß an aller Fürsprache mangeln. Seinen Packen behielte man erst, und ihn fütterte man gewiß so lange in Ketten, bis man es müde würde."

XXXVIII.

Urtheil über die Packenträger.

Die Packenträger lassen sich überhaupt in zwei Klassen theilen, wovon die eine mit Waaren, welche in ihrer Heimath fallen oder gemacht werden, handelt, die andre aber eine Art von zweiter Hand ist, welche die Waare, so sie führet, auf den Messen oder von Großhändlern nimmt und zum Verkauf umher trägt. Die erste von diesen Klassen verdienet eine ganz andere Aufnahme als die zweite, und ich glaube nicht zu fehlen, wenn ich mit ihnen nach dem großen Grundsatze verfahre, welchen die englische Nation in der weltberühmten Act of Navigation vom 23sten September 1660 in Ansehung der Seehandlung festsetzte. In derselben heißt es:

Daß jedes Land seine eignen Produkte und seine eignen Fabriken mit eignen Schiffen nach England bringen könnte.

Und die Absicht dabei ist, auf einer Seite zu verhindern, daß die Holländer, welche aller Welt Waaren führen, oder die Schweden, welche aller Welt Fuhrleute abgeben, oder andre Nationen, die eine gute und bequeme Ladung nach England bringen könnten, keine Verkäufer abgeben und ihnen fremde Waaren zubringen sollen; auf der andern Seite aber ihren eignen Kaufleuten, welche solchergestalt den Einkauf fremder Waaren, die aus der Quelle nicht hergeführet werden, allein haben, und die englischen Waaren wieder in die Länder verführen, woher sie fremde holen, diesen Vortheil mit Ausschluß aller andern zuzuwenden.

Nach diesem von der ganzen handelnden Welt bewun-

derten Grundsatze müssen wir es zum ersten Hauptgesetze machen, daß

Jeder Fremder mit den Waaren, die in seiner Heimath fallen oder gemacht werden, zu uns kommen und hausiren könne; das Recht aber mit andern Waaren zu handeln und zu hausiren, keinen als einheimischen, im Lande wohnenden Unterthanen verstattet werden solle.

Auf diese Art bliebe den Franzosen der Handel mit Kammertuch, Nesseltuch und andern dergleichen in Frankreich fallenden Waaren, den Leuten von den Glas- und Eisenhütten der Handel mit Gläsern, Schneidemessern, Sensen, Nägeln und dergleichen Eisenwaaren, den Sieb- und Korbmachern der Handel mit Sieben und Körben, den Ravensbergern der Handel mit klarem und feinem Linnen, verschiedenen Nachbarn der Handel mit Drellen, Kanefassen, wollenen Decken, wollenen und leinenen Strümpfen, mit Mausefallen und Barometern ungehindert; und da diese Sachen, welche aus der Quelle von Leuten, so an derselben wohnen, hergebracht werden, so gar viel nicht sind, so ließe sich dieses bei weitrer Ueberlegung leicht auf das genaueste bestimmen, indem doch überhaupt keinem das Hausiren im Lande, ohne vorherige Untersuchung und Vergeleitung, gestattet wird. Dagegen wäre es aber blos Einheimischen erlaubt, mit andern Waaren, als Messern, Scheeren, metallenen Knöpfen, Schnallen, Spiegeln, Bohrern, Pfeifenköpfen, Handschuhen, baumwollenen Mützen und Strümpfen ꝛc. zu hausiren.

Gleichwie aber jene Act of Navigation die den fremden Nationen erlaubte Einfuhr eigner Waaren nur in sofern zuläßt als diese Waaren nicht Contrebande sind, also muß ein zweites Hauptgesetz sein, ein gleiches auch dahier zu beobachten, und sowohl den fremden als einheimischen Packenträgern das Hausiren mit sichern Waaren gänzlich zu untersagen, als nämlich mit allen Spitzen, allen gestick-

ten Sachen, allen Seidenwaaren, allen Zitzen oder Kattunen, allen wollenen Stoffen und dergleichen Sachen, als welche entweder in den Städten oder auf Jahrmärkten gekaufet werden können.

Ich rede hier blos von dem Hausiren außerhalb Jahrmarkts. Denn dieser muß vor wie nach frei bleiben; und ist es meine Meinung jetzt nicht, solchen gleichfalls auf jene Grundsätze einzuschränken. Damit aber diejenigen, welche zu Markte kommen, diese ihnen zugestandene Freiheit nicht mißbrauchen, und unterweges auspacken mögen, so ist

Drittens nöthig, die Heerstraßen zu bezeichnen, und das Urtheil dahin zu fassen, daß, wer sich mit denen blos auf Jahrmärkten zugelassenen Waaren außerhalb der Heerstraße betreten lassen wird, sofort aller seiner bei sich führenden Waare verlustig sein solle. Die Lage der westphälischen Länder begünstiget diese Anstalt ungemein. In andern Gegenden gehen die Heerwege von Dorf zu Dorf, und die Landleute wohnen alle im Dorfe. In Westphalen hingegen wohnet in den Dörfern und an der Heerstraße fast kein einziger Landmann, sondern blos Wirthe, Krämer und Handwerker, und diese sind nur schlechte Kunden für die Packenträger. Der wahre Bauer liegt in Hölzern zerstreuet, und man kann nicht zu ihm kommen, ohne die Heerstraße zu verlassen. Es wäre also sowohl in dieser als in mancher andern Absicht nöthig, die Heerstraßen zu bezeichnen, als wodurch zugleich die nach der Lage andrer Länder nöthige und beschwerliche Versiegelung der Packen völlig hinwegfallen würde.

Ich denke nicht, daß durch dieses Urtheil über die Pakkenträger sich jemand mit Recht beschwert erachten könne; denn daß man darin

1) diejenigen begünstiget, die uns ihre eignen Waaren, welche wir nöthig haben, mit der ersten Hand zubringen, hat in sofern seinen guten Grund, als wir sonst der zwei-

ten und dritten Hand unnöthig zinsbar werden würden; daß man

2) den Vortheil der zweiten Hand, wenn eine Waare aus der ersten nicht zu haben ist, selbst zu gewinnen, und solchen einheimischen Unterthanen zuzuwenden suchet, ist der Klugheit gemäß; daß man

3) alles Hausiren mit Spitzen, gestickten Sachen rc., wobei die einfältigen Unterthanen überlistet und übervortheilet werden, verbiete, ist um so nothwendiger, weil der Werth dieser Sachen nicht so gut als der Werth eines Schneidemessers beurtheilet werden kann, und das Geld, was für wahre Bedürfnisse aus dem Lande gehet, nicht den zehnten Theil von demjenigen ausmacht, was auf Thorheiten verwandt wird. Endlich und

4) wird ein mäßiger Ueberschlag zeigen, daß von hundert fremden Packenträgern, welche das Land belaufen, neunzig, die nichts als fremde zusammengekaufte Waaren führen, zu Hause bleiben müssen. Die Leute, so von einer Quelle kommen, führen insgemein nur einerlei Waare, und es ist gar nicht schwer sie zu unterscheiden und dem Befinden nach mit einem beständigen Geleitsbriefe zu versehen.

Man will indessen doch die Gründe derjenigen, welche gegen dieses Urtheil etwas einzuwenden haben, gern vernehmen, und ihnen in der ferneren Appellations-Instanz nicht allein Gehör, sondern auch Gerechtigkeit widerfahren lassen.

XXXIX.

Von der Steuerfreiheit in Städten, Flecken und Weichbildern.

Es ist nicht leicht eine Sache, worüber in den Städten und Flecken mehr gestritten wird, als über die Frage: ob diese oder jene Person einer Freiheit von bürgerlichen Lasten genieße oder nicht? Und nichts ist dabei gewöhnlicher, als daß man sich auf seinen geistlichen Stand, seinen Adel, oder seine Bedienung beruft, und dem Magistrate solcher Städte und Flecken es sehr übel nimmt, daß er es sich nur einmal einfallen lasse, befreieten Personen dergleichen anzumuthen. Ich gestehe, daß mich die Gründe der Befreieten mehrmalen geblendet haben und daß ich es sehr unanständig gefunden, wenn der Fleckensdiener einen reichsfreien Mann zu Stadtpflichten verabladen wollen. Allein nachdem ich die Sache in aller Einfalt erwogen und von allem falschen Schein entblößet habe, so bin ich davon völlig zurückgekommen.

Ich hoffe, ein jeder wird mit mir darin einstimmen, wenn ich ihm die Sache so vortrage, wie sie mir vorgekommen ist. Ehe ich aber solches thun kann, muß ich bemerken, worin die Freiheit in offnen Dörfern und auf dem platten Lande sich von der Freiheit in geschlossenen Orten, dergleichen Städte, Weichbilder und Flecken sind, unterscheide. Eine Befreiung im Reiche oder im Lande geht dem Ganzen ab, und folglich kann sie von demjenigen, der über das Ganze zu sagen hat, ertheilet werden. Eine Befreiung in einer Stadt oder in einem Flecken geht aber blos einem Theile ab, und da dieser nicht schuldig ist, für

das Ganze zu leiden, so kann derjenige, der über das Ganze zu sagen hat, solche nicht ertheilen. Z. E. ein Landesherr mit seinen Städten kann einen Hof schatzfrei machen, aber kein Haus in einem Flecken, ohne diesem solches an seinem Anschlage abzusetzen. Jetzt wollen wir die Anwendung machen.

Der Kaiser, ohnerachtet er das allerhöchste Reichsoberhaupt ist, mag kein Haus in irgend einem Flecken befreien. Denn da das Haupt vom ganzen Körper getragen werden muß, so würde es ungerecht sein, solches einem einzelnen Flecken aufzubürden, und vermuthlich war dieses auch der wahre Grund, warum Kaiser und Könige ehedem immer von einem Orte des Reichs zum andern reisen mußten, damit eine Provinz und eine Stadt die Last nicht allein zu tragen hatte.

Ein Landesherr ist in keinem Städtchen oder Flecken seines Landes frei, weil seine Freiheit dem ganzen Lande, nicht aber einem einzelnen Theile desselben berechnet werden muß. Es hindert aber nichts, daß nicht der Kaiser wie der Landesherr einen freien Palast neben oder an einem Flecken habe, dessen Befreiung dem Ganzen, nicht aber einem Theile zur Last fällt.

Landesherrliche Bediente sind aus einem gleichen Grunde zwar im Ganzen, aber in keinem einzelnen Flecken frei. Eben so kann des Adels Freiheit zwar wohl dem Reiche oder dem Reichslande, dem er dienet oder gedienet hat, keinesweges aber einem einzelnen Flecken aufgebürdet werden. Der geringste Edelmann würde es nicht leiden, daß ihm der Kaiser einen Burgfestendienst aus der Reihe nähme und ihm dafür einen Reichsgrafen, wenn er auch den Erbfeind des christlichen Namens zur See und zu Lande geschlagen hätte, einschöbe. Und eben die Bewandniß hat es mit den Städten und Flecken.

Die Beamte, welche mehrere Kirchspiele unter sich ha-

ben, die Richter, Gerichtsschreiber, Vögte, Pedellen und Amtsdiener, ja selbst der Pfarrer und der Küster, wenn Bauerschaften in dem Flecken eingepfarret sind, können demselben mit ihren Freiheiten nicht zur Last fallen, weil dieselbe von dem ganzen Amte, dem Gerichtsprengel, der Vogtei oder dem Pfarrsprengel, der offenbarsten Billigkeit und Gerechtigkeit nach, mit gemeinsamen Schultern übertragen werden müssen. Das ist die Regel der Vernunft, eine Folge des Originalkontrakts, und der Grundsatz, worauf das Alterthum gebauet hat. Nun wollen wir aber auch die Ausnahmen betrachten.

Die erste giebt uns das Wehdum, welches seinen Namen von geweihtem Gute hat. Dieses wurde zwar in der sächsischen Anlage von Carln dem Großen nicht dienstfrei erkläret. Allein der gemeine Dienst, so davon kommen mußte, wurde an's Altar gelegt, und auf diese Art wurde es in der weltlichen Dienstleistung frei. Das Wehdum ist fast durchgehends älter als Städte und Flecken, und diese haben folglich nie ein Recht gehabt, solches zum Weichbildsgute zu rechnen und eine Beihülfe davon zu fordern. Eben das gilt von allen geistlichen Gründen, deren besitzlich hergebrachte Freiheit einen gleichen Ursprung rechtlich vermuthen läßt.

Die zweite Ausnahme macht Reichs- oder Amtsgut. Lange vorher ehe die Städte und Flecken sich schlossen waren Amts- und Vogtshöfe vorhanden, und jene entstanden insgemein an und neben einem Amtshofe oder einer Burg; und ob sie gleich, nachdem die sich daneben anbauenden Handwerker und Krämer eine Mauer oder einen Bannkreis erhielten, mit darin zu liegen kamen, so läßt sich doch leicht gedenken, daß das Amtsgut seine vollkommenste Freiheit behalten habe.

Die dritte Ausnahme macht Burgmannsgut. Dieses ist theils aus altem Reichs- oder Amtsgute entstanden,

und folglich zwar wohl in den städtischen Bannkreis gekommen, aber nicht zum Weichbilde pflichtig geworden; theils hat es die Sicherheit der Städte und Flecken erfordert, Burgleute an sich zu ziehen; da sie denn denselben dafür, daß sie den Flecken und die Stadt beschützet, eine Freiheit zugestanden haben. Hierauf gründen sich die Freiheiten adeliger Häuser in Städten.

Die vierte Ausnahme gründet sich auf alten Vergleichen. So sehen wir, daß in den neuern Zeiten, wie in hiesigem Stifte die Städte und Flecken zum Schatze angeschlagen sind, denenselben für diejenigen Landesbediente, welche sich darin aufhielten, so viel nachgelassen worden, als ihr Antheil der Schatzung betragen konnte; und so wird noch verschiedenen Landesbedienten ein sicheres für ihre Wohnung aus der Landeskasse bezahlet, damit sie dem Orte, wo sie wohnen, nicht allein zur Last fallen mögen. Man hat also immer den Grundsatz befolgt, daß die Landesfreiheit der Landeskasse, nicht aber der Kämmerei des Städtchens obliegt; und es erhellet aus den jetzt angeführten beiden Umständen, daß man nach der von mir oben festgesetzten Regel verfahren und keinem Städtchen oder Flecken anmuthen wollen, die den landesherrlichen Bedienten von dem ganzen Lande zu verschaffende Freiheit ganz allein zu stehen. Was wir in den neuern Zeiten sehen, das kann in den alten geschehen sein, und wo landesherrliche Bediente an einzelnen Orten einer Freiheit genießen, da muß man ebenfalls einen alten Vergleich zum Grunde dieser Freiheit annehmen.

Ich sollte noch der fünften Ausnahme, nämlich der kaiserlichen Befreiungen, gedenken. Allein da solche eigentlich zu der Zeit ihren Ursprung nahmen, wo Alles noch zum Reiche steuerte, da sie hiernächst insgemein nur dem Amtsgute, was an dem Flecken oder Städtchen lag, und nicht eigentlich bürgerlicher Grund war, ob er gleich

mit in der Mauer befasset wurde, zu statten kamen, und da sie endlich die Regel offenbar befestigen, indem sie nicht mehr statt haben, seitdem die Länder geschlossen sind, folglich auch schwerlich statt hatten, sobald ein Flecken oder Städtchen sich mit kaiserlicher Bewilligung geschlossen hatte: so ist es eben nicht nöthig, daraus eine besondere Ausnahme zu machen, indem fast alles kaiserlich freie Gut unter Wehdum, Amtsgut und Burgmannsgut verstanden ist.

Dies sind meines Ermessens überaus begreifliche Wahrheiten, woraus man zugleich abnimmt, warum der Thorschreiber eines Fleckens mehrere Freiheit zur Stelle haben könne als der erste Minister eines Landesherrn. Denn jener ist der Bediente, dem das Flecken die Freiheit zur Besoldung reicht; dieser hingegen ist der Landesbediente, dem das Flecken keine Besoldung schuldig ist. Es verdienen diese Wahrheiten um so vielmehr in Betracht gezogen zu werden, da die Freiheiten durch ein offenbares Mißverständniß gar zu weit ausgedehnet und auch viele Städte dadurch außer Stand gesetzt werden, nur eine mäßige Einquartierung zu tragen, und man es oft dem Landesherren glaubend machen will, daß seine Ehre daran liege, wenn seine Bedienten nicht überall im Lande frei gelassen werden wollen.

Ich läugne nicht, daß es überaus billig sei, diejenigen, welche für des Landes Beste streiten, arbeiten oder beten, von allen Auflagen und Beschwerden frei zu machen. Es kann ihnen diese Freiheit zur Aufmunterung und zur Belohnung dienen. So seltsam es aber einem Privatmann vorkommen würde, wenn man ihm anmuthen wollte, seines Fürsten Bedienten allein zu bezahlen, eben so seltsam ist es auch, von einem Reichsflecken oder von einer Landstadt zu fordern, dem Kaiser oder dem Fürsten mit seinem ganzen Hofstaat eben die Freiheit in ihren Mauern zu geben, welche sie ihren eignen städtischen Bedienten statt der Besoldung giebt.

XL.

Schreiben eines westphälischen Schulmeisters über die Bevölkerung seines Vaterlandes.

Eure Intelligenzien erlauben mir großgünstig, daß ich mir durch den Kanal ihrer Blätter von Sr. Wohlweisheiten dem Herrn Publico etwas Erläuterung über einen Punkt ausbitte, den ich in meinem einfältigen Kopfe nicht recht begreifen kann. Ich höre und lese nämlich oft, daß unser dunkles Westphalen unter allen Ländern am schlechtesten bevölkert und angebauet sei; und man will daher schließen, daß wir faule, ungeschickte und ungezähmte Leute wären, die sich aller guten Polizei schlechterdings widersetzten und lieber auf Abenteuer in die weite Welt gingen, als zu Hause den ihnen von Gott verliehenen Acker baueten. Nun will ich nicht läugnen, daß unsre Kinder sehr häufig in die Fremde ziehen, und manches ehrlichen Mannes Sohn in den benachbarten Handelsorten hangen bleibe, auch wohl auf der See sein junges Leben einbüße. Allein es kommt mir doch immer so vor, als wenn wir auch etwas Mehrers verlieren könnten als andre Länder, und daß der undankbare Boden, worauf uns die Vorsehung so hingeworfen, wohl so gut besetzt sei als die reichen und gesegneten Fluren, welche glücklichere Nationen zu ihrem Erbtheil erhalten haben. Ich kann solches Eurer Intelligenzien nicht besser bedeuten, als wenn ich Ihnen den Streit vorlege, welchen ich mit meinem Sohne, den ich, ohne Ruhm zu melden, selbst im Rechnen und Schreiben unterwiesen habe, bei Feierabend mehrmalen gehabt habe.

Gedachter mein Sohn, der mit einem Herrn aus un=

serm Lande nur als Bedienter gereiset ist, aber doch auf Alles gut Acht gegeben hat, erzählte mir, daß die Franzosen, diese volkreiche Nation, ihr Land auf 10000 geographische Quadratmeilen rechneten, und daß auf diesem großen Boden zur Zeit Ludewigs XIV. zwanzig, nachwärts unter der Minderjährigkeit Ludewigs XV. achtzehn, und im Jahr 1764 sechzehn Millionen gezählet und gerechnet worden. Gut, dachte ich, nun wollen wir bald sehen, wer der beste sei. Unser Stift hält nach der von dem Herrn Obristlieutenant von dem Bussche verfertigten Karte 28 Quadratmeilen, und folglich beträgt unser Land den 350st. Theil von Frankreich. Wie viel Einwohner müßten wir also haben, wenn unser Land eben so volkreich als Frankreich sein sollte? Die Antwort war leicht: höchstens 50000. Wie viel haben wir aber wirklich? An gezählten Köpfen hundert sechzehntausend sechshundert vier und sechzig*).

Das ist nicht möglich, sagte mein Sohn; in Frankreich sind so viele Hauptstädte, so viele Seehäfen, und allein über achtmalhunderttausend Bediente; denket nur einmal an 12000 Equipagen in Paris.... Das kann alles wohl sein, war meine Antwort, und ich freue mich, daß wir nicht den 350sten Theil von Bedienten und Kutschen haben. Allein es ist klar, daß unser Land mehr als doppelt so stark bevölkert sei als Frankreich und, aller ihrer Hauptstädte und Seehäfen ungeachtet, den Vorzug behalte. Doch wir wollen der Sache näher treten. Wie viel Feuerstätten haben die Franzosen im Lande?

Man rechnete sie ehedem, sagte er, auf vier Millionen. Andre sagen nur von $3\frac{1}{2}$ Millionen, oder 3713563. Noch andre setzen sie auf $2\frac{1}{2}$; und zu meiner Zeit (1764) nahm

*) Die Zählung geschah erst bei der Theurung im Jahr 1772, und wurden damals 19684 Wohnungen gezählet; mithin kommen auf jedes Haus über 5 Menschen.

man sie zu zwei Millionen an. Gut, erwiederte ich, wir wollen ihnen die 4 Millionen lassen, es kömmt hier auf ein paar Millionen nichts an; und so müßten in unserm Stifte nur etwa 11000 Wohnungen sein. Es sind ihrer aber, wie du weißt, vom Herzoge Ferdinand 18000 gezählet worden; und man kann wohl annehmen, daß man diesem großen bösen General zweitausend weniger gesagt habe, als wirklich vorhanden sind. Du siehst also, daß nach dem angenommenen Verhältnisse in unserm Lande doppelt so viel Feuerstätten als in Frankreich sind.

Es sei darum wie es wolle, versetzte er, so hat Frankreich 38000 Kirchspiele, und hier im Stifte sind deren nicht viel über funfzig. In Frankreich wird das Säeland auf 150 Millionen, und das Wiesen-, Garten- und Weinbergsland auf 50 Millionen Arpens, den Arpent zu 150 Quadratruthen gerechnet, angeschlagen. So viel wird von unsern Haiden und Mooren doch jährlich nicht genutzt. Und wie schön ist dort nicht der Acker gebauet, seitdem man eigne Academien dafür errichtet! Wie herrlich ist nicht ihre Viehzucht! Und wie fleißig sind nicht alle Menschen!

Höre einmal, sagte ich zu ihm, ein westphälisches Kirchspiel, worunter einige 1500 bis 2000 Feuerstätten haben, ist gewiß dreimal so stark als ein französisches. Ich habe in meiner Schule 373 Kirchspielskinder, diejenigen, so in die katholische Schule und in die vorhandene Nebenschule gehen, ungerechnet. So viel wirst du schwerlich in einer französischen Dorfschule gefunden haben. Und was den Akker betrifft, so besitzen wir an Haiden, Mooren und Gebirgen 948672 Morgen, jeden zu 120 Calenb. Ruthen gerechnet; hierauf leben 116664 Menschen; und nach diesem Verhältniß müssen in Frankreich über 40 Millionen Menschen sein, ohne daß wir einmal untersuchen wollen, ob unter den 200 Millionen Arpens lauter urbares, oder auch Haide und Moorland mit begriffen sei. Ueberdem glaube ich dir, lieber Fritz,

Erstens dieses, daß so viel gebautes Land in Frankreich sei, auf dein Wort noch gerade nicht. Denn der Landschatz in Frankreich beträgt nur, wie du wohl eher gesagt hast, 75 Millionen Livres; und wenn ich den vierten Theil deiner 200,000,000 Arpens für die Geistlichkeit und den Adel abrechne, als welche zum Landschatze nichts beitragen, so müßte jeder Arpent nur zu ½ Livre angeschlagen sein, folglich in Frankreich von jeden funfzig Quadratruthen nur 1 Gr. an Schatzung jährlich bezahlet werden. Das glaube ich nicht. Denn du hast mir von einem französischen Pächter gesagt, der von 550 Arpens oder von 1500 Scheffelsaat, 1800 Livres im Landschatze bezahlt hätte.

Für's andre machen sie in Frankreich ein Geschrei über die 400 Millionen Livres, die jährlich aufzubringen sind, als wenn Himmel und Erde vergehen sollte. Dies wäre nicht möglich, wenn die Bevölkerung und der Ackerbau mit den westphälischen Landen in Vergleichung stünde. Denn im Verhältniß mit ihnen müßten wir 800,000 Livres, oder 200,000 Thaler jährlich aufzubringen haben; und diese werden wir mehrentheils, mit Einschluß der Domainen, aufbringen, ohne daß wir alle die Auflagen kennen, die in Frankreich ein eignes Wörterbuch erfordern, ohne einen Pfennig von allem, was wir essen, trinken, rauchen, schnupfen und am Leibe tragen, zu bezahlen, ohne von Stempel=, Accise=, Licent= und Kopfgeld etwas zu wissen.

Für's dritte hast du mir gesagt, daß dein Herr sich bei einem Edelmann zu Brie aufgehalten hätte, der von 550 Arpens, oder 1500 hiesigen Scheffelsaat des besten Landes jährlich 4800 Livres, oder 1200 Rthlr. an Pachtgelde erhalten hätte. Daneben hätte der Pächter 450 Thaler Landschatz und 150 Thaler Kopfschatz jährlich entrichten müssen. Die 1500 Scheffelsaat haben also überhaupt zur Heuer gethan 1800 Thaler. Hier im Stifte hätten solche über 3000 Thaler zur Heuer oder Pacht thun müssen, ohn=

erachtet zu Brie das Land weit besser ist als hier. Du siehst also, daß wir unsre Haiden und Moore eben wohl nutzen. —

Für's vierte mußt du wissen, daß man in Frankreich Brache, und in Westphalen keine habe, weil wir die Haideplaggen anstatt der Brache gebrauchen. Es bauet also Frankreich jährlich ein Drittel Land weniger, als du angegeben hast; wohingegen wir solches jährlich nutzen, und im Ackerbau den Franzosen gleich sein würden, wenn wir von unsern 28 Quadratmeilen $\frac{1}{3}$ schlechterdings ungenutzt, und noch ein Drittel des genutzten anstatt der Brache in der Haide liegen hätten.

Für's fünfte zähltest du zu Brie bei dem Pächter 40 Stück Hornvieh auf 1500 Scheffelsaat genutztes Land; wenn du aber die westphälische Wirthschaft ansiehst, und aus diesen 1500 Scheffelsaat $12\frac{1}{2}$ Bauerhöfe, jeden von 10 Maltersaat, machest, so kommen auf jeden Hof etwa 3 Stück Hornvieh; und ich glaube doch, daß Höfe von zehn Maltersaat nicht unter 8, viele aber wohl 16 haben werden; besonders wenn ich das Vieh der Heuerleute mit einrechne.

Für's sechste hatte der Pächter zu Brie 48 Leute an Knechten und Mägden im Dienste; welches mit ihm, seiner Frau und 4 Kindern 56 Personen auf 1500 Scheffelsaat ausmachte. Wenn du aber hier dafür $12\frac{1}{2}$ Bauerhöfe nimmst, auf jeden Hof die Leibzucht und nur einen einzigen Kotten rechnest, deren doch jeder insgemein 2 oder 4 hat, so kommen $37\frac{1}{2}$ Häuser heraus, und diese enthalten, auf jedes Haus 5 Menschen gerechnet, 187 Menschen.

Du magst mir also sagen was du willst, mein Sohn, so sehe ich noch nicht, daß die Franzosen Ursache haben, unser Land la vuide Westphalie zu nennen. Denn was von unserm Stifte gilt, das gilt höchstens mit einem Fünftel Absatz von ganz Westphalen.

Eure Intelligenzien dürfen aber nicht denken, daß ich

unsre Moore und Haiden allein mit dem galanten französischen Boden verglichen habe. Nein, ich habe auch meine beiden Augen, womit ich noch zur Zeit ohne Brille sehe, auf andre Länder gewandt. So hält zum Exempel England 2916 geographische Quadratmeilen und 5,340,000 Einwohner. Dies macht auf jede Quadratmeile 1831 Einwohner, wovon man noch $\frac{1}{5}$ abrechnen sollte, weil London nicht mit zum Anschlag bei der gegenwärtigen Vergleichung kommen kann. Dagegen aber hält unser Stift 28 dergleichen Quadratmeilen, und hat folglich, bei der sicher als richtig angenommenen Zahl von 116664 Einwohnern, über 4000 Köpfe auf jede Quadratmeile, und lauter Köpfe, die lesen und schreiben lernen.

Dies übertrifft auch noch die schlesischen Lande, als welche nach Herrn Büschings Angabe (wenn der Multiplicator gehörig verbessert wird) 2552 Seelen auf jede Quadratmeile haben, und die Königl. Preußischen Lande überhaupt, worin im Jahr 1756, 4,512,528, auf 2940 Quadratmeilen, folglich auf jede derselben nur 1534 gerechnet wurden.

Nach gedachten Herrn Büschings Rechnung hat auch Deutschland im Durchschnitt nur 2135 Menschen auf jeder Quadratmeile. Das Elsaß, das für ziemlich bevölkert gehalten wird, und wo gewiß alle Lebensmittel im Ueberfluß und wohlfeil sind, ernährt nach Süßmilch nur 1835 auf einer dergleichen; und, um wieder auf Frankreich zu kommen, so zählt solches nach Süßmilch 1900, nach Büsching 2000, und nach dem Schmeichler d'Expilly 2201 Menschen auf einer Quadratmeile. Aus welchem allen denn meiner unterdienstlichen Meinung nach zur Genüge erscheinet, daß ich Recht, die ganze übrige Welt aber Unrecht habe.

Dieselben werden mir zwar vermuthlich erwiedern, daß man in Westphalen an der Heerstraße kaum ein Haus, und noch seltener ein Dorf sehe; wohingegen man in den blühenden Gegenden Deutschlands oft 70 bis 80 Dörfer aus

einem nur einigermaßen erhobenen Fenster erblicken kann. Allein ich kann Ihnen hierauf weiter nichts antworten, als daß eins von den obgedachten Dörfern insgemein 80 bis hundert Ziegeldächer halte, deren sich eine Menge in einem ebnen Felde leicht übersehen läßt; wohingegen sich schwerlich ein Standort finden lassen wird, woraus man die in einem westphälischen Kirchspiel auseinander gestreute 1000 bis 2000 Wohnungen übersehen kann; weil das Land uneben und mehrentheils jedes Haus mit Bäumen umgeben ist. Daneben findet man, daß sich Alles von der Heerstraße entfernt, in Winkeln versteckt, und die Aussicht, wo es die bloße Haide nicht verhindert, so viel immer möglich unterbrochen habe; eine Politik, die im Kriege nicht ohne Nutzen, und vermuthlich eine Folge desselben ist. Soll ich Ihnen aber auch meine Meinung von der vorzüglichen Bevölkerung der westphälischen Länder sagen? Don Geronimo de Ustaritz, erschrecken Sie nicht, es ist ein Spanier, hat bemerkt, daß die spanischen Provinzen, welche die mehrsten Leute nach Indien schicken, die volkreichsten sind, und man kann — verzeihen Sie mir das Gleichniß — das menschliche Geschlecht mit einer Waare vergleichen, die, wenn sie stark abgeht, auch stark verarbeitet wird *).

---

*) Der Herr Stiftsamtmann Oeder hat in dem sechsten Stück des Museums von 1776 einigen Zweifel gegen diesen Aufsatz erregt, und nach seiner Theorie gefunden, daß die angegebene Bevölkerung höchst unwahrscheinlich sei. Ihm und der Wahrheit zu Ehren bekenne ich, daß der Schulmeister sich geirret, und unser Stift nach der von dem Herrn Oberstlieutenant von dem Bussche verfertigten Karte 45 Quadratmeilen halte. Ich würde also das ganze Werk verworfen haben, wenn es nicht für das Publicum auch interessant wäre, zu sehen, daß die Theorien philosophischer Köpfe oft sehr genau zum Ziele führen. Man konnte nicht glücklicher und genauer schließen, als der Herr Oeder geschlossen hat.

Vollständige Berechnung der Menschen im Stifte Osnabrück, wie solche im Jahr 1771 gezählet wurden.

Hausväter	21308
Hausmütter	44481
Söhne über 14 Jahr	5197
„ unter 14 Jahr	19668
Töchter über 14 Jahr	5228
„ unter 14 Jahr	19647
Männliche Angehörige bei ihren Verwandten im Hause	1552
Weibliche	1949
Gesellen und Bursche	549
Knechte	5062
Mägde	5910
Ohne Unterschied der Jahre und des Geschlechts angegebene	6113
Summa	116664

XLI.

Schreiben eines reisenden Gasconiers an den Herrn Schulmeister.

Eure Wohlehrwürden mögen mir noch so viel zum Lobe Ihres Vaterlandes sagen, so kann ich es Ihnen doch nicht verhehlen, daß ich noch zur Zeit, ohnerachtet ich zu Lande und zur See gereiset bin, kein Land angetroffen habe, worin

es weniger Originalnarren giebt als in dem Ihrigen. Ich bin meines Handwerks ein Komödienschreiber, und in der Absicht zu Ihnen gereiset, um einige besondere lächerliche Charactere für meine Bühne bei Ihnen aufzusuchen; so wie mancher in die Fremde reiset, um Löwen und Meerkatzen oder andre seltene Thiere zu erhandeln. Allein es ist mir in Dero Heimath kein Narr vorgekommen, wovon ich es der Mühe werth geachtet hätte, eine Schilderung mitzunehmen. Dies beweiset denn doch wohl unstreitig, daß Sie auch keine große Genies unter sich haben.

Ich will Ihnen den Ruhm von guten, ehrlichen und fleißigen Leuten nicht absprechen. Allein dergleichen findet man überall; und wenn man einen gesehen hat, so hat man sie alle gesehen. Es liegt mir auch nichts daran, wie viel Menschengesichter sich in Ihrem Lande befinden, wenn sie alle die Nasen auf einer Stelle haben. Die Hauptsache ist jetzt, Wunder der Natur zu sehen; und bei mir kommt hinzu, sie für Geld sehen zu lassen.

Anfangs glaubte ich, der Fehler dieser Einförmigkeit wäre blos den gemeinen Leuten in Ihrem Lande eigen; und ich hoffte noch immer unter den Vornehmen, oder doch wenigstens unter den Damen etwas zu finden, was sich in meine Sammlung von seltenen Thieren schicken würde. Allein auch hier schlug meine Vermuthung fehl. Ich traf einen vornehmen Edelmann an, der mit seinen Leibeignen als mit vernünftigen Menschen umging, der ihre Bedürfnisse fühlte, ihnen mit Rath an die Hand ging, ihnen in der Noth Vorschuß that und sich um ihr ganzes Hauswesen mit einer väterlichen Sorgfalt bekümmerte. Die Frau vom Hause verließ mich mitten in einer interessanten Erzählung, um mit einer armen Frau zu sprechen. Und was ich beinahe für etwas Originales gehalten hätte, so ging das gnädige Fräulein aus dem Zimmer in den Keller, um den Wein auszulangen, ohnerachtet ich ihr eben eine neu=

modische Caricaturhaube vorzeichnete. In dem Zimmer fand sich nichts als Ordnung und Reinlichkeit, und wie wir nach Tische in den Garten gingen, fanden sich, erzittern Sie doch, keine Orangeriebäume mehr. Der Herr vom Hause erzählte mir dabei, daß zu seines Großvaters Zeiten kein Edelmann ohne eine Orangerie gewesen wäre, und jeder sein bestes Gehölze dazu verbraucht hätte, um diese fremden Puppen zu unterhalten. Jetzt aber hielte man mehr auf eine Eiche als auf einen Lorbeerbaum. Der gute Mann, daß er seine Orangerie nicht behalten hat! Wer vordem zu ihm kam, erzählte ihm allemal, wo er dieselbe besser gesehen; und das mußte er für ein Kompliment aufnehmen. Jetzt wird man ihn fragen müssen, ob es dieses Jahr auch Mast geben werde? Und dann wird die Rede wohl gar auf die Schweine fallen. Was für eine Erniedrigung!

Ich dachte endlich: auf dem Lande ist es schlecht; aber in den Städten wird es doch Merkwürdigkeit für mich geben. Aber nein, auch hier fand ich, einige verunglückte Copien, wovon ich die Originale unendlich schöner gesehen hatte, ausgenommen, nichts als gesunde Leute, die emsig und zufrieden vor sich hin arbeiteten und mir nichts zu malen gaben; nicht eine menschliche Figur, welche werth gewesen wäre, in einem Kunstsaale aufbehalten zu werden. Eine Dame, der ich meine Verwunderung hierüber bezeugte, versprach mir jedoch eine Seltenheit zu zeigen, welche ich in andern Ländern nicht gesehen haben würde; und hierauf führte sie mich in ihre Kinderstube, wo der Mann sich die Mühe gab, seinen Kindern die Gründe des Christenthums beizubringen, wo er dem Hofmeister Lehren gab und sich, nachdem die ersten Höflichkeiten vorüber waren, in meiner Gegenwart nicht scheuete, in seiner Arbeit fortzufahren. Die Dame setzte sich, wie ich glaube, mir zum Possen, bei ihrer Tochter nieder, und drückte ihr die Hand, wenn sie dem Vater wohl antwortete, und das Mädchen war ent-

zückter über diesen Beifall, als über mich, ohnerachtet ich doch glaube, kein alltäglicher Kerl zu sein.

Himmel, dachte ich bei mir, wie willst du aus dieser verwünschten Kinderstube kommen! Ich sahe es dem Herrn an, daß er es nach Dero Landesart für eine Grobheit aufgenommen haben würde, wenn ich ihm nicht mit Aufmerksamkeit zugehöret hätte; und die Frau vom Hause, ohnerachtet sie mich anfangs auf eine lose Art dahin geführet hatte, schien nunmehr ebenfalls bei dem Vergnügen ihre Kinder zu sehen auf meine Ungeduld keine Acht zu haben. Zum Glück für mich nahm die zu dieser Arbeit bestimmte Zeit von selbst ein Ende; und ich hatte wahrlich kein Verlangen, mehrere Originalien in einem Hause aufzusuchen, wo man nichts als die Erfüllung solcher Pflichten sah, die jeder Pfarrer seiner Gemeinde alle Sonntage ohne Unterlaß vorpredigt. Ich glaube gar, daß die Leute mit dem gemeinsten Mann zur Kirche gehen, und sich nicht einmal davon träumen lassen, daß die zehn Gebote mehr als hundert Jahr aus der Mode sind.

Bei einer solchen Lebensart, und in einem Lande, worin, wie ich vermuthe, Mann und Frau noch in einem Bette schlafen, ist es wohl kein Wunder, daß aus langer Weile des Jahres viele Kinder erzeugt werden. Mich wundert nur, daß Eure Wohlehrwürden nicht auf jeder Quadratmeile eine ganze Million gefunden haben. Allein Ihre Kirchspielsschule mag sich so gut dabei stehen als sie immer will, so danke ich für ein Land, worin man nichts als Gesundheit und Arbeit kennet, und ohne Cedras verdauen muß. Ich nehme aus demselben nichts als einen rohen Schinken und ein Stück Pumpernickel mit, um es die Pariser für Geld sehen zu lassen.

Ich will Ihnen nächstens eine Rechnung schicken, wie viel Thoren sich in andern Ländern auf jeder Quadratmeile finden; und da sollen Sie sehen, wie sehr Sie die

Bilanz gegen sich haben. Bis dahin begnügen Sie sich, der einzige in Ihrem Kirchspiel zu sein, den ich auf meiner Wunderreise einiger Aufmerksamkeit gewürdiget habe.

Geschrieben auf der Reise.

N. S.

Apropos, noch eins! In ganz Westphalen habe ich keine Obstbäume an der Heerstraße gefunden; und ich habe mich wirklich oft darnach umgesehen, weil ich hungrig war. Wie ist es aber möglich, in einem so wesentlichen Stücke zu fehlen? Sollten Sie nicht überall Datteln-, Pignolen-, Capern-, Oliven- und Feigenbäume stehen haben? Sollte jedes Dorf nicht angewiesen sein, einen Zuschlag für Melonen zu machen? Wahr ist es zwar, in manchen niedersächsischen Gegenden sehen die Obstbäume an der Heerstraße ziemlich verfroren, krüpplicht und bemooset aus, und es hat das Ansehen, als wenn der erste Nordwestwind dieser herrlichen Polizeianstalt bald ein Ende machen und den Kameralisten sagen werde, daß die Natur das für zweiunddreißig Winde offene Feld nicht eigentlich zum Obstbau bestimmet habe. Indessen ist es doch ein Beweis von dem Genie einer Nation, wenn sie den Kirchthurm mit zur Windmühle gebraucht. Sie kann sodann allemal deren Flügel nach dem Hahne stellen.

XLII.

Gründe, warum sich die alten Sachsen der Bevölkerung widersetzt haben.

Indem jetzt die Bevölkerung eines Staats als dessen vornehmste Glückseligkeit angesehen wird, so verlohnt es

sich wohl der Mühe, die Gründe zu untersuchen, warum unsre Vorfahren, die Sachsen, sich derselben von den ältesten Zeiten her widersetzet und ihre Jugend lieber zur Ueberziehung und zum Anbau fremder Länder ausgeschickt, als zu Hause neben sich geduldet haben. Ihre Meinung war unstreitig, wie sich aus unendlichen Spuren zeigt, daß sie ihre Höfe und Erbe besetzt halten, und außerdem keine freie Markkötter, Brinklieger, Heuerleute, Bürger und andre Neubauer um und neben sich haben wollten; und es ist höchst wahrscheinlich, daß ihre Kinder, insofern sie keine Hoffnung hatten einen Hof zu erben, oder nicht niederträchtig genug waren, als Knechte zu dienen, sich dadurch genöthiget sahen, auszuwandern und auf Abenteuer zu ziehen. Allein die Gründe, welche sie für diese ihre Meinung hatten, sind nicht so einleuchtend; und wir können uns solche nicht lebhafter vorstellen, als wenn wir einen dieser Alten in öffentlicher Versammlung auftreten und gegen die Neubauern sprechen lassen.

„Lieben Freunde und Rechtsgenossen, mochte er sagen, „wir haben uns in dieser Mark als Männer vereiniget, „welche Ehre und Gut besitzen; die Gesetze, worüber wir „uns verglichen haben, gründen sich auf diesen Besitz; die „höchste Strafe ist der Verlust desselben, und die mindern „Vergehungen werden mit einem Theil unsers Vermögens „gebüßet. Was sollen wir aber mit freien Neubauern an„fangen, die, wenn sie ein Verbrechen begehen, ihre ge„ringe Hütte, ihr Gärtchen oder ihre anderthalb Scheffel„saat Landes im Stiche lassen und davon flüchten können? „Unser einer, der einen ganzen Hof besitzt, der mit seinem „Hofe auch seinen Stand und seine Ehre unter uns ein„büßet und, wo er sich auf flüchtigen Fuß setzt, überall „mit seinen Kindern nichts als die Knechtschaft oder ein „schlechter Loos zu erwarten hat, wird sich wohl hüten, „die Gesetze zu brechen. Unser einer wird nicht gern sein

„ganzes oder halbes Vermögen daran wagen, um seinen „Nachbar todtzuschlagen. Wie können wir aber von Neu-„bauern, die wenig oder nichts zu verlieren haben, ein „Gleiches erwarten? Werden wir dadurch gebessert, wenn „sie ein Verbrechen begehen, daß wir ihnen ein elendes Le-„ben nehmen, oder sie mit Ruthen peitschen lassen? Kön-„nen wir Leute, die unter solchen Strafen stehen, für un-„sere Rechtsgenossen erkennen, sie mit zu unsrer Versamm-„lung ziehen und, wenn sie sich, wie leicht vorher zu sehen, „gleich den Heuschrecken vermehren werden, von der Mehr-„heit ihrer leichtfertigen Stimmen das Wohl unsers Staats „und unser eignes abhangen lassen? Werden sie nicht mit „der Zeit, wenn sie von dem Mächtigern geheget und ge-„schützet werden, diesem ihren Schutzherrn zu Gefallen, „unsre Verräther und Unterdrücker werden? Werden sie „nicht bald den größten Haufen ausmachen und eine ganz „neue Gesetzgebung erfordern? Kann ein solches liederli-„ches Gemengsel anders als durch Leib- und Lebensstrafen „regieret werden? Und wird derjenige Schutzherr, der sie „auf diese Art regiert, nicht bald zu mächtig, nicht bald „unser Oberherr und zuletzt unser Tyrann werden? Und „warum sollen wir dergleichen Leute in unsern Marken sich „ansetzen lassen? Im Kriege kommen sie uns nicht zu stat-„ten; von einem elenden Kotten können sie sich so wenig „Waffen als Unterhalt schaffen; und mit Billigkeit können „wir auch nicht fordern, daß sie sich für einen Staat auf-„opfern sollen, der ihnen nichts als eine elende Hütte er-„laubt hat. Weg also mit diesem Ungeziefer! Wollen sie „als Knechte dienen, so mag sie derjenige annehmen, der „für ihr Verbrechen einstehen und für sie bezahlen will. „Knechte haben eine ewig todte Hand; sie können nicht „fechten, nie etwas erwerben, nichts verjähren, und uns „mithin auf keine Art gefährlich werden. Gönnet man „ihnen auch ein Stück Vieh auf der gemeinen Weide, so

„widerspricht ihr Stand allemal ihrer Befugniß. Wir sind „also sicher gegen ihre Ausdehnung. Aber freie Neubauer „können erwerben, sie können Markgerechtigkeit erhalten, sie „können sich eins über das andre anmaßen; sie müssen noth„wendig unsre Weiden und unser Holz, es sei nun heim„lich oder öffentlich, mit gebrauchen; und wenn wir nicht „beständig gegen sie auf unsrer Hut und auf der Jagd sind, „so werden sie sich wie Heerden zusammenziehen, Mauern „um sich aufwerfen und uns auf die Köpfe schleudern, wenn „wir sie in Schranken halten wollen. Und was werden „unsre Nachbaren sagen, wenn einer von diesen Neubauern „zu ihnen kömmt und bei ihnen ein Verbrechen begehet? „Werden sie nicht von uns fordern, daß wir, den Umstän„den nach, den Schaden *) für ihn gut machen sollen? „Woher nehmen wir aber diesen, wenn der Neubauer kei„nen Hof unter uns besitzt? Wollen wir es aus dem un„serigen bezahlen? oder werden unsre Nachbaren damit „zufrieden sein, daß wir ohne alle Vorsicht stößiges Vieh „oder unsichere Menschen unter uns dulden?"

Es kann niemand, der den Geist der sächsischen Freiheit kennt, und den Mitteln, wodurch sie solche erhalten haben, aufmerksam nachspüret, an der Richtigkeit dieser Gründe zweifeln; und wenn wir uns einigermaßen wieder in ihre Stelle setzen, so werden wir gerade ebenso denken. Wir dürfen nur z.E. in Gedanken mit einigen guten Freunden und Freundinnen in eine wüste Gegend ziehen und dort einen kleinen Staat errichten. Keiner von uns wird leicht auf eine Leib- und Lebensstrafe verfallen, keiner wird es wagen, seinem Freunde anzumuthen, daß er des andern

---

*) Die alten Nationen hatten alle mittelst des bekannten Wehrgeldes eine Art von Cartel unter sich, nach welchem sie sich einander den Schaden vergüteten und die Gefangenen löseten.

Henker *) sein solle. Wir werden es also zur ersten Regel machen, daß derjenige, der sich wider einen andern versündiget hat, demselben genug thun, oder aber von allen Vortheilen und Nutzungen ausgeschlossen und der Rache des Beleidigten überlassen sein solle. Sobald wir aber von diesem Grundsatze ausgehen, werden wir keine flüchtige unangesessene Leute unter uns dulden. Wir werden keinen zum Mitbürger aufnehmen, der nicht Schaden und Vortheil mit uns theilet, und durch den Verlust seines Antheils hinlänglich gestrafet werden kann. Man findet diesen Plan in den ältesten Verfassungen, und es gehörete schon eine ganz andre Denkungsart dazu, Staaten nach heutiger Art einzurichten.

Leib- und Lebensstrafen haben entweder bei ziehenden Völkern, oder aber bei einer vermischten Bevölkerung überhand genommen. Man übte sie zuerst blos an Knechten aus; und die ebenbürtige Gesellschaft mußte sich erst in eine Mischung von Unterthanen verwandeln, ehe man es wagen mochte, ihr von Staupenschlägen und Torturen vorzusprechen.

*) Es muß Mühe gekostet haben, in der ersten bürgerlichen Gesellschaft einen Henker zu finden. Sie haben ihn auch nicht gehabt; und die Schinderlehne sind jung. Das schönste Auskunftsmittel in einem solchen Falle hatten die Juden mit ihrer Steinigung. Der Verbrecher ward herausgeführt, und jeder Mitbürger warf ihm sein Votum an den Kopf. Ein Volk, das außer seiner Haut anfänglich wenig Eignes hatte, mußte nothwendig auf Lebensstrafen verfallen; und wie es solche erwählte, war es wirklich eine schöne Anstalt, daß ein jeder durch einen Steinwurf seinen Theil an der Bestrafung des Verbrechers nehmen mußte. Wenn sie blos den processum accusatorium hatten, was mußte der Kläger sodann nicht für ein standhafter Mann sein, wenn er den ersten Stein auf seinen Verklagten zu werfen hatte? Und was für ein Bösewicht mußte er sein, wenn er bei völliger Ueberlegung einem Unschuldigen den Hirnschädel einschmiß?

Die vermischte Bevölkerung nahm zuerst unter dem Schutze mächtiger Herren ihren Anfang. Diese maßeten sich des Armenschutzes an, und unter Armen sind alle Einwohner der Städte, Heuerleute und alle kleine Beiwohner verstanden. Die Hyen und Hoden, und allerhand Gotteshaus- und Heiligen-Schutzleute wurden erfunden um Neubauer zu decken. Diejenigen, so einzeln unsicher schienen, wurden in solche Hoden zusammengeschoben, um die Sicherheit mit gesammter Hand zu bestellen; und mit Hülfe ihrer Beschützer entstanden bald große Städte, welche die ehrbaren Grundsätze der Landeigenthümer zuletzt ganz verdunkelten. Vorher war die Menge der Knechte groß, und wer sich darunter nicht begeben wollte, gleichwohl aber nicht zum Eigenthum eines erforderlichen Landerbes gelangen konnte, mußte nothwendig auswandern und neue Gegenden anbauen; ein Umstand, welcher die ersten Menschen immer mehr nöthigte auseinander zu ziehen und, nach des Schöpfers Absichten, den ganzen Erdkreis zu bevölkern.

Noch vor zweihundert Jahren, wie man keine Neubauer aufnahm, war die Menge der Knechte *) in Westphalen sehr groß. Ein begüterter Edelmann hatte derselben insgemein einige hundert, welche ihre Freiheit nicht suchten und bei den Ihrigen so hängen blieben. Seitdem aber der Neubau überhand genommen und eine Menge von Nebenhäusern entstanden, kauft sich jedes Kind, das nicht zum Hofe gelangt, frei und setzt sich auf seine eigne Hand. Vorher mußte einer, der eine zweite Leibzucht bauete, sich verbinden, solche nach dem Absterben desjenigen, für welchen sie hatte gesetzt werden müssen, wieder niederzureißen;

*) In verschiedenen alten Rechnungen findet man daher noch eine Rubrik von Extravaganten, worunter man die Leibeignen verstand, welche nicht hofgesessen waren. Jetzt kennet man diese Rubrik nicht mehr.

jetzt sind wir nicht so strenge, und die Bedürfnisse von Menschen und Gelde haben dem Staate so wie den menschlichen Begriffen eine ganz andere Wendung gegeben.

XLIII.

Also sollen die deutschen Städte sich mit Genehmigung ihrer Landesherrn wiederum zur Handlung vereinigen?

Deutschland hat seine Häfen wie andre Reiche, und es ist zur Handlung so gut gelegen als das beste. Allein so lange seine gegenwärtige Regierungsverfassung dauert, wird es nie zu der Größe in der Handlung gelangen, wozu es nach seinen Kräften gelangen könnte.

Schon in der Taufe, wie unsre Vorfahren aus dem Heidenthum bekehret wurden, mußten sie nicht blos dem Teufel, sondern auch den Teufelsgilden, das ist allen den großen Verbindungen entsagen, welche sie in Ermanglung einer vollkommenen Oberherrschaft nach dem Exempel aller freien Völker unter dem Schutze einer irdischen Gottheit zu ihrer Vertheidigung und Aufnahme errichtet hatten. Die besorgte Eifersucht Carls des Großen verstattete ihnen kaum, ihre Schiff- und Brandassecurationsgesellschaften beizubehalten. Alle übrigen Verbindungen wurden aufgehoben.

De Sacramentis pro Gildonia invicem conjurantibus ut nemo facere praesumat. Alio vero modo de eorum eleemosynis aut de Incendio aut de Naufragiis, quamvis convenientiam faciant, nemo in hoc jurare praesumat.

Capit. Caroli M. de 779.

Auf dem Reichstage zu Worms von 1231 ward die Frage aufgeworfen: ob eine Stadt oder Gemeinheit mit andern Verbindungen oder Gesellschaften aufrichten könnte? Und der gute Kaiser Heinrich erkannte mit Rath der Reichsfürsten, daß ihnen dergleichen nicht erlaubt sein könnte.

In der neuesten Wahlcapitulation heißt es endlich noch, wiewohl leider zu einem sehr großen Ueberflusse:

> Ihro Kaiserliche Majestät wollen die Commercia des Reichs zu Wasser und zu Lande nach Möglichkeit befördern. — Dagegen aber die großen Gesellschaften, Kaufgewerbsleute und andre, so bisher mit ihrem Gelde regiert, gar abthun.

Und so hat zu allen Zeiten von dem ersten Augenblick an, da der deutsche Nationalgeist sich einigermaßen erheben wollen, bis auf die heutige Stunde ein feindseliges Genie gegen uns gestritten. Man denke aber nicht, daß unsre Gesetzgeber zu schwache Augen gehabt haben. Nein, die Territorialhoheit stritt gegen die Handlung. Eine von beiden mußte erliegen; und der Untergang der letztern bezeichnet in der Geschichte den Aufgang der erstern. Wäre das Loos umgekehrt gefallen, so hätten wir jetzt zu Regensburg ein unbedeutendes Oberhaus, und die verbundenen Städte und Gemeinden würden in einem vereinigten Körper die Gesetze handhaben, welche ihre Vorfahren, mitten in dem heftigsten Kriege gegen die Territorialhoheit, der übrigen Welt auferlegt hatten. Nicht Lord Clive, sondern ein Rathsherr von Hamburg würde am Ganges Befehle ertheilen.

Noch sind es keine vierhundert Jahre, daß der hanseatische Bund den Sund und die Handlung auf Dänemark, Schweden, Polen und Rußland mit Ausschluß aller übrigen Nationen behauptete, Philipp IV. von Frankreich nöthigte, den Britten alle Handlung auf den französischen Küsten zu verbieten, und endlich mit einer Flotte von hun-

dert Schiffen Lissabon eroberte, um auch diesen großen Stapel zur Handlung für alle entdeckte und zu entdeckende Welttheile zu seinem Winke zu haben; eine Unternehmung, welche mehr Genie zeiget als die Erfindung des Pulvers, deren die Reichsgeschichte noch wohl gedenket, wenn sie jenen großen Entwurf auf Lissabon mit Stillschweigen übergeht.

Kaum sind dreihundert Jahre verflossen (1475), daß eben dieser Bund England nöthigte, den Frieden von ihm mit 10000 Pf. Sterling zu erkaufen, Dänemark feil bot, Liefland erobern half und den Ausschlag in allen Kriegen mit eben dem Uebergewichte gab, womit es England seit einigen Jahren gethan hat. Keine Krone weigerte sich, die Ambassadores dieser deutschen Kaufleute (sie hießen mercatores Romani Imperii) zu empfangen und dergleichen an sie abzuschicken. Noch im sechzehnten Jahrhundert behauptete er die alleinige Handlung in der Ostsee mit einer Flotte von 24 Kriegsschiffen gegen die Holländer. Und dieser große Geist der Nation ist es, welchen Ihro Kaiserliche Majestät allergnädigst abzuthun geschworen haben. Dieser Geist, welcher sich gewiß von beiden Indien Meister gemacht und den Kaiser zum Universalmonarchen erhoben haben würde, ist es, welchen die Reichsfürsten nicht ohne Ursache verfolgt, aber allezeit übereilt erstickt haben. Was muß ein Deutscher nicht empfinden, wenn er die Nachkommen solcher Männer gleichsam in der Karre schieben, oder Austern fangen, Citronen aus Spanien holen, und Bier aus England einführen sieht?

Fünf und achtzig verbundene Städte in der unteren Hälfte von Deutschland waren es indessen, welche diese Wunder verrichteten und in der Handlung die Mittel fanden, so große Kosten zu bestreiten; während der Zeit in der obern Hälfte von Deutschland eine Südseecompagnie mit ihrer Handlung die Levante beherrschte und die Schätze aus Asien und Afrika nach Deutschland zurückbrachte. Beide

Compagnien, sowohl die hanseatische, oder die nordliche und westliche, als die südliche, verstanden ihr gemeinschaftliches Interesse; und man kann es nicht ohne Erstaunen betrachten, daß Englands Handlung damals durch deutschen Fleiß nach der Levante getrieben wurde. Die Größe der Venetianer und die Flotten, womit die unglücklichen Kreuzzüge unterstützet und die wichtigen Unternehmungen auf Afrika und Asien ausgeführet wurden, sind aus dem Handel erwachsen, welchen die verbundenen Städte in Oberdeutschland aus den italiänischen Häfen trieben.

Jedoch diese güldnen Zeiten der deutschen Handlung kommen wohl niemals wieder. Sie werden kaum mehr geglaubt; so sehr haben wir uns von ihnen entfernt. Das besonderste dabei ist, daß alle Handwerker zugleich ausgeartet und der fliehenden Handlung nachgefolgt sind. Man sehe nur auf die alten Arbeiten an Altären, Einfassungen der Reliquien, Monstranzen, Kelchen, Bechern und dergleichen, auf die Kästlein von Ebenholz, auf die Kunstwerke von Elfenbein und auf verschiedene andere getriebene, geschnitzte, eingelegte und durchgearbeitete Stücke, welche sich noch hie und da in Kabinetten finden; man betrachte nur einige Denkmäler der Malerei, Bildhauerkunst und Baukunst, so uns aus dem 14ten, 15ten und 16ten Jahrhundert noch übrig sind; man gedenke an das Dauerhafte, Kühne und Prächtige der gothischen Stücke, welche um deswillen, daß sie nach einem besondern Zeitgeschmack gearbeitet sind, ihren Kunstwerth nicht verloren haben: so wird man sehen, daß zur Zeit der hanseatischen Handlung eine Periode in Deutschland gewesen, worin es die größten Meister in jedem Handwerke gegeben habe. Und man kann dreiste behaupten, daß die Deutschen die Handlung und den damaligen gothischen Styl der Kunst zu gleicher Zeit auf's höchste gebracht hatten. Man würde jetzt Mühe haben, einen einzigen solchen Meister in Ebenholz, Elfen-

bein und Silber wieder aufzubringen, dergleichen vor dreihundert Jahren in allen Städten angetroffen wurden. Fast alle deutsche Arbeit hat zu unsrer Zeit etwas Unvollendetes, dergleichen wir an keinem alten Kunststück, und gegenwärtig an keinem rechten engländischen Stücke antreffen. So sehr ist das Handwerk zugleich mit der Handlung gesunken. Die einzige Aufmunterung der Handwerke kommt jetzt noch von Höfen; und was sollen einige wenige mit Besoldungen angelockte Hofarbeiter gegen Handwerker, die während des hanseatischen Bundes für die ganze Welt in die Wette arbeiteten?

Das Exempel der Städte in Frankreich, wovon die vornehmsten im vorigen Kriege dem Könige ein Schiff baueten, der ähnliche Entschluß des Theaters zu Paris, und der große Anschein, daß jede große Stadt und Herrschaft in Deutschland, wenn der Landesherr wollte, ein Schiff zur See haben könnte, möchte zwar Manchen auf den Einfall bringen, daß man endlich auch wohl eine deutsche Flotte in See setzen und sich damit eben die Vortheile wieder erwerben könnte, welche unsre Vorfahren besaßen und andre Seemächte besitzen, die ihre Commerzientractaten mit der Kriegsmacht unterstützen. Man könnte wenigstens hoffen, die Handlung damit offen, und die Seemächte abzuhalten, sich in jedem Reiche Monopolien zu bedingen. Denn was sind die heutigen Commerzientractaten anders als Monopolien? Und ermächtiget sich nicht beinahe jeder Herr, die Handlung seines Reichs den meistbietenden Seemächten zu verpachten? Allein dergleichen süße Träume, ohne deren Erfüllung Deutschland gleichwohl niemals einen einzigen Commerzientractat mit den nordischen Reichen zu Stande bringen wird, verbietet uns die Reichsverfassung, und auf sichere Weise selbst die kaiserliche Capitulation. Beim Anfang des dreißigjährigen Krieges legten es die Schweden dem Kaiser sogar zum Uebermuth aus, daß er an eine

Reichsflotte in der Ostsee, welche doch, wenn man sich nur über den Namen versteht, nichts ungewöhnliches war, gedacht hatte. Wir müssen uns also durch andere Wege helfen.

Fast alle Reiche haben sich auf sichere Weise gegen uns geschlossen, seitdem die Flotten der Gewerksleute, welche mit ihrem Gelde regirten, wie die Capitulation es zur Ehre der Nation noch ausdrückt, allerunterthänigst abgeschafft werden müssen. Den Lübeckern, Bremern und Hamburgern, welche einzeln zu schwach waren, den Unterhandlungen der Seemächte sich mit Nachdruck entgegen zu setzen, ist nichts weiter übrig geblieben, als dasjenige aus der Fremde abzuholen, was man daselbst gern los sein will, und etwas wieder dahin zu bringen, was man von den Seemächten noch zur Zeit nicht erhalten kann. Man läßt ihnen blos die Almosen, welche jene verachten. Die einzige Handlung in der Levante ist noch frei, so lange bis es der Seemacht, welche gegenwärtig darüber aus ist, solche durch einen Commerzientractat zu pachten, gelingt, auch diesen Ausfluß zu sperren.

Wie ist aber die levantische Handlung beschaffen? Gerade so, wie wir solche gebrauchen. Die dortigen Türken, Griechen, Mohren und Juden sind wie unsre westphälischen Packenträger, oder wie die italiänischen Hechel- und Barometerkrämer, welche so viel Waare borgen als sie tragen können, damit tief in's Land hausiren gehen und, wenn sie solche verkauft haben, das Geborgte bezahlen und ihren Packen von neuem füllen. Dies ist die ganze Handlung; und man trifft fast keinen großen türkischen Kaufmann an, welcher ein Waarenlager für solche Hausirer hielte. Dieses überlassen sie den Fremden.

Bei solchen Umständen sollte man denken, es würden einige hundert bremer oder hamburger Kaufleute dort ihr Waarenlager haben, und für die Hausirer Alles, was in

Niedersachsen und Westphalen nur verfertiget werden könnte, in Bereitschaft halten; besonders da die dortigen Sensali oder Mäkler die Hausirer genau kennen und gegen eine billige Provision den ganzen Handel führen. Allein die genaueste Erkundigung zeigt, daß kein bremisches oder hamburgisches Comptoir in der ganzen Levante sei. Man läßt diese Vortheile den Franzosen, Engländern und Holländern über, die natürlicher Weise dasjenige zu Hause verfertigen lassen, was sie dort abzusetzen gedenken. Wie wichtig ist aber nicht dieser Handel! Und zu welchem Reichthume erhob sich nicht damit der Herr Fremaux in Smyrna! der in einer Theurung für hundert tausend Gulden Korn unentgeldlich austheilen, und dennoch Millionen nach Amsterdam zurückbringen konnte.

Sollte es denn aber nicht möglich sein, daß einige Landstädte nur ein oder anders gemeinschaftliches Packhaus in den levantischen Häfen errichteten und dort einen gemeinschaftlichen Bedienten hielten, welchem sie ihre Waaren in Commission zuschicken könnten? Sollten alle Kämmereien der westphälischen Städte, wenn die Unternehmung für einen einzelnen Kaufmann im Anfange zu groß ist, nicht im Stande sein, eine so leichte Sache zum Vortheil ihrer Bürger und Handwerker auszuführen? Sie brauchen dazu weder Schiffe noch Flotten. Der Holländer ist alle Stunden bereit, unsre Producte dahin zu führen. Er bittet darum, und fragt nur, an wen die Ablieferung geschehen solle. Und dieses An wen? ist es, was wir nicht beantworten können, so lange wir in den Landstädten so einfältig sind zu glauben, daß die Seestädte auf ihre Gefahr und Rechnung unsre Waaren dort absetzen, ausborgen und verhandeln werden. Wir haben die glücklichste Lage zur Handlung. Tausend und abermals tausend Schiffsböden sind in Holland für uns bereit. Wir sind der Lage nach den Holländern das, was die Engländer im Lande ihren Seehäfen sind. Aber

in England sind die im Lande fleißige Handwerker und schaffen den Seefahrern Stoff zum Absatz. Wir hingegen versorgen die Holländer mit Wenigem oder Nichts. Diese verlieren darüber an allen Ecken den Markt; und sie sind noch zu groß, um zugleich unsre Höker und Mäkler zu werden. Dafür müssen wir sorgen; wir müssen Comptoirs und Waarenlager in der Fremde halten; und die Kämmereien in den Städten könnten durch eine Vereinigung diesen Endzweck befördern. Unsre Kaufmannssöhne spazieren nach Bremen und Hamburg. Nach Cadix, nach Lissabon, nach Smyrna, nach Aleppo, nach Cairo sollten sie gehen, sich um dasjenige bekümmern, was dort mit Vortheil abgesetzt werden kann, sich dort Bekannte und Associirte erwerben, und dann handeln.

Es sind bisher ostindische, es sind levantische Compagnien errichtet worden. Man hat das dazu erforderliche Capital in Actien vertheilet, und nicht den Inhabern jeder einzelnen Actie, sondern nur denjenigen, welcher zehn oder zwanzig zusammen gehabt, als ein stimmbares Mitglied betrachtet. Dieser Plan ist gut für Compagnien in großen Hauptstädten, aber schlecht für eine Compagnie, deren Actionairs weit auseinander zerstreuet wohnen. Wer will daselbst eine Actie nehmen, sich blindlings der Führung einiger weniger stimmbaren, vielleicht durch besondre Absichten geleiteten Mitglieder überlassen, und um einer Actie willen einen großen Briefwechsel unterhalten? Der Besitzer einer solchen einzelnen Actie kann mit Billigkeit nicht fordern, daß ihm die Directeurs von allem Nachricht geben sollen; und so denken Viele, es ist besser, sein Geld zu behalten, als solches an Orte und Leute auf guten Glauben hinzuschicken, die man nicht kennt und von welchen man keine Nachricht erwarten kann.

Eine ganz andre Gestalt bekömmt aber die Sache, wenn eine Stadt zehn, zwanzig oder hundert Actien zusammen

nimmt, mithin eine oder mehrere Stimmen zur Haupthandlung erhält. Für diese ist es der Mühe werth, einen besondern Correspondenten darauf zu halten, und diese kann fordern, daß ihr die Directeurs von allen Vorfällen, Absichten und Unternehmungen ordentliche Nachricht geben sollen. So hielt es die deutsche Hanse. Die Kaufleute einer Stadt machten Eins, mehrere Städte zusammen ein Quartier, und alle Quartiere den Bund aus; und auf diese Weise konnte eine Correspondenz bequem geführt, die Handlung wohl dirigirt und Alles zeitig beobachtet werden; anstatt daß tausend einzelne Actionairs entweder die Direction verwirren, oder sich wie Schaafe führen lassen müssen.

Die Uebernehmung einer stimmbaren oder zusammengesetzten Actie ist für eine Stadt leicht, und, wenn es auch unglücklich geht, der Schade so empfindlich nicht, wozu Viele beitragen. Es ist aber auch nicht nöthig, daß eben die Kämmerei einer Stadt die große Actie auf ihre Gefahr nehme. Sobald die Sache nur so eingerichtet wird, daß jeder Ort eine ganze, und damit auch eine Stimme zur Direction erhält, finden sich leicht so viel Theilnehmer, die zusammentreten und ihre Stimme durch einen gemeinschaftlichen Bevollmächtigten führen lassen. Sie sind alsdann sicher, von Allem, was unternommen wird, zeitige und gehörige Nachricht zu empfangen. Sie erhalten ihren Antheil an dem Einflusse; und es würde eine ganz neue Scene für die deutsche Handlung sein, wenn die Consuls aller niedersächsischen und westphälischen Städte zu Hamburg, Bremen oder Emden ihre eigne Versammlung hätten und das Handlungs-Interesse jeder Landstadt in der Seestadt wahrnähmen.

XLIV.

Schreiben des Herrn von H...

Auf meine Ehre! die Liebhaber der edlen Jägerei sind miteinander ausgestorben. Ich wünsche, daß ich beide Beine zerbreche, wenn ich heute, Hubertustag, ein Horn gehöret habe. Wenn ich das in meiner Jugend erlebt hätte, so würde ich solches für ein weit böser Zeichen als funfzig Kometen gehalten haben. Wo will das aber hinaus? Und was will man zuletzt auf dem Lande anfangen?

Mein Vater, der lange in Ungarn gegen die Türken gedienet und sein Lederwerk, was er auf der Jagd brauchte, diesen Unchristen bei lebendigem Leibe aus dem Baste gerissen hatte, und gewiß die Welt kannte, pflegte mir oft zu sagen: Mein Sohn, bleib der edlen Jägerei treu. Sie erhält und vergnügt dich daheim, ehrt dich bei großen Herrn, dienet dir im Felde, und macht dir alle Bissen gut schmekkend. Und diese Lehre habe ich auf meine Ehre richtiger gefunden als Alles, was ich mein Lebetage in Büchern gelesen. —

Vier Jäger, ein gut Stück Rindfleisch und ein ehrlicher Trunk, darüber geht mir nichts. Was haben die für Gesichter gegen unsre gekräuselten jungen Herrn und aufgethürmten Pasteten! Ich komme alle Jahr für meine Sünde in die Stadt, und speise bei Hofe. Da sitzt ein jeder, als wenn er auf's Maul geschlagen wäre. Von politischen Dingen dürfen sie nicht sprechen. Aus Büchern schämen sie sich zu sprechen. Lustige Historchen sind gar aus der Mode. Die Complimente sind bald aus. Den Wein trinken sie aus Fingerhüten, und ein Boeuf à la

Mode kömmt gar nicht mehr auf den Tisch. Wenn ich mich dagegen erinnere, was zu meines Großvaters Zeit die Gesellschaften waren, wie ein halb Dutzend Weidgenossen, die den Tag über sich im Felde gebraten hatten, Hände und Mäuler bei Tische gehen ließen, was da gesprochen, gelacht und getrunken wurde, so möchte ich auf meine Ehre lieber der wilde Jäger als ein heutiger Landmann sein.

Das Landleben ist jetzt nichts als die abgeschmackteste Langeweile, die man sich erdenken kann. Man kömmt zusammen in der Stube, steht auf einem gewächsten Boden, daß man sich alle Augenblick den Hals zerbrechen möchte, und geht so nüchtern auseinander, wie man zusammengekommen ist, und wenn man sich recht vergnügen will, so bringt man die verdammten Karten her. Höchstens spaziert man, und spaziert und spaziert, bis einem der Angstschweiß ausbricht.

Ich wundre mich gar nicht, daß manche Haushaltungen nicht fort kommtn. Wenn man vordem von der Jagd zurückkam, so besuchte man noch wohl einmal seine Hofdiener und sah was sie machten, und hielt sie beständig bei der Arbeit, weil sie einen hinter allen Hecken vermuthen mußten. Aber jetzt, jetzt wissen die Faullenzer, der Herr kommt im Thau gewiß nicht; auch nicht wenn's regnet; auch nicht wenn die Sonne brennt; auch nicht vor 11 Uhr des Morgens; auch nicht vor 5 Uhr des Abends; und so stehlen sie dem lieben Gott den Tag, und ihrem Herrn das Brod. Die Engländer, das waren noch Leute. Wie sie hier waren, jagten sie nach einem Kirchthum über Stock und Block, Hecken und Graben, wenn sie keinen Fuchs auftreiben konnten; oder sie ließen des Morgens früh eine gebratene Speckseite über den Weg schleifen und jagten hernach mit ihren Hunden auf der Spur dieses Schweinewildes, blos um sich an dem Geläut der Hunde zu ergötzen und ihr Roſtböf im Schweiß ihres Angesichts zu verzehren.

Einem solchen Exempel müssen wir folgen, wenn wir das Landleben von dem Fluche der Langweile befreien wollen.

Ich habe noch eine Sammlung von achthundert Weidsprüchen und einen dicken Band voller Fuchshistorien, welche von meinen Vorfahren gesammlet sind; damit konnte man sich Jahr aus Jahr ein auf die angenehmste Art in Gesellschaft ergötzen. Aber jetzt ist die ewige und allezeit fertige Karte der einzige Behelf; und ich will einen körperlichen Eid darauf ablegen, daß keine von unsern Frölens auch nur einmal einen rechten Leberreim zu machen weiß. Vordem schossen sie noch wohl einmal mit nach der Scheibe und brachten demjenigen, der den besten Schuß gethan hatte, den großen Becher zu. Aber nun, daß Gott erbarme! sinken sie in Ohnmacht, wenn sie einen Schuß hören.

Die heutige Zierlichkeit ist der Tod aller Lustbarkeiten. Kein Ellenbogen auf dem Tische, kein Glas in der Hand, kein Auge das glühet, kein Herz das lacht. . . . . Schieß mich todt, Kerl, damit ich das Unglück nicht länger ansehen möge.

P. S.

Apropos! wie befindet sich des Herrn Oberjägermeisters grüne Perücke, worin er vordem diesen Tag zu feiern pflegte? Hat er sie auch von den Mäusen auffressen lassen?

XLV.

Von den wahren Ursachen des Steigens und Fallens der hanseatischen Handlung.

In dem ältesten bekannten Freiheitsbriefe, welchen der hanseatische Bund um's Jahr 1237 von dem Könige in England, Heinrich III. erhielt, und der folgenden Inhalts ist:

Henricus. Dei gratia Rex Angliae etc.

Sciatis, Nos concessisse, et presenti Charta nostra confirmasse, pro nobis et Heredibus nostris, omnibus Mercatoribus de Gutlandia, quod ipsi et heredes eorum in perpetuum salvo et secure veniant in Angliam, cum rebus et Mercandisis suis, quas emerint in terra nostra Angliae, ducendas versus partes suas.

Et quod predicti Mercatores et Heredes sui in perpetuum sint quieti, per totam potestatem nostram Angliae, ad quascunque partes venerint, de omni theolonio et consuetudine, ad Mercatores pertinente, tam de rebus et mercandisis suis, quas ducant de partibus suis in Angliam, quam de illis, quas emerint in Anglia, ducendas versus partes suas.

Quare volumus, et firmiter precipimus, pro Nobis et Heredibus nostris, quod predicti Mercatores de Gutlandia et heredes sui, in perpetuum salvo et secure veniant in Angliam, cum rebus et Mercandisis suis, quas ducant de partibus suis Gutlandie, et quod salvo ibi morentur, et quod salvo inde recedant, cum rebus et mercandisis suis, quas emerint in terra nostra Angliae, ducendas versus partes suas.

Et quod predicti Mercatores et Heredes sui in perpe-

tuum quieti sint, per totam potestatem Nostram Anglie, ad quascunque partes venerint, de omni theolonio et consuetudine, ad Mercatores pertinente, tam de rebus et Mercandisis suis, quas ducant de partibus suis in Angliam, quam de illis, quas emerint in Anglia, ducendas versus partes suas.

His Testibus: Venerabilibus Patribus: P. Winton R. Dunelium. et W. Coreolum Episcopis. W. Com. Warann. Syme. de Monte Sancto Amando. Bartramo de Crvoil. Henrico de Capella. Et aliis.

Data, per manum Venerabilis Patris R. Cyster. Episcopi, Cancellarii Nostri.

Apud Westmonasterium. (Vicesimo die Martii.) Anno regni nostri Vicesimo primo *).

wird es viermal wiederholt, daß sie sicher kommen und gehen mögen, mit allen Waaren, die sie aus ihrer Heimath bringen, und aus England in ihre Heimath wieder zurückführen; und man mag daraus wohl schließen, daß schon damals der Geist, welcher im Jahr 1660 die Schifffahrtsacte eingab, für die englische Handlung gewacht habe. Denn hier wird es ebenfalls ausdrücklich fest-

---

*) Diese wichtige Urkunde hat vor einigen Jahren der Herr Hofrath Häberlin in seinen Analectis medii aevi p. 3. zuerst bekannt gemacht. Sie erwähnt zwar nur der gothlandischen Kaufleute. Allein unter diesen ist gewiß eine Ostseecompagnie, die zu Wisby auf der Insel Gothland ihr Hauptcomptoir gehabt haben mag, verstanden; welche Compagnie nachgehends die Deutsche Hanse genannt worden. Wenn eben dieser König in dem Privilegio, was er im Jahr 1257 der Deutschen Hanse namentlich ertheilet, der libertatum, quas Teutonici mercatores ab ipso et progenitoribus suis obtinuerunt gedenket, so scheint er auf obiges Privilegium vom Jahr 1237 zu zielen, und es würde dieses in einem diplomatorio Hansae Teutonicae nicht voranstehen, wenn diese Vermuthung nicht ihre Richtigkeit hätte.

gesetzt, daß Keiner mit fremder Waare in England Markt halten, und Keiner englische Waare auf fremde Märkte verführen sollte. Beides wollten die Engländer zur Beförderung ihrer Schifffahrt selbst thun, oder sie gingen von dem damals in ganz Europa hergebrachten Satze aus: Daß dasjenige, was einer von seinen Gütern nach der Stadt, und von dieser wieder nach seinen Gütern bringt, zollfrei sei; obgleich es sich denn noch auch wohl erweisen ließe, daß in diesen Fällen alle Bauren zollfrei gewesen, und der Zoll blos die Handlung mit fremder Waare rühren sollen.

Indessen gingen die Engländer von diesem großen Grundsatze bald hernach selbst ab, und Eduard der Erste war derjenige, der 1303 ganz England gleichsam zu einem Freihafen machte *), und allen Nationen gegen sichere schwere Abgaben erlaubte, sowohl ihre eigne, als fremde Waaren dahin zu bringen und en gros zu verhandeln, mithin auch allerlei Waaren von dort wieder mitzunehmen und hinzufahren wohin sie wollten, selbst von einem englischen Hafen zum andern. Jedoch wurde dadurch das besondre Privilegium der deutschen Hanse nicht aufgehoben, indem diese mit allen Waaren, welche sie aus ihrer Heimath nach England, und von dorther wieder dahin zurückbrachten, nach wie vor, ohne jene neuen Abgaben zu entrichten, auf den vorigen Fuß handeln konnten.*) Natürlicher Weise mißbrauchten die hansischen Kaufleute diese Freiheit, welche sich blos aus der Heimath und dahin erstreckte, dergestalt, daß sie unter diesem Vorwande alle fremde Waare ein-, und allerlei englische Waare, wohin sie wollten, ausführten ***), ohne den neuen Impost zu entrichten, wel-

---

*) Ibid. pag. 12. n. 4.

**) Ibid. pag. 48.

***) Unter andern Waaren kommen auch panni lanosi vor, welche Hr. Häberlin für wollene Tücher ansieht. Allein es sind

chen alle übrige Nationen, denen Eduard der Erste die Handlung eröffnet hatte, entrichten mußten, und auf diese Weise bemächtigten sie sich des ganzen Seehandels.

Unter Richard dem Zweiten wurden sie dieserhalb mächtig angefochten, und die Einnehmer der Gefälle wollten sie schlechterdings zu allen den Abgaben anhalten, welche die Kaufleute andrer Nationen, und selbst die Deutschen, so nicht zur Hanse gehörten, entrichten mußten. Sie gewannen aber doch ihren Prozeß, und Richard der Zweite bestätigte ihnen ihr altes Recht, ohne es deutlich auszudrücken, worin solches bestanden hätte. Sie stiegen also in ihrer Handlung immer höher, und ohnerachtet es wegen jenes Schleichhandels, welcher beinahe unmöglich zu verhindern war, mancherlei Beschwerden, Kriege, Arresten und Confiscationes setzte, erhielten sie sich doch durch ihr Geld und ihre Macht sowohl dagegen als gegen die Plackereien der Zolleinnehmer und den Neid der englischen Kaufleute.

Endlich aber, und wie sie es zu arg machen mochten, ließ ihnen der König im Jahr 1411 einige Schiffe mit Arrest unter der Erklärung belegen, daß er solche nicht eher losgeben würde, bis sie von allen Waaren, welche ad par-

wollichte, oder, wie wir jetzt sprechen, ungeschorne und ungepreßte Tücher, welche denen lectis et pannis de Worstede, als einer völlig bereiteten und besiegelten Waare, entgegengesetzt worden. Man erkennet dieses aus der ganzen Handelsgeschichte, und das Recht ungeschornes Tuch auszuführen, welches nach dem hanseatischen statuto: ubi confectus pannus, ibi et tingatur, nicht erlaubt war, wurde von den Engländern, die an ihren Tüchern das Appreturlohn selbst verdienen wollten, ungern zugestanden. Die Königin Maria sagt in ihrem Privilegio vom Jahr 1534, beim Willebrand in der hansischen Chronik, in app. p. 94.: Daß ihr Vater Heinrich der Achte es verboten hätte, unrowed unborded and unshorne Tücher bei einer gewissen Strafe auszuführen, sie aber solches der deutschen Hanse auf 3 Jahr erlauben wollte. Dies sind panni lanosi.

tes transmarinas geschifft werden sollten, subsidia, costumas und deverias (dies waren alle neue Imposten), bezahlet haben würden; und dies ist die erste bekannte und deutliche Erklärung, wodurch sie auf den Inhalt ihres ersten Privilegiums wiederum zurückgewiesen wurden; indem unter den partibus transmarinis hauptsächlich die jetzigen England am nächsten liegenden französischen, und so ferner hinauf die spanischen und italiänischen Häfen verstanden sind, als wovon England damals die hansischen gern ausgeschlossen hätte.

Die Engländer schienen früh den Plan zu haben, die Handlung nach der Ostsee dem hanseatischen Bunde überlassen zu wollen, diesem aber dagegen den Ocean zu schließen und ihr Land zum Stapel aller nordischen Producte zu machen, welche nach Frankreich, Spanien und Italien verführet würden. Sie machten sich wenigstens anfänglich nichts aus dem Handel nach Moskau; und der Lübeckische Secretair Wolf bemerkt es erst spät in seinem Gutachten vom Jahr 1556 *):

„Daß sich die Erbare von Revel beklagten, welcher maßen nun die Englischen seit zwei Jahren her die Segelation und Schifffahrt auf die Moskau gebraucht, dieselbe auch stärker und mehr zu gebrauchen fürhätten, welches ihnen und allen gemeinen erbaren Anzestetten an alter gewöhnlicher Nahrung und Handthierung auf die Niederland, England und Frankreich am höchsten nachtheilig und zu Verderb gereichen thäte."

Und die Deputirte der Hanse, wiewohl dieselbe dazu keine Vollmacht hatten, boten den Engländern an:

„Daß sich die hansischen Kaufleute des Lakenverkaufens in Braband, Flandern, Holland und Seeland gänzlich enthalten, und aus Frankreich, Spanien und Italien

*) Beim Häberlin in Analectis medii aevi p. 199.

„allein einen vierten Theil solcher Kommoditäten, als an „dem Orte fallen, zu England bringen sollten *). Woraus man zur Gnüge ersieht, wie das beiderseitige Interesse gegen einander gestanden, und wohin sie sich versteckte Winke gegeben haben.

Das Sonderbareste bei diesem Streite war, daß die Hansestädte sich nie auf das vorhin eingerückte Privilegium vom Jahr 1237, welches von gothlandischen Kaufleuten spricht, bezogen, sondern ihren ruhigen Besitz der freien Ein- und Ausfuhr vom Jahr 1260 anrechneten; die Engländer aber ebenfalls jenes Privilegium gar nicht kannten, sondern, blos durch die gesunde Vernunft geleitet, behaupteten, es könne sich die Einfuhr der Hansestädte nicht weiter als auf solche Waare, so in ihrer Heimath fiele, erstrecken, ihnen auch die Freiheit nicht zustehen, englische Waaren auf auswärtige freie Märkte zu führen.

Unstreitig hatten die Hansischen gute Ursachen, jenes Privilegium im Dunkeln zu lassen, und sich dafür auf den Besitzstand, sodann auf die vor und nach erhaltene in allgemeinen Ausdrücken abgefaßte Königl. Privilegien zu beziehen, welche, nachdem man ihnen das von 1237 unterlegte, einen ganz andern Sinn bekamen, als wenn man sie nach der Voraussetzung der Hansestädte erklärte. Denn die Königl. Privilegien bestätigten blos die Freiheiten der Hanse, so wie sie solche erlangt hatten, und das Wie? blieb dunkel, weil das allererste Privilegium von 1237 niemals vorgelegt, sondern dafür ein ruhiges Herbringen untergeschoben wurde.

Allein diese schlaue Wendung, wogegen sich die Engländer immer darauf, daß ihnen die authentische Erklärung der Privilegien zustände, und daß sie der deutschen Hanse

*) S. Articuli Commissariorum legatorum Anze Teutonice. Ebendas. p. 209.

ein Mehreres nicht gestatten wollten, beriefen, half ihnen nichts; und wie endlich die Engländer den Hansischen allen Handel so lange in possessorio sperreten, bis sie ihr Recht in petitorio vor dem englischen Rechte ausgeführet haben würden, so neigte sich die deutsche Handlung sofort zu ihrem Untergange.

Die ganze damalige Politik der deutschen Hanse hatte bisher darin bestanden, daß sie überall den Kaisern und Königen den Handel in ihren Landen gleichsam abgepachtet hatten; oder, um mit andern Worten zu reden: sie machten den großen Herrn prächtige Geschenke, und erhielten dafür im Handel alle diejenigen Rechte, welche die eignen Landesunterthanen hatten. Nun stelle man sich vor, daß die hanseatischen Kaufleute als englische Unterthanen die freie Ausfuhr, und als russische, schwedische und dänische Unterthanen die freie Einfuhr in diese Länder hatten, so wird man auf einmal den Grund ihrer Macht übersehen. Man wird sogleich die große Folge erkennen, daß z. E. kein Engländer nach Rußland, und kein Russe nach England handeln konnte, weil diese hier und jene dort das Unterthanenrecht nicht hatten, folglich den hohen Zoll, dem überall die Fremden unterworfen sind, entrichten mußten, unter welcher Beschwerde es ihnen unmöglich war, den Hansischen gleich zu kommen.

Man wird aber auch gleich den Grund ersehen, warum die hanseatische Handlung zu Grunde gehen müssen. Denn sobald die Engländer diesen das Unterthanenrecht, oder die freie Ausfuhr nach allen Gegenden untersagten, so konnten diese die englischen Waaren, worauf der Handel sich hauptsächlich gründete, in Rußland, Schweden und Dänemark nicht mehr so wohlfeil geben, als die Engländer selbst zu thun vermögend waren. Die Russen, Dänen und Schweden sahen bald ein, daß die Hanseatischen zu einer zweiten Hand herabgesunken waren, und begünstigten sofort die

Engländer mit den Freiheiten, welche die Hanseatischen bisher genossen hatten. Folglich verloren diese in den Nordlanden das Unterthanenrecht; und ihr Handel mußte sofort stocken, wie sie überall als Fremde die Beschwerden der Ein- und Ausfuhr erlegen mußten.

Freilich erfolgte die Entwickelung nicht so plötzlich, wie sie hier beschrieben wird; es ging ein Zeitraum von mehr als hundert Jahren darüber hin, ehe die deutschen Kaufleute solchergestalt unterboret wurden. Allein bei einer aufmerksamen Betrachtung der widerseitigen Unterhandlungen ergiebt sich jener einfache Plan deutlich. Die Hanseatischen schrieen zwar beständig über Chicane, Gewalt und Unrecht, und über die Verletzung der heiligsten Verträge, besonders auch im Norden. Wie konnte man aber den Czaaren und Königen zumuthen, ihnen ihre Privilegien zu halten, nachdem die Hansischen ihr Unterthanenrecht, oder die freie Ausfuhr aus England verloren hatten, folglich ihres Orts nicht mehr im Stande waren, den Russen, Schweden und Dänen die Waaren so wohlfeil zu liefern, als die Engländer sie selbst dahin brachten? Die Bundbrüchigkeit der Könige ging aus der Natur des veränderten Handels hervor; und obgleich noch im Jahr 1603 die Hansischen Kaufleute dem russischen Kaiser Fedorowitz einen Adler, Straus, Pelikan, Greif, Bären, Einhorn, Pferd, Hirsch und Rhinoceros, so wie dessen Prinzen einen Adler, eine Fortuna, eine Venus, einen Paulus und ein Pferd, alles von vergoldetem Silber, überschickten, so mochten sie doch damit die alte Zollfreiheit nicht wieder erlangen, mithin andern Nationen den Vorzug nicht abgewinnen. Hiezu kam nun noch das veränderte Cameralinteresse der allerseitigen Könige. Diese, welche ihre Unterthanen nicht mit neuen Zöllen und Auflagen beschweren konnten, waren froh, einen silbernen Adler oder eine silberne Venus von den Fremden zu erhaschen. Wie aber vor und nach die Staatsbe-

dürfnisse allerhand neue Auflagen und Zölle erforderten, und die Unterthanen sich solchen unterwarfen, hatten sie kein Interesse mehr, gleich den heutigen afrikanischen und asiatischen Mächten, den Handel in ihren Landen für ein Geschenk Fremden zu verpachten; der Nutzen des Landesherrn verband sich mit der Wohlfahrt der eignen Unterthanen.

Um eine kleine Sache mit großen zu vergleichen, so hatten die hansischen Städte den Plan der Packen- oder Bundträger, welche in mehrern Städten das Bürgerrecht nehmen und dadurch bürgerliche Freiheiten erhalten; und die Packenträger erleben das Schicksal der Hansestädte, da ihnen das Einbringen fremder Waaren aus ihrer Heimath gestattet und der Markt mit solcher Waare, die nicht in ihrer Heimath fällt, verboten und blos Einheimischen erlaubet wird. Die deutschen Landesherrn fangen an ihr wahres Interesse auf die Wohlfahrt einheimischer Unterthanen zu gründen, nachdem sich diese oder die Landstände zu solchen Abgaben bequemet haben, wogegen ein silbernes Rhinoceros der Packenträger nicht mehr in Betracht kommen kann.

XLVI.

Schreiben einer Dame an ihren Kapellan über den Gebrauch ihrer Zeit.

Mein lieber Hr. Kapellan! ich muß Ihnen einmal einige Gewissensfragen thun. Sie sagen mir immer, ich müßte von jeder Stunde meines Lebens am Ende Rechenschaft

geben, und die Stunde dieser Rechenschaft rücke mit jedem Augenblicke näher. Nun wollte ich gern beim Schlusse dieses Jahrs, um nicht übereilt zu werden, einen kleinen Anfang mit der Rechnung machen. Ich finde aber dabei einige Schwierigkeiten, worüber ich mir Ihre Erläuterungen ausbitten muß.

Erstlich habe ich auf dem Lande gesehen, daß die Leute bei der schwersten Arbeit nur fünf, und höchstens sechs Stunden schlafen. Ich aber bin des Abends um eilf Uhr zu Bette gegangen, und des Morgens um achte wieder aufgestanden, mithin vier Stunden länger im Bette geblieben. Sollte ich diese auch berechnen müssen? oder werden sie so mit durchlaufen?

Zweitens habe ich in meinen jungen Jahren wohl einige Stunden am Kaffee- und Nachttische zugebracht; jetzt aber, da ich eben keinen Trost mehr vor dem Spiegel finde, und meine Dormeuse sehr geschwind aufsetze, bringe ich diese Zeit mit der größten Langeweile zu. Sollte ich dafür nicht billig eine Schadloshaltung fordern können?

Drittens habe ich oft Gott gedankt, daß ich drei Stunden am Tische verweilen konnte, weil mir sonst die Zeit bis zur Assemblee zu lang wurde. Diese Wohlthat habe ich mit Dank genossen; und so wird man von mir doch nicht verlangen, daß ich dieserhalb noch lange Rechnung geben solle?

Viertens hoffe ich doch, eine Stunde zum Kaffeetrinken werde einem jeden Christenmenschen freigegeben sein?

Fünftens habe ich von fünf bis um acht Uhr in diesem Jahre 730 Spielkarten verbrauchen helfen, und solchergestalt arme Fabrikanten unterstützt; könnte ich diese nützliche Anwendung meiner Zeit nicht doppelt anrechnen?

Sechstens habe ich von acht bis um eilf Uhr zu Abend gegessen, und mich einigermaßen zu den Verrichtungen des folgenden Tages vorbereitet, auch wohl, nachdem ich eben

aufgeräumt war, ein hübsches Buch zu meiner Ermunterung in die Hand genommen; diese Stunden können also richtig berechnet werden. Wollten Sie mir aber wohl dieserhalb ein Zeugniß geben, womit ich bestehen könnte?

Sagen Sie mir nicht, daß ich die Zeit hätte nützlicher anwenden sollen. Denn dieses ist hiesigen Orts, wo man weder Opern noch Comödien, weder Redouten noch Academie hält, fast unmöglich. Gesetzt also, ich hätte weniger Zeit im Bette und bei Tische zubringen wollen, was hätte ich in aller Welt anfangen sollen? Reiten habe ich nicht gelernt, die Jagd ist mir zu mühsam, des Spazierens werde ich bald müde, und durch jede Arbeit, die ich verrichtet hätte, würde ein armer Mensch sein Brod verloren haben. Mein gutes Einkommen überhebt mich auch der Arbeit, und je weniger ich selbst thue, je mehr gebe ich fleißigen Armen zu verdienen. Es würde ein sträflicher Geiz sein, wenn ich selbst die Küche versehen, oder ein Kammermädchen weniger halten wollte.

Ich habe es einmal versucht und bin mit einem heroischen Vorsatze um vier Uhr des Morgens aufgestanden; allein so wahr ich ehrlich bin, ich mußte mich um sechs Uhr wieder niederlegen, blos um mich von der Langenweile zu erholen. Was für ein entsetzlicher Morgen war dieser! Es fror mich, ich gähnte, mein Kammermädchen grämelte, die Leute murreten, und die ganze Haushaltung gerieth in Unordnung. Ich las ein Buch, ohne das Gelesene zu empfinden, ich war geschäftig, ohne was zu beschicken; dabei regnete es, sonst wäre ich wohl hingegangen, um ein bischen im Holze bei den Nachtigallen zu schaudern. Kurz, den ganzen Tag über war mir nicht wohl; und da that ich ein Gelübde, niemals ohne die höchste Noth vor acht Uhr aufzustehen.

Eben so bin ich einmal des Nachmittags zu Hause und allein geblieben. Um vier Uhr trank ich meinen Kaffee, um

fünf Uhr Thee, um sechs Uhr ward ich etwas matt; ich ließ mir meine Tropfen und eine kleine Bouteille Kapwein geben. Ich nahm etwas davon und las; nahm wieder ein bischen, und was meinen Sie? — Aus war die Bouteille, ehe es achte schlug. Bei Tische des Abends war ich nicht ein bischen heiter, und alles, was ich mit Mühe herunter bringen konnte, war eine Tasse Chokolade, und nach Tische mußte ich mich gleich zu Bette legen. So übel lief dieser Versuch ab.

Was aber bei dem allen das Beste sein mag, mein Hr. Kapellan, so preise ich die Leute glücklich, die alle Tage 16 Stunden mit nützlichen Arbeiten zubringen können; ich beneide sie sogar, wenn dieses etwas zu meiner Entschuldigung helfen kann. Ja mich dünkt, daß Leute, die im Leben so glücklich sind, alle ihre Stunden nützlich hinbringen zu können, wenn es dermaleinst zur Rechnung kommen sollte, mindern Lohn verdient haben als ich, der es so sauer wird, nur eine Stunde ohne Schlaf, Spiel oder Essen zu nutzen. Ich spreche im Ernst; die Tage gehen mir so langsam und die Jahre so geschwind hin, daß ich ganz verwirrt darüber bin. Oft schmäle ich noch mit meiner seligen Mutter im Grabe, daß sie mir nicht mehrern Geschmack an der Haushaltung beigebracht, und daß ich in den Jahren, wo die Begierde zu gefallen mich zu keiner ernsthaften Ueberlegung kommen ließ, mir nicht wenigstens eine kleine gute Faust, womit ich einen Topf vom Feuer nehmen könnte, erworben habe. Allein da sagte meine liebe Mutter: Kind, wer will dir die Hand küssen, wenn sie nach der Küche riecht? Und um einen kleinen Fuß zu behalten, trippelte ich höchstens einmal auf einer grünen Terrasse herum. Jetzt in meinem Alter kann ich mir nicht einmal abgewöhnen, ohne Handschuh zu schlafen; wie wollte ich mich denn in andern Stücken ändern können?

Sie, Herr Kapellan, haben mir oft gesagt, daß Sie

keine Stunde hinbringen könnten, ohne eine Prise Taback zu nehmen. Ach nehmen Sie jetzt auch eine, und überlegen dabei einmal, wie ich meine Rechnung besser einrichten könne. Zeigen Sie mir einen Plan, der meinen Kräften und meiner Gewohnheit angemessen ist, einen Plan, wobei ich nicht nöthig habe mein Bette früher zu verlassen, oder die Assemblee zu versäumen. Nehmen Sie mich als ein Geschöpfe an, das lahme Füße und Hände, und dabei einen Kopf hat, der durch die Länge der Zeit nun einmal so verdorben ist, daß er zu einsamen ernsthaften Betrachtungen gar nicht mehr aufgelegt ist, dem Youngs Nachtgedanken sogleich die heftigsten Kopfschmerzen verursachen, und der diese Nacht gewiß nicht schlafen wird, da ich so lange geschrieben habe. Ich bin in dessen Erwartung ꝛc.

XLVII.

Antwort des Hrn. Commandeurs auf das Schreiben einer Dame über den Gebrauch ihrer Zeit.

Ich habe Ihnen einen kleinen Streich gespielt, meine gnädige Frau, wofür Sie mir wirklich Dank schuldig sind. Ihr Kutscher brachte mir Ihren Brief an den Kapellan; und weil der Kerl glaubte, es sei darin gewiß die Frage: ob es erlaubt sei, Kutschen und Pferde zu halten, wenn man sich mit einer Sänfte behelfen kann? so brachte er den Brief zu mir und bat mich, ich möchte doch einmal durch die Falten sehen, und ihm sagen, ob er seinen Kutscherdienst wohl verlieren würde, wenn er ihn bestellete? Ich wollte meine Herrschaft ungern verlassen, setzte der

ehrliche Johann hinzu; die Pferde sind so gut im Stande, unsre gnädige Frau auch, sie bezahlt so gut, sie schmälet so sanft. . . . Kurz, dem guten Kerl, der gemerkt zu haben glaubte, daß Sie seit einiger Zeit sich allerhand Bedenklichkeiten machten und ganz tiefsinnig geworden wären, flossen die Thränen durch den Schnurbart, und ich ließ mich dadurch bewegen, den Brief zu öffnen. Besondere Geheimnisse, dachte ich, schreibt man wohl eben an seinen Kapellan nicht, und die Gewissensfragen einer Dame kann ich besser als dieser beantworten, der vielleicht auf einen scharfen Text verfallen möchte. Genug, ich erbrach ihn, und bediente mich des Rechts, welches Sie mir mehrmalen gegeben haben. Aber nun zum Inhalte.

Wie ist es möglich, daß Eure Gnaden sich mit zu den Menschen rechnen, zu diesen Geschöpfen, die ihre Zeit nützlich zubringen und von jeder Stunde Rechenschaft geben müssen? Sagen Sie mir doch um's Himmels willen, was Sie mit diesen gemein haben, und ob Sie sich vorstellen können, daß Sie eine Seele wie andre Menschen empfangen haben? Gewiß, die Natur verschwendet ihre Kräfte nicht. Ein so feiner, zärtlicher Körper wie der Ihrige kann durch die geringste Wallung des Geblüts in Bewegung gesetzet werden; wozu denn eine ganz rüstige Seele? Haben Sie Gefahren zu überstehen, Unglücksfälle auszudauern, große Entwürfe auszuführen? Nein! Sie essen, trinken, spielen und schlafen; und dieses so regelmäßig, daß man keine einzige freie Bewegung der Seele dabei bemerkt. Die Seele zeugt nur Gedanken, und diese hindern den Schlaf mehr, als daß sie ihn befördern; die Verdauung geht auch weit besser von statten, wenn man sich gedankenlos hinsetzt. Lassen Sie sich also, ich beschwöre Sie, nicht beifallen, sich eine solche Unruhe in den Kopf zu setzen, die Ihnen zu nichts dienen würde, als Grillen und Vorwürfe zu machen. Sie haben sich so lange darum behol-

fen; warum wollten Sie sich denn dergleichen im Alter wünschen, und die Natur in unnöthige Kosten stürzen? Fühlen Sie einige Schwächen, so lassen Sie Ihre Kammer mit eau de fleur de Venise besprengen; sogleich werden Sie alle nöthige Begeisterung empfinden.

Ein gemeines Frauenzimmer würde es vielleicht für ein schlecht Compliment aufnehmen, wenn ich ihm eine Seele absprechen wollte. Allein Sie, gnädige Frau, kennen mich, und wissen, daß Sie keinen eifrigern Bewundrer in der Welt haben als mich. Sie sind also auch versichert, daß ich dieses nicht thun würde, wenn ich es nicht als einen besondern Vorzug von Ihnen betrachtete, daß Sie ohne Seele tausendmal mehr thun als Andre, die sich dieser allgemeinen Gabe rühmen. Bei Ihnen wird der Feldherr zärtlich, der Minister heiter, und der ganze Hof gefällig. Gesetzt nun, Sie wollten durchaus eine Seele haben, sich Andern gleich beschäftigen, und auf Ihrem Kanapee der Rechenschaft, welche Sie davon abzulegen hätten, nachdenken; gesetzt, andre Damen folgten diesem traurigen Exempel: wo wollte der Arbeiter im Cabinet und im Felde sich erholen? Wer würde ihnen Empfindungen beibringen? Empfindungen, welche das rauhe Herz zum Mitleiden und zur leutseligen Hülfe herabstimmen? Ohne Erholung ist keine Arbeit; und wo Sie nicht behaupten wollen, daß wir uns, wie unsre Vorfahren, blos am Weine erholen sollen, so müssen Sie mit Ihrer glücklichen Muße dem allgemeinen Besten zu statten kommen, so müssen Sie sich vor wie nach in der Gallerie oder in der Assemblee zeigen und die Stelle des Gestirns vertreten, das auch die finstersten Philosophen zu seiner Betrachtung reizet, so müssen Sie den Scherz und die Heiterkeit zu Tische führen, und damit den arbeitsamen Seelen neue Kräfte geben. Dabei aber können und dürfen Sie nicht arbeiten, nicht denken und nicht rechnen; denn dieses würde Ihnen nichts als frühe Runzeln einbrin-

gen; und welcher Staatsmann würde bei diesen nur ein einziges Project vergessen? Bedenken Sie nur das einzige: die Leute, welche von ihrer Zeit Rechenschaft abzulegen haben, sind zugleich verdammt, ihr Brod im Schweiß ihres Angesichts zu essen. Wie schickt sich dieses aber für eine Hofdame, die den ganzen Tag geschminkt sein soll? Würde nicht alle Farbe von ihren schönen Wangen fließen?

Haben Eure Gnaden aber jedoch eine kleine Herzstärkung nöthig — gut, so will ich Ihnen eine vorschreiben, die gewiß nach Ihrem Geschmack sein wird. Verrichten Sie alle Tage in diesem Jahre eine gute Handlung. Der Arbeitsame, der immer an seinem Werke klebt und unermüdet beschäftigt ist, wird nur durch unmittelbare Gegenstände zum Mitleid bewegt. Er ist barmherzig, hülfreich und fertig, wenn ihn seines Nächsten Unglück rührt; allein die Noth derjenigen, so im Verborgenen oder in der Entfernung unglücklich sind, kommt nicht so leicht zu seinem Herzen. Eure Gnaden aber hören bei Ihrer Muße und Langeweile manche traurige Erzählung, Ihr empfindliches Herz wird schneller gerührt, Sie können länger bei der süßen Betrachtung, wie Sie einem Unglücklichen helfen wollen, verweilen. Sie kommen täglich zu solchen Personen, welche Verdienste unterstützen und den Fleiß glücklich machen können. Bedienen Sie sich Ihres zärtlichen Auges, Ihres schmeichelhaften Tons, Ihres ganzen Einflusses, um täglich das Glück Eines Menschen zu befördern, ihn nur in gutem Andenken zu erhalten, ihn von der besten Seite zu zeigen, eine ungegründete üble Meinung von ihm zu unterdrücken, und überall das Beste zu befördern. Wie mancher wird Ihnen nicht noch beide Hände dazu küssen, daß Sie ihm nur Gelegenheit gegeben, eine edle Handlung zu verrichten?

Sie sehen, ich bin ein bequemer Gewissensrath; ich fordere nicht von Ihnen, daß Sie Filet machen oder Marly

nähen sollen; dieses können Sie in Ihren Umständen Andern überlassen, die ihr Brod damit verdienen. Ich lasse Ihnen Ihren Schlaf, Ihre Assemblee und Ihr Soupee, und gebe Ihnen vier und zwanzig Stunden für eine einzige gute Handlung. Dazu lasse und gönne ich Ihnen Ihre Langeweile, entweder zur Strafe oder zur Besserung.

Es bleibt aber dieses unter uns. Ihr Kapellan ist verpflichtet, bei der Regel zu bleiben. Er wird Mehrers von Ihnen fordern und die Entschuldigung der verwöhnten Zärtlichkeit nicht gelten lassen. Ich aber denke anders, weil ich auch nicht viel mehr in der Welt beschicke, und ich möchte nicht gern, daß die Rechnung von Ihrer Zeit besser ausfiele, als die meinige. Hiemit küsse ich Ihnen ehrfurchtsvoll die Hände, und bin, wie Sie wissen ꝛc.

XLVIII.

Darf ein Handwerksmeister so viel Gesellen halten als er will?

Es ist wohl nicht zu läugnen, daß die Frage: „Ob einem jeden Handwerksmeister die Freiheit zu lassen sei, so viele Gesellen, als er wolle, zu halten?" von größerer Wichtigkeit sei, als man vielleicht bei Abfassung des Reichsabschiedes von 1731 dafür gehalten hat.

Die Gründe, worauf es bei ihrer Beurtheilung ankommt, sind eben dieselben, welche in den neuern Zeiten für und wider die großen Pachtungen angeführet werden; der Meister, der vierzig Gesellen hält, ist der Pächter, der vierzig Knechte hält; statt der großen Pachtungen könnten zwan-

zig Bauerhöfe, und statt des einzigen Amtsmeisters zwanzig Familien leben.

Unsre Vorfahren in den Städten, welche zu Walle gehen und selbige vertheidigen mußten, erhielten an jedem neuen Bürger einen neuen Vertheidiger, der mit ihnen die Lasten theilte. Was hätten sie anfangen wollen, wenn es in dem Vermögen eines verschmitzten Meisters gestanden hätte, mit Hülfe einer Menge von Gesellen die Arbeit der ganzen Stadt an sich zu ziehen und alle seine Mitmeister herunter zu bringen? Niemand wird läugnen, daß ein Mann mit zehn Gesellen wohlfeiler arbeiten könne als zehn Meister mit einem. Es wäre also einem geschickten und vermögenden Handwerker gar leicht gewesen, allen übrigen Mitmeistern das Brod zu nehmen; und dieses wollten sie dadurch verhüten, daß sie für jedes Amt die Zahl der Gesellen bestimmten.

Unstreitig ist auch noch jetzt dem Staate mehr an zwei Familien als zwei Gesellen gelegen. Der Geselle zieht dem Staate keine Kinder, trägt keine Einquartierung, bezahlt wenig Schatzung, und fleugt bei dem geringsten Ungewitter über die Mauer. Daher muß der Reichsabschied billig nach jedes Orts Umständen ermäßiget und der Landesobrigkeit die Freiheit gelassen werden, es wegen der Anzahl der Gesellen so zu halten, wie es das gemeine Beste erfordert. In Hauptstädten, Seehäfen und überhaupt an allen Orten, wo für auswärtige Märkte gearbeitet wird, ist es Thorheit, die Anzahl der Gesellen einzuschränken. Wo aber der Meister ein Taglöhner ist, und ein Taglöhner nur den andern in Pacht hat, ist die geringste Anzahl von Gesellen gewiß die beste.

XLIX.

Haben die Verfasser des Reichsabschiedes von 1731 wohlgethan, daß sie viele Leute ehrlich gemacht haben, die es nicht waren?

Es ist ferner gewiß, daß die Zünfte und Gilden ungemein dadurch gelitten haben, daß sie nach dem jüngern Reichsabschiede alle von irgend einem Pfalzgrafen ehrlich gemachte Hurkinder und beinahe alle Geschöpfe, die nur zwei Beine und keine Federn haben, als zunftfähig erkennen müssen. Nach der seit einiger Zeit Mode gewordenen Menschenliebe, und vielleicht auch nach unsrer Religion, nach welcher Gott keinen Unterschied macht unter den Menschen vom Mutterleibe geboren, mag es mit dieser Verordnung gut genug gemeint sein. Allein ein rechtschaffener Polizeigrund läßt sich davon nicht angeben; oder man möchte denn an jene Verordnung eines sichern Reichsfürsten denken, welche also anfing:

Wir von Gottes Gnaden ꝛc. fügen hiemit zu wissen, was maßen und nachdem Wir Uns mit Unsrer Fürstl. Familie und Unsern Räthen der menschlichen Gesellschaft entzogen haben, diese nur aus lauter Canaillen besteht: Als wollen Wir gnädigst, daß alle Hurkinder, denen Wir unter Unserm Fürstl. Siegel die Rechte einer ächten Geburt ertheilen, darin bei hundert Goldgülden Strafe aufgenommen werden sollen.

Was kann das unschuldige Kind dafür? und warum soll dieses darunter leiden, daß seine Mutter ein einziges kleines Kind gehabt hat? pflegt man zwar insgemein zu sagen. Allein, zum Henker mit dem Wechselbalg! rief die Aebtissin

von . . ., als man ein fürstliches Hurkind in's freiadeliche Stift bringen wollte. Man erbot sich zur Kaiserl. Legitimation und bedaurete hundertmal das arme unschuldige Kind. Allein es half Alles nichts; der Wechselbalg mußte fort, weil die Aebtissin keine andere aufnahm als diejenigen, so aus einem reinen adelichen deutschen Ehebette erzielet waren. Sie handelte recht daran; aber warum ließ man die Gilden nicht bei diesen mit der deutschen Ehre zugleich gebornen Grundsätzen? Warum schändete man die gemeine Nationalehre mehr als die hohe oder Dienstehre? Warum verdiente der große, der wirksame Theil der Nation mindere Achtung als der geringere und unwirksame? Wahrlich aus keinem andern Grunde als den vor Höchstgedachte Ihro Fürstl. Gnaden anzuführen geruheten. Die Verfasser des Reichsabschiedes standen auf der Höhe, und was unten am Berge war, schien ihnen nur aus Mücken zu bestehen.

Der Grundsatz der neuern Gesetzgeber, daß man die Hurerei minder schimpflich machen müsse, um den Kindermord zu verhüten, ist falsch und unzureichend. Der alte: daß man den äußersten Schimpf darauf setzen müsse, um die Ehre zu befördern, ist weit dauerhafter, und nach den feinsten philosophischen Grundsätzen angelegt.

Der Reichsabschied macht eine Menge von Leuten ehrlich, welche bis dahin für unehrlich gehalten wurden. Man kann aber darauf wetten, daß die Verfasser den Sinn des Worts Unehrlichkeit verfehlet und die Sache wiederum aus dem unpolitischen Gesichtspunkte der Menschenliebe betrachtet haben. Bei den Deutschen war alles unehrlich, was nicht im Heerbann oder im Bürgerbanne focht; und nach diesem Begriffe würden sie zu unsern Zeiten allen Leuten die Ehre abgesprochen haben, die keine Soldaten sind. Diese Denkungsart scheint seltsam zu sein. Verbietet nicht aber noch jetzund ein jeder Hauptmann sei-

nen Gemeinen, mit andern Leuten, die nicht zu ihnen gehören, Brüderschaft zu trinken, oder sich mit ihnen zu dutzen? Und hatte der Heerbann minder Ursache, mit allen Leuten nicht aus einem Kruge zu trinken? Der Krug war der geheiligte Becher, der in einer ebenbürtigen Gesellschaft nach der Reihe herum ging. Wer nicht zu der Gesellschaft gehörete, gehörete auch nicht zum Kruge; und so sagten unsre Vorfahren: Wir trinken mit keinen Schäfern ꝛc. aus einem Kruge, weil sie nicht mit für's Vaterland ausziehen, sondern daheim bei der Heerde bleiben müssen. Sie sprachen ihnen die christliche und moralische Redlichkeit nicht ab. Aber so wenig der Marquetenter die Ehre eines Soldaten hat, so wenig hatte der Schäfer die Ehre eines Bannalisten. Eben diese Unehrlichkeit würde allen Heuerleuten (den Leibzüchter, als den Invaliden aus dem Heerbann, jedoch nicht mitgerechnet,) angeklebet haben, wenn unsre Vorfahren Heuerleute auf dem platten Lande gekannt hätten.

Der Grund, daß Schäfer, Hirten und dergleichen Leute doch gleichwohl unentbehrliche Mitglieder der Gesellschaft sind und daher billig aller Ehre genießen sollten, ist scheinbar in dem Munde des Philosophen und des Christen, aber nicht die Sprache der rechten Polizei. Der zweite Rang kann sich in der Einbildung für beschimpft halten, daß er nicht zum ersten gehört, und der dritte kann eben so empfindlich darüber sein, daß er nicht zum zweiten gehört. Aber darum ist es noch kein Schimpf, zum dritten Range zu gehören. Die unehrliche Klasse in der bürgerlichen Gesellschaft ist weiter nichts als die unterste oder die achte Klasse. Die Ehre war durch die sieben Heerschilde vertheilet. Zum siebenten gehörten die gemeinen Bannalisten. Wenn nun die achte Klasse sich nicht zu der siebenten rechnen kann, muß sie dieses nicht mit eben der Geduld ertragen, womit es die siebente Klasse erträgt, daß sie nicht zur sechsten gehört?

Der Reichsabschied, der christliche und philosophische Ehrlichkeit bei solchen Menschen fand, welche in die Klasse ohne Ehre gehörten, hatte daher noch keinen Grund, diese aus der achten Klasse, oder aus der Klasse ohne Nummer, in die sechste zu setzen; und noch jetzt sollten keine Heuerleute, Markkötter und andre, welche blos Rauchschatz bezahlen, zur siebenten Klasse, worin die Voll- und Halberben, wie auch Erbkötter stehen, die dem Staate mit dem Monatschatze, mit Wagen und Pferden ihre Ehre abverdienen, gerechnet werden, um so viel bessere Wirthe auf den Städten zu erhalten, und die Heuerleute zu reizen, durch Uebernehmung mehrerer Lasten sich den Weg zur gemeinen Ehre zu eröffnen. Durch die heutige Vermischung laufen wir Gefahr, alles in Heuerleute zu verwandeln.

Die Folgen des Reichsabschiedes sind wirklich traurig für Gilden und Zünfte gewesen. Denn dadurch, daß ihre Ehre solchergestalt und ihre Klasse zerstöret ist, wird es allmählig verächtlich, sich in eine Zunft zu begeben. Nur in England verschmäht es der König nicht. Der Reiche wird lieber ein sogenannter Fabrikant; und die etwas Vermögen haben, kaufen sich Adelsbriefe, um aus der siebenten Klasse in eine höhere zu kommen. Die Politik unsrer Vorfahren war unendlich feiner, und nach ihren Grundsätzen sollte die gemeine Ehre eben so sorgfältig bewahret werden als die hohe, weil der Stand der gemeinen Ehre alle Lasten trägt, und dem Staate daran gelegen ist, daß sich solcher täglich vermehre, welches gewiß nicht dadurch geschieht, daß er beschimpft wird. So wenig der Kaiser einen aus der siebenten Klasse stiftsfähig machen kann, so wenig hätte er jemand aus der Klasse ohne Ehre zunftfähig machen sollen.

Allein diejenigen, so den Reichsabschied verfertigten, waren nicht aus der siebenten Klasse; diese fühlten nur für sich, und nicht für Andre. Sie dachten wie vor Höchstgedachter Reichsfürst, ohne es öffentlich zu sagen. In der That aber

war es eine fehlerhafte Gesetzgebung, daß solchergestalt ein Stand über den andern richtete. Der gemeine Soldat kann nicht verurtheilet werden, ohne daß nicht zwei seiner Kameraden mit zu Gerichte kommen. Und der Reichsabschied hätte nach den Grundsätzen der deutschen Gesetzgebung nicht ohne besondere Deputirte aus der siebenten Klasse verfertiget werden sollen. Diese verliert auf einmal Freiheit und Eigenthum, sobald man ihr ohne ihre Einwilligung willkürliche Gesetze geben kann; und die russische Kaiserin verfährt mit ihren Unterthanen so strenge nicht, wie das Reich mit bestätigten und privilegirten Zünften verfahren hat.

L.

Vorschlag zu einem besondern Advocatencollegio.

Es ist unstreitig besser, daß ein Staat gar keine Advocaten dulde, als daß er ihnen mit Verachtung begegne. Ein Mann, der die Kunst aus dem Grunde gelernt hat, andre zu scheeren, und von dieser Kunst leben muß, ist so gefährlich als ein Kriegscommissair; er verkauft Andern das Recht ihn zu verachten so theuer als er kann, wenn er es durchaus verkaufen muß. Oder wenn er das nicht thut, wenn er ehrlich und verachtet zugleich bleiben kann, so ist er ganz gewiß ein Stümper.

Unsre Vorfahren hatten den Hauptmann im Heerbann oder den spätern Gerichtsherrn zum Advocaten und Syndicus seiner ihm untergebenen Gemeinen geordnet; dieser

machte es, wie es unsre heutigen Capitains noch machen. Wenn ihre Soldaten mit andern, die nicht von ihrer Compagnie sind, eine Sache haben, so führt sie der Capitain aus; und was die Leute von einer Compagnie unter sich zu thun haben, wird ohne Schriftwechsel entschieden. Solche Personen aber, welche nicht zum Heerbann gehörten, oder, um nach den jetzigen Styl zu sprechen, Leute, die nicht amtsäßig waren, hatten ihre erwählten Advocaten, dergleichen den Heerbannalisten oder Amtssassen nicht gestattet wurden.

Natürlicher Weise war der erste, den die spätern Zeiten zum Dynasten oder auch belehnten Gerichtsherrn erhoben haben, ein Mann von Ehre und Ansehen; und der Erwählte, welchem sich die Dynasten selbst vertraueten und ihn zu ihrem Patron und Vorsprecher erwählten, auch kein schlechter Mann. Nur erst zu der Zeit, wie die Heerbannsrolle gesprengt und die Leute vereinzelt oder einzeln genöthiget wurden sich Advocaten zu suchen, mußten sich diese vermehren und verschlimmern.

In Frankreich und England ging man damals zu, und gab den sich solchergestalt nothwendig vermehrenden Advocaten Gilde- oder Ordensrecht. Sie versammleten sich zu Capitel, erwählten ihren Dechanten, machten Statuten, Stiftungen und andre Vorkehrungen zur Erhaltung ihres Ansehens. In Deutschland hingegen begnügte man sich, mit der Doctorwürde geschickten Leuten das Recht zu advociren zu ertheilen; und des heil. röm. Reichs Doctoren machten es wie des heil. röm. Reichs Ritter. Sie blieben unter sich ohne Verein oder Gilde, folglich ohne Stiftungen und Statuten. Daher zeigt sich bei der Kaiserwahl kein Dalberg mehr, der Ritter werden will, und kein Landgraf von Hessen nimmt mehr die Doctorwürde an.

Des heil. röm. Reichs Ritter aber sollten unstreitig mit den Deutschen Ordensrittern in gleichem Ansehen stehen.

Allein es fehlt daran sehr viel. Warum? Weil letztere sich zu einer Gilde oder zur Znnft geschlossen haben, worin sie keinen aufnehmen, der nicht seine sechszehn Ahnen beweisen kann. Eben so sollten alle Edelleute gleich sein. Aber diejenigen, die sich zu einem Capitel oder Collegium vereint und durch gewisse Statuten für sich gesorgt haben, erhalten sich in weit größerm Ansehen, als jene Zerstreuten. Warum? Weil des heiligen römisch. Reichs Edelleute, eben wie des heiligen römisch. Reichs Ritter und Doctoren, keinen allgemeinen Verein haben, und daher vermischet werden. Ferner sollten die Pfarrer den Rang vor einem Kanonikus haben; sie haben ihn aber nicht, weil die Pfarrer unter sich keine Zunft und keine Statuten haben, mithin ohne Rücksicht auf Geburt allerhand Leute zu ihres Gleichen erhalten, wogegen doch alle Collegiatstifter einige Gegenanstalten gemacht haben.

Dies muß uns natürlicher Weise auf den Gedanken bringen, daß es gut sein würde, wenn jeder Landesherr dafür sorgte, daß die Landesadvocaten sich zu einem Corpus vereinigen, ihre Statuten errichten, ihre Mitglieder selbst wählen, oder doch gewisse Vorzüge der Geburt und des Standes von ihnen erfordern, und solchergestalt sich vor aller willkürlichen und oftmals ehrenrührigen Vermischung sicher setzen müßten. Sie würden dadurch natürlicher Weise aufmerksamer auf ihre Ehre, empfindlicher auf deren Erhaltung, und durch eine Ausstoßung aus diesem Orden härter bestrafet werden als durch irgend eine andre Strafe. Sie würden Stiftungen machen und annehmen, die Bejahrten daraus versorgen, die Wittwen ernähren und sich der Kinder ihrer Collegen gemeinschaftlich annehmen können. Sie würden endlich collegialische Rechtsbedenken ausfertigen, eine einförmige Praxis befördern, eine Präbende für den Advocaten der Armen aussetzen, und sehr viele andere gute Anstalten, die der esprit de corps von selbst mit sich bringt,

machen können. Dies ist wenigstens das Mittel, wodurch sich der Stand der Advocaten in Frankreich, da er sonst in allen despotischen Staaten aus guten Gründen heruntergesetzt wird, bei einem wahren Ansehen erhalten hat. Und ohne diese Vorsorge wird derselbe mit der Zeit keinen als solchen anstehen, die nach keiner Verachtung fragen, wenn sie nur gewinnen können.

LI.

Ueber die Art und Weise, wie unsre Vorfahren die Prozesse abgekürzet haben.

In dem Frieden, welchen Simon, Edler Herr zur Lippe, mit dem Osnabrückischen Bischoffe Ludolf im Jahr 1305 einzugehen genöthiget wurde, und worin er seine beiden Schlösser zu Rheda und zu Enger schleifen zu lassen versprach, heißt es zuletzt *):

*) Ponemus quatuor de nostris ministerialibus sive castellanis, qui ad aliquam competentem locum convenient, et intra 15 mam a die notificationis injuriae, propter quam discordia est exorta, terminabunt discordiam vel in amicitia vel in jure, et si intra 15 mam ipsam dictam discordiam non terminarent, intrabunt oppidum Bilevelde, in quo jacebunt per continuam 15 mam, et si intra ipsam 15 mam praedictam discordiam non decident, per proximam 15 mam tunc sequentem jacebunt in oppido Hervorde, et sic vicissim in oppidis dictis jacebunt inde non exituri, antequam ipsam discordiam decident vel in amicitia vel in jure; et

„Und wenn künftig unter ihnen sich neue Irrungen her-
„vorthun sollten: so wollten sie beiderseits vier von ih-
„ren Dienst- oder Burgleuten an einen dritten Ort zu-
„sammen schicken, welche die Streitigkeit binnen 14 Ta-
„gen entweder in Güte oder zu Recht ausmachen soll-
„ten; und wenn sie damit binnen 14 Tagen nicht fertig
„würden, sollten sich diese acht Schiedsleute nach Biele-
„feld, und wenn sie dort auch binnen 14 Tagen noch
„nicht übereinkämen, nach Herford begeben, und so lange
„von 14 Tagen zu 14 Tagen aus einer Stadt in die andre
„gehen, bis sie sich eines Spruchs verglichen hätten."
Diese Art die Streitigkeiten zu entscheiden, war damals nichts Ungewöhnliches. Indessen verdient die Denkungsart, worauf sich ein solcher Plan der Entscheidung gründete, noch immer eine genauere Betrachtung, besonders da derselbe das Geheimniß zu enthalten scheint, wodurch unsere Vorfahren die Weitläuftigkeit der Prozesse zu verhindern gewußt haben.

Das Merkwürdige in diesem Plan ist nicht die Wahl einiger Schiedsrichter; diese werden auch jetzt noch wohl erwählet; es beruhet auch darauf nicht, daß jeder Theil gleiche Stimmen schicken, und keiner vor dem andern, wie auch kein Dritter dabei den Ausschlag zu geben haben soll; denn auch dieses ist nur eine gemeine Erfindung. Das Große, was in der Sache steckt, ist dieses, daß den erwählten Schiedsleuten die Macht gegeben wurde, einen Vergleich von Amtswegen zu treffen.

Ich weiß nicht, ob ich mich deutlich ausdrücke. Wenn unsre heutigen Richter die Parteien zur Pflegung der Güte vorladen und ihnen die besten Vorschläge thun, diese aber

---

si aliquis et quoties aliquis praedictorum ministerialium vel castellanorum obierit, statuetur statim alius pro eodem etc. anno 1305, die beatorum Kiliani et Sociorum.

solche nicht annehmen wollen, so haben sie, einige geringe Sachen ausgenommen, nicht die Macht zu sagen: Ihr sollt sie annehmen; auch unsre heutigen Schiedsrichter haben eigentlich diese Macht nicht, sondern beide sprechen ein Urtheil, und setzen dabei: von Rechtswegen.

Diese Art der Entscheidung kannten unsre Vorfahren gar nicht; sondern diejenigen, welche eine Sache zu entscheiden hatten, sie mochten nun dazu erwählt oder bestellet sein, eröffneten, was sie gut und billig*) befanden, und die Parteien mußten dies für Recht annehmen. Ihre Vollmacht war also von ungleich weiterm Umfange als die Vollmacht unsrer heutigen Richter, die auf Gesetze und Ordnung schwören und an dem traurigen Buchstaben kleben müssen. Wenn man von diesen viere so lange zwischen Bielefeld und Herford reisen lassen wollte, bis sie ein Urtheil gefunden hätten, so würde oftmals ein Gewissenszwang mit eintreten können. Wenn man aber vier Leute mit der Vollmacht erwählt, die Sache nach ihrem Gut- und Billigfinden abzuthun, so ist es ihre Schuld, wenn sie sich nicht endlich müde zanken und vereinigen. Vier ehrliche Leute von beiden Seiten, die sich alle Tage quälen, und nur stündlich ein Haar breit gegen einander nachgeben, müssen endlich auf eine Linie zusammentreffen, welche für beide Theile von dem mindesten Nachtheile ist. Und die Partei, so sich damit nicht beruhiget, verräth eine eitle Zanksucht.

Wenn man mit dieser Voraussetzung auf die Sorgfalt zurückgeht, womit unsere Vorfahren darauf bestunden, daß jeder Parthei nicht allein ebenbürtige, sondern auch gerichtsgenosse Urtheilsweiser gegeben werden mußten, so fühlt man

---

*) Jus est ars boni et aequi. Diese Definition will viel sagen: das bonum ist, quod convenit fini societatis; das aequum, quod cum minimo damno sociorum obtinetur.

erst, wie groß ihre Einsicht gewesen. Denn vier Fürsten konnten die Sache eines Edelmanns nicht damit entscheiden, daß sie sagten: sie fånden es so gut und billig. Vier Edelleute konnten auf diese Weise eben so wenig die Sache eines Bürgers richten; und vier Bürger waren auch allerdings unbefugt, den Prozeß zwischen zweien Landleuten gleichsam nach ihrem Gutdünken zu endigen; außer dem Falle, wo der Edelmann, der Bürger oder der Landmann sich dergleichen Richter von freien Stücken gewählt und sein Vertrauen darauf gesetzt hatte. Eine solche Vollmacht, wie unsre Vorfahren dem Richter, oder vielmehr den Schöpfen gaben, konnte keinen andern als ebenbürtigen und gerichtsgenossen Personen ertheilet werden, die auf den Fall, daß sie in gleiche Streitigkeiten verwickelt wurden, dasjenige wider sich gelten lassen mußten, was sie als Urtheilsweiser über Andre ihres Mittels gut fanden.

Ueberhaupt aber kommen wir hier auf die beiden Hauptarten, Streitigkeiten zu endigen. Die erste ist:

daß ein ebenbürtiger und genosser Mann nach seinem Gutdünken sage, wie es sein solle;

die andre:

daß ein Gelehrter, der den Partheien so wenig ebenbürtig als Genoß ist, sage, was die Gesetze auf den streitigen Fall verordnet haben.

Die erste war die Art unsrer Vorfahren; die letztere ist die unsrige, nach welcher ein Doctor am Kammergericht dem größten Reichsfürsten Recht sprechen kann.

Es ist der menschlichen Freiheit unendlich viel daran gelegen, daß beide Arten nicht vermischt werden. Unsre heutigen Philosophen und philosophischen Rechtsgelehrten, ja selbst Cabinetsminister und Justizreformatoren tragen kein Bedenken, zu sagen:

„Der Richter müsse auf das Wahre, das Gute, das „Heilsame und das Billige sehen, seine gesunde Ver-

„nunft brauchen und darnach sprechen, ohne sich um alle „römischen Gesetze und die Glossatoren zu bekümmern. „So hätten es unsre Vorfahren gemacht.“

Allein so wahr dieser Satz ist, wo die Parteien ebenbürtige und genosse Richter erhalten, so falsch, so verrätherisch ist er im Gegentheile und in unsrer heutigen Verfassung. Wie, ein Fürst sollte acht fremde Männer verschreiben, ihnen ihren Unterhalt reichen und ihnen die Vollmacht ertheilen können, nach der Vernunft, nach der Billigkeit, nach ihrer Weisheit zu entscheiden? Und das sollten unsre Vorfahren geduldet haben?

Die Weisheit gränzt so nahe an die Willkür, daß man unmittelbar von der einen zur andern übergehen kann; und wo Weisheit und Macht in einer Hand sind, da ist des Herrn Wille natürlicher Weise allezeit die Weisheit selbst. Wenigstens ist kein sterblicher Mensch im Stande, die Furche anzuweisen, wo die Willkür sich von der Weisheit scheidet. Und wenn es einer wagen wollte, so würden ihm gleich zehn andre widersprechen. Unsre Vorfahren waren in diesem Stücke so genau, daß sie denjenigen sofort für einen Knecht hielten, der von eines ungenossen*) Menschen Ausspruch abhangen mußte. Alle Fremde erfuhren dieses, sobald sie sich ohne Geleit außer ihrer Heimath befanden, und sich mithin nicht auf ihre Genossen zu Hause berufen mochten.

Ganz anders verhält es sich in dem Falle, wo ein ehrlicher Markgenosse nicht von der Weisheit seines Holzgrafen, nicht von der Vernunft des Parteienrichters, und auch nicht von der Auslegungskunst der Gesetzgelehrten, und

---

*) Es ist dieses ein altes deutsches Wort, wofür ich kein bessers zu finden weiß. Ein französischer und deutscher Edelmann können einander ebenbürtig sein: sie sind aber einer des andern ungenoß. Bürger aus verschiedenen Städten sind ebenfalls einander ungenoß.

noch weniger von dem Despotismus, der unter dem Namen einer guten Polizei bisweilen offenbare Gewaltthaten ausübt, sondern von dem Urtheile seiner Mitmärker abhängt. Wenn diese es gut und vernünftig finden, daß er nicht mehr als zwei Gänse und einen Ganser haben soll, wenn diese ihm verbieten, auf dem Grasanger Plaggen zu mähen, wenn diese ihm dahin zu Recht weisen, daß er sein Schwein krampfen soll, so hat er die Beruhigung zum voraus, daß sich mit ihm alle, so dieses Recht weisen, in einem gleichen Falle befinden und das Recht, was sie ihm sprechen, auch wider sich gelten lassen müssen; anstatt daß, wenn ihm der Polizeicommissarius befiehlt, keinen Kaffee zu trinken, dieser den seinigen ungestört herunterschlürft und seinen Befehl blos mit der Vernunft und Weisheit (diese ewigen Kupplerinnen der menschlichen Leidenschaften) rechtfertigen kann.

Da unsre Vorfahren gar keine geschriebene Gesetze duldeten, weil sie voraus sahen, daß solche mit der Zeit eigne Ausleger und Rechtsgelehrte nach sich ziehen und die heutige Art, Streitigkeiten durch gelehrte und ungenoßne Männer zu entscheiden, befördern würden, so konnten sie auch nicht anders verfahren. Es konnte nach keinen Gesetzen gesprochen werden, sondern die bestellten Urtheilsweiser sprachen nach dem, was ihnen, ihren Kindern, ihren Nachbarn und der ganzen Gemeinheit nützlich und heilsam schien; oder sie bezeugten in jedem vorkommenden Fall die löbliche Gewohnheit, und dieses ihr Zeugniß war zugleich ein richterliches Urtheil. Zum Zeugniß einer Gewohnheit konnte aber kein bloßer Gelehrter zugelassen werden. Um eine adliche Gewohnheit zu bezeugen, ward ein Edelmann, und zur bürgerlichen ein Bürger erfordert. Jetzt hingegen besteht die Kunst zu richten fast nur in der Gelehrsamkeit und Auslegungskunst, und kein Ort in Europa hat sich dagegen besser verwahret, als die kleine Stadt Norcia oder

Nursia *) in Italien, wo es durchaus erfordert wird, daß die Obrigkeit weder lesen noch schreiben könne. Jetzt erlauben wir beinahe den Gutsherrn das Zeugniß darüber, ob diese oder jene Art von Leuten zu den Leibeignen oder Freien gehöre?**) da doch eigentlich, und sobald darüber Streit ist, ob einer frei oder eigen sei, oder ob ein Daelfreier nach Leibeigenthumsrechte gerichtet werden könne oder nicht, die Sache nicht blos von dem Urtheile oder Zeugnisse des einen Theils, ohne daß der andre auch seine Genossen dabei habe, abhangen kann. Ueberhaupt glaubten unsre Vorfahren, die Weisheit der Katze könne niemals einen gültigen Spruch wider die Mäuse hervorbringen; sondern Mäuse mußten von Mäusen und Katzen von Katzen beurtheilet werden.

Aber, wird man sagen, der Streit der Mäuse unter sich ist von so großer Wichtigkeit nicht, daß sie ihn nicht leicht von einigen ihres Mittels austragen lassen sollten. Die Hauptsache ist, wenn die Katze gegen die Mäuse, oder eine Mark gegen die andre, und eine Genossenschaft gegen die andre die Gränzen ihrer Befugniß übertritt und den Landfrieden bricht. Was hatten unsre Vorfahren hier für Richter?

Nach dem Exempel der oberwähnten von beiden Seiten erwählten vier Schiedsleute zu rechnen, welche so lange zwischen Herford und Bielefeld reisen sollten, bis sie ein Urtheil fänden, mag es hier einige Mühe gekostet haben.

*) Norcia, vor Alters Nursia, eine Stadt, deren Regiment aus vier Männern besteht, welche man li quatri illiterati nennet, weil sie dem Gesetze nach Leute sein müssen, die weder schreiben noch lesen können. Alles wird mündlich und ohne Schriften abgethan. Diese Stadt ist der Geburtsort der Bruchschneider in Italien. S. Büschings Erdbeschreibung, II. Th. 2 B. p. 1061.

**) Carl der Große sagte: Solus comes de libertate et proprietate judicat. Der Comes aber urtheilete nicht anders als mit zwölf oder sieben genossen Schöpfen.

In der That aber erkannte man zuerst hier keinen Richter; und wie man den Kaiser nachwärts zum Friedensrichter erhielt, bekümmerte sich auch dieser nicht darum, wer von zweien Parteien Recht hatte oder nicht. Die Macht des Kaisers ging nur dahin, zu beachten, daß die Austräge alle vierzehn Tage von Herford nach Bielefeld ritten, und ihre Pflicht in diesem Stücke auf's genaueste beachteten. Aber den Streit selbst konnte der Kaiser, weil seine Weisheit nichts damit zu thun hatte, unmöglich entscheiden. Denn wenn er dieses hätte thun wollen, so blieb ihm doch nichts übrig, als vier Schöpfen von einer und vier von andrer Seite erwählen, sodann solche so lange in einem Zimmer verschließen, oder von einem Orte zum andern reiten, oder auch in geschlossenen Schranken fechten zu lassen, bis sie das Recht gefunden hatten. Der Kaiser konnte darauf achten, daß sie im letztern Fall mit gleichem Winde und gleichem Gewehr fochten; er konnte darauf halten, daß redliche und ebenbürtige Biederleute gegen einander geschickt wurden. Aber das Recht oder die Wahrheit selbst konnte er unsern Vorfahren nicht weisen, weil noch keine geschriebene Gesetze vorhanden waren, und alle menschliche Weisheit, so lange es an geschriebenen Gesetzen fehlt, auf eine Willkür hinausläuft und so verschieden ist, als die Menschen selbst verschieden sind. Natürlicher Weise sagte die Weisheit der einen streitenden Partei ja, und die Weisheit der andern nein; und wer konnte, ohne der einen oder der andern Gewalt zu thun, eine dritte Weisheit urtheilen lassen?

Die Gallier suchten sich auf eine andere Art zu helfen. Sie hatten ihre Druiden oder eigne Priester, welchen sowohl die Civil- als Criminaljurisdiction anvertrauet war*),

*) Fere de omnibus controversiis publicis privatisque Druidae constituunt, et si quod est admissum facinus, si caedes facta, si de hereditate, de finibus controversia, iidem decernunt praemia poenasque constituunt. Caes.

und die, wie wohl zu merken, von keiner höhern weltlichen Macht bestellet oder besoldet wurden, indem sie ihr geistliches Oberhaupt selbst durch die Mehrheit der Stimmen wählten, und, wenn die Stimmen gleich waren, zum Zeichen ihrer völligen Unabhängigkeit die Sache mit dem Degen ausmachten *).

Diese Druiden, an deren Stellen von dem ersten Monarchen besoldete Richter oder Grafen (comites) angeordnet wurden, mögen zwar auch bisweilen zwei streitende Parteien so auseinander gesetzt haben, daß eine gleiche Zahl von beiden Seiten erwählter Schöpfen das Urtheil mit ihrem Eide, oder mit ihrem Degen, oder mit Reiten zwischen Herford und Bielefeld haben finden müssen. Allein im Grunde scheinen sie vieles auch durch ihre eigne Weisheit entschieden zu haben, indem sie die gelehrtesten Leute ihrer Zeit waren und über zwanzig Jahr studiren mußten. Ihre Weisheit war aber bei vorangeführten Umständen lange nicht so gefährlich als die Weisheit solcher Richter, welche von der höchsten Macht im Staate angenommen und entlassen werden können. Zudem wußten sie die große Kunst, ihre Weisheit in ein Gottesurtheil zu verhüllen und die Parteien gleichsam mit Orakeln zu scheiden. Eine Wendung, wodurch die menschliche Eigenliebe weniger als durch menschliche Aussprüche gekränket wurde.

Da sie von keinem Regenten besoldet wurden und ohne Zweifel, eben wie die Leviten, keine liegenden Gründe erwerben konnten, vielleicht auch nicht heirathen durften **),

*) Druidibus praeest unus, qui summam inter eos habet autoritatem. Hoc mortuo, si quis ex reliquis excellit, dignitate succedit, aut si sunt pares plures, suffragio Druidum adlegitur. Nonnunquam etiam de Principatu armis contendunt.

**) Sie waren wenigstens, wie unsre heutigen Orden, Sodalitiis adstricti consortiis Ammian. und erhielten ihre novitios a

so war ihre Weisheit noch einigermaßen ohne Nachtheil der Freiheit zu ertragen; wenigstens besser als die von den spätern Grafen, welche von einer höhern Macht verordnet und besoldet wurden, jedoch aber das Urtheil nicht selbst zu sprechen, sondern nur dasjenige zu bestätigen hatten, was ihnen von einer gleichen Anzahl beiderseits, oder von sämmtlichen Genossen erwählten Schöpfen zugewiesen wurde. Hätten die Grafen, eben wie jene, Gottesurtheile finden dürfen, so wäre sogleich Alles, was unter ihnen gestanden, Knecht geworden.

Die Einrichtung mit den Druiden hatte indessen noch einen feinern Vortheil, welcher darin bestand, daß sie von keiner Partei als ungenoß angesehen werden konnten. Das Schöpfenwerk hingegen bei den Deutschen hatte die Unbequemlichkeit, oder wie Andre denken werden, die Bequemlichkeit, daß kein Gemeiner mit einem Edelmann unmittelbar Prozeß führen konnte. (Man muß aber hiebei wissen, daß alles, was wir jetzt schatzbare Unterthanen nennen, noch in eigne Rollen oder Compagnien vertheilt war und seine besondern Vorsteher oder belehnte Gerichtsherrn hatte; und ferner, daß zur Zeit, wovon ich hier rede, unter einem Edelmanne der Hauptmann im Heerbanne verstanden ist.) War einem Gemeinen Unrecht widerfahren, so ging er zu seinem Gerichtsherrn, und nachdem die Umstände waren, mußte dieser sein bestes Pferd tummeln und die Sache für ihn ausmachen. Wäre diese Einrichtung nicht gewesen, so hätte der Fall nothwendig oft eintreten müssen, worin Edelleute und Bauern, es sei nun mit Reiten zwischen Herford und Bielefeld, oder mit dem Degen gegen einander gekommen wären. Diese Unschicklichkeit zu verhüten, war jene Einrichtung nöthig. Die Anstalt mit den Druiden hatte diese

---

parentibus propinquisque Caes., genossen auch einer vollkommenen Befreiung a tributis. Id.

Unbequemlichkeit nicht. Der Druide konnte, eben wie jetzt ein gelehrter Richter selbst einen Fürsten und seine Unterthanen, wenn sie gegen einander auf der Rubrik einer Schrift zu Felde ziehen, scheiden.

Der belehnte Richter oder der Gerichtsherr hieß Advocatus, weil er die zu seiner Rolle gehörige Leute zu Gerichte und zu Kampfe vertheidigen mußte. Die unter seinen Leuten vorfallenden Streitigkeiten, so lange sie nicht Leib und Gut betrafen, machte er nach ihrer Weisung selbst ab. Sobald es aber auf Leib und Gut ankam, mußte er bei den Galliern die Sache zu den Druiden, und später bei den Deutschen zum Grafen verweisen; eben wie jetzt noch ein Capitain oder ein Beamter dergleichen Sachen zum höhern Richter verweisen muß. Wir sind noch jetzt sehr eifrig darauf, keinem Beamten einige Erkenntniß über das Mein und Dein zu gestatten, ohne uns zu erinnern, daß der Grund dieser Sache in den ältesten Zeiten geleget worden, und ohne zu wissen, was das Liberty und Property der Engländer *) eigentlich zu bedeuten habe.

Das Sonderbarste bei dem allen ist die Wendung, welche die Sachen genommen haben. So lange die Schöpfen eine streitige Sache, nach dem was ihnen gemeinnützig und billig dünkte, entscheiden, vergleichen oder abmachen mochten, wurde durchaus erfordert, daß die den Parteien ebenbürtig und genoß waren. Sobald aber die Kunst streitige Sachen zu entscheiden sich auf die beste Auslegung und Anwendung der Gesetze gründete, ward der gelehrteste und redlichste Mann für den besten Richter gehalten; der Edelmann verlor mit Recht seinen Stuhl im Gerichte, sobald er sich weniger auf jene Kunst legte.

---

*) Sie wollen damit nichts anders sagen, als daß ihre Freiheit und ihr Eigenthum nicht von der Weisheit eines Richters, sondern von dem Erkenntniß ihrer Genossen abhange.

Die gefährlichste Wendung aber, welche wir zu befürchten haben, ist nun diese, daß ungenossen Richtern eben die Macht gegeben werde, welche vordem die genossen hatten. Wenn diesen wie jenen die Vollmacht ertheilet wird, blos nach der Billigkeit und nach dem, was ihnen gemeinnützig oder polizeimäßig dünket, zu entscheiden, wenn diesen erlaubt wird, nach dem gewöhnlichen Ausdruck, mit Hintansetzungen unnöthiger Formalitäten zu verfahren, wenn diese von dem dürren Buchstaben der Gesetze nur eine Haarbreit abweichen dürfen, so beruht Freiheit und Eigenthum einzig und allein auf der Gnade des Landesherrn, so kann er solche Leute zu Richtern verschreiben, die in dem Lande, wo sie nach ihrer Weisheit und Billigkeit verfahren sollen, nichts Eignes haben und Keinem genoß sind, die aus der Türkei oder Tartarei zu Hause sind, und es nach unverwerflichen Gründen zeigen können, daß es vernünftiger sei, die Beinkleider als den Hut unter den Arm zu nehmen. . . .

LII.

Vorschlag zu einer Kornhandlungscompagnie auf der Weser.

Es ist eine besondre Sache um uns arme Deutschen; ohne Hauptstadt sollen wir ein eignes Nationaltheater, ohne Nationalinteresse Patriotismus, und ohne ein allgemeines Oberhaupt unsern eignen Ton in der Kunst erlangen, wir, die wir auf die Bühne höchstens einen Provinzialnarren

bringen, zum allgemeinen Reichsbesten dann und wann eine gute Hausanstalt machen, und in den Kunstwerken selten mehr als eine Art von Bocksbeutel kennen, wo wir nicht Muster in der Fremde suchen; und nun sollen wir auch sogar Handlungscompagnien ohne Nationalunterstützung errichten? *)

Nun wohl! wird mancher sagen, so wollen wir die Musik den Italiänern, die Komödie den Franzosen, und den Patriotismus, als eine Waare, die nirgends besser als in England bezahlt wird, den Engländern überlassen. Wir wollen nach Bremen reisen, um den dortigen Kaufleuten den Sand in ihre Schiffe schieben zu helfen, welchen sie für Ballast einladen; wir wollen uns von den Franzosen zu Nantes auf die Sandberge führen lassen, welche dort am Hafen von den Bremern wieder ausgeschoben und unter dem Titel: Les produits de l'Allemagne bekannt sind. Das wollen wir thun; unser Phlegma schickt sich zu Allem; warum nicht auch hierzu?

Allein der erste Anblick mag so günstig sein wie er will, so ist es doch für einen ehrlichen Mann hart, dergleichen

*) Wir kommen nicht einmal zu einem Nationalfluche oder Scheltworte; jede Provinz flucht und schimpft anders, oder verbindet mit dem Fluche oder Worte andre Begriffe; anstatt daß ein Fluch aus Paris nicht allein in Frankreich, sondern auch sogar in Deutschland in seinem völligen Ton verständlich ist. Die Pariser Galgen, Zuchthäuser und Spitäler sind so bekannt, wie der Fuchs in der Fabel. Jede Allegorie, jede Allusion, so auf Grubstreet, Tyburn, Bedlam in der Komödie gemacht wird, ist völlig verständlich und sinnlich. Der dadurch bezeichnete Begriff kömmt zu einer hinlänglichen Intuition; einer nenne mir aber einmal einen deutschen Galgen, der so bezeichnet werden könnte. Alles was bei uns auf die Bühne kömmt, ist noch zur Zeit provinzial; und so wenig Wien, als Berlin und Leipzig haben ihren Ton zum Nationalton erheben können.

bittre Vorwürfe mit Gelassenheit anzuhören. Es ist hart, sich auch des Vergnügens begeben zu sollen, dann und wann ein glänzendes Project zu machen. Wir wollen also immerhin in unsern Forderungen gegen die deutsche Nation unerschrocken fortgehen, und solchemnach auch eine Kornhandlungscompagnie an der Weser, da dergleichen jetzt an der Elbe versucht wird, errichten; auf dem Papier, das versteht sich. Sollte sie auch nur ein bloßer Traum bleiben, so ist es doch angenehmer, gute als schreckliche Träume zu haben.

An der Oberweser hört man nicht selten klagen, daß das Korn keinen Preis halten wolle, und im vorigen Jahre galt das hiesige Malter *) Roggen oberhalb Paderborn nach der Dimel zu vier Thaler. Der dortige Landmann seufzete und verlor den Muth zu bauen, der Acker fiel daselbst im Preise, und die durch den letzten Krieg verödeten Gegenden reizten weiter keinen Neubauer. Jedermann klagte dort; und wenn gleich die unterhalb Paderborn liegenden Gegenden von ihrem Ueberflusse zum erstenmal **) einiges Korn auf der Achse in unsre Heidländer brachten, so machte doch solches keine merkliche Veränderung des Preises in den Gegenden an der Dimel.

Warum, hieß es damals, schicken diese Gegenden ihr überflüssiges Korn nicht nach Bremen, wohin so vieles aus Polen und Liefland eingeführt wird, und der Preis doch noch immer so hoch bleibt, als es billiger Weise zu erwar-

*) Das hiesige Malter besteht aus 12 Scheffeln oder 11 neubraunschweigischen Himten, und der berliner Scheffel verhält sich gegen den hiesigen wie 5 zu 9, oder wie 40 zu 72.

**) Wir ziehen unser Korn sonst von der Emse; und der Preis ist in den Gegenden, welche von der Emse am weitsten entfernt sind, sonst immer am höchsten gewesen; bis auf voriges Jahr, wo aus dem Paderbornschen vieles Korn herübergekommen.

ten steht? Haben sie nicht die Weser bei Beverungen und andern Orten in der Nähe? Fehlt es ihnen an Fuhrwerk oder an Einsicht? Oder sind sonst Schwierigkeiten vorhanden, welche sich diesem natürlichen Abflusse widersetzen?

Dies war nun gut genug gefragt; aber es brauchte keiner andern Antwort, als: Die Bremer kaufen kein Korn. Und so war alle Aussicht von dieser Seite verloren. Man fragte nun nicht weiter, sondern erwartete in ruhiger Verzweiflung, ob die Zeit Käufer oder Würmer zu dem überflüssigen Segen bringen würde. Hätte man sich aber nach der Ursache, warum die Bremer kein Korn kaufen, erkundiget, so würde man näher zur Sache gekommen sein.

In allen Seestädten von England und Frankreich, woraus das mehrste Korn verführet wird, steckt kein Handelsmann sein Geld in Korn, sondern denkt:

„Die guten Hausväter auf dem platten Lande müssen ihr „Korn wohl zur Stadt schicken, wenn sie es los sein wollen; sie können unsre Böden heuren und die Proben „von ihrem Korn dem Mäkler geben. Erhalten wir dann „einmal Ordre aus der Fremde, Korn zu versenden, und „mit der Ordre die baare Remesse, nun, so schicken wir „zu den Mäklern, vernehmen ihre Preise, und lassen „diese, wenn wir einig werden, für die Einladung sorgen. Von dieser Handlung haben wir kein Risiko; wir „ziehen unsre Bodenheuer, unsre Provision und was wir „auf dem Wechsel verdienen. Was am Korn verdorben „und was davon verloren oder gewonnen wird, das ist „für den guten Hausvater.“

So sprechen alle Kaufleute in den Seestädten, und so sprechen auch die Bremer; mithin bleibt allen Kornländern, und überhaupt allen gesegneten Gegenden, welchen ihre Producte leicht zur Last bleiben, kein ander Mittel übrig, als Böden in den Seestädten zu heuren, dort ihr Korn für

eigne Rechnung aufzuschütten, die Proben davon auf der Börse zu zeigen und zu erwarten, bis der Commissionair in der Seestadt Ordre erhält, Korn einschiffen zu lassen, oder aber ein anderer Kaufmann sein Geld oder sein Schiff nicht zu nutzen weiß und es auf Speculationen verschickt.

Ist also nur die Hauptfrage entschieden: ob von einem Seeorte Korn ausgeführet wird — und dies kann man von Bremen behaupten, weil das liefländische und polnische Korn, was dort jährlich aufgeschüttet wird, noch niemals dort verfaulet ist, — so kömmt es lediglich noch darauf an, ob die Länder, welche ihr Korn dahin verschicken wollen, den Markt gegen das Schiffkorn halten können; und hiernächst, ob sie für eigne Rechnung Niederlagen von Korn daselbst anlegen wollen? Das erste, nämlich daß die Gegenden an der Oberweser, besonders wenn der Ackerbau daselbst durch den vermehrten Absatz in die Höhe steigt, den Markt gegen das Schiffkorn halten können, ist nach demjenigen, was bereits angeführet worden, glaublich; das andre aber erfordert eine Compagnie, oder einen großen Beutel. Denn wenn einzelne Landleute, einzelne Pächter ihren Vorrath dahin abschicken wollten, so würden sie

a) jeder einen besondern Boden heuren,

b) besondre Leute zur Aufsicht und zum Umschlagen halten,

c) unterschiedene Mäkler brauchen, und

d) entweder aus Verlegenheit unterm Preise verkaufen, oder

e) sich untereinander den Handel verderben, und hernach einzeln zu Grunde gehen; anstatt daß, wenn eine Compagnie oder eine mächtige Hand die Niederlage in Bremen hält, alle diese Schwierigkeiten wegfallen; überdem aber noch verschiedene Punkte mit der Obrigkeit wegen beeideter Messer, Probierer, Handelsrichter und dergleichen regulirt werden können, welche einzelne Leute selten suchen und er-

langen, gleichwohl aber zu Vermeidung aller Streitigkeiten mit den Commissionairs und zu Erhaltung Treu und Glaubens unumgänglich erfordert werden, auch überall in den Seestädten, wo Korn ausgeführet wird, im Gebrauch sind.

Es ist aber auch nicht durchaus nöthig, daß der ganze Vorrath der Compagnie in Bremen aufgeschüttet werde. Wenn sie mächtig genug ist, so wird sie an allen Stapelorten an der Weser ihre Niederlagen errichten, und daraus immer, so wie ihr Hauptmagazin in Bremen ausgeleeret wird, solches wieder anfüllen können. Durch diese Vorsorge bleibt der Vorrath in den Stapelorten gewissermaßen auch zugleich ein eignes Landesmagazin, dessen man sich in Zeit der Noth selbst bedient. Man überhäuft den Seeort nicht zu sehr und setzt sich nicht in Gefahr, das Opfer lauernder Speculatoren zu werden. Die Bodenheuer und das Handlohn muß in den Stapelorten wohlfeiler sein als in dem Seeorte; und wenn es allmählig nach letzterm abgeht, so kann es gelegentlich und als Rückfracht auch zur bequemsten Jahrszeit, und, wenn die Schiffer sonst nichts zu laden haben, fortgeschaffet werden. Aller dieser Vortheile kann eine Compagnie sich bedienen; nie aber ein einzelner Pächter, wofern er nicht mehr im Vermögen hat, als er in jenen Gegenden zu haben pflegt. Eine Compagnie kann auch ehender die Correspondenz mit benachbarten wegen der Zölle des Stapelrechts und anderer Dinge ausführen, darüber einen Generalaccord schließen und sich zu gewissen Bedingungen einlassen, welche ein einzelner Mann nicht leicht, jene aber, da sie den beiderseitigen Vortheil davon zeigen kann, mehrentheils leicht zu erhalten im Stande ist.

Um nun auch hievon eine Anwendung auf unser Stift zu machen, so werden wir, wenn von der Weser das Korn außerhalb Reichs verfahren wird, nicht zu besorgen haben, daß die Menge von Kornwagen, welche aus den Gegenden

von der Weser kommen, uns unsre lieben gewohnten theuren Preise verderben; besonders wenn auf dem nächsten Reichstage durch Gottes sonderbare Fügung eine Prämie auf die Ausfuhr gesetzt würde, welche die Böhmen mit Vergnügen allein bezahlen würden, sobald der Abzug aus der Elbe und Weser die ober- und niedersächsischen Gegenden von ihrem Ueberfluß entladen, und somit die jetzigen Sperrungen gegen das fruchtbare Böhmen unnöthig machen könnten. Aber so muß der Ueberfluß in der Mitte von Deutschland unverkauft liegen, während der Zeit Hamburg und Bremen den Polen und Russen dienen. Sollte das heilige römische Reich nicht wenigstens zu gewissen Zeiten die Einfuhr verbieten, und sich über die Ausfuhr verstehen?

LIII.

Von dem unterschiedenen Interesse, welches die Landesherrn von Zeit zu Zeit an ihren Städten genommen haben.

Die Städte sind zuerst Dörfer, und in solcher Maße mehrentheils den Reichsunterbeamten (advocatis) unterworfen gewesen. Wo aber ein Bischof, Herzog oder Pfalzgraf seinen Sitz in einem solchen Dorfe hatte, stund derselbe ihm gegen jene Unterbeamte frühzeitig bei und machte, daß der Kaiser eins nach dem andern von solcher Botmäßigkeit befreiete. Daher findet man in den mehrsten städtischen Privilegien, daß solche auf das Vorwort gedachter Reichsoberbeamte vom Kaiser ertheilet worden. Andre, worin

die Kaiser selbst ihren Sitz hatten, bedienten sich ebenfalls der Gelegenheit, sich den Unterbeamten zu entziehen und unter des Kaisers unmittelbaren Schutz zu kommen.

Gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts hatten die Herzoge, Bischöfe, Pfalzgrafen und andre Missi, die in ihren Sprengeln gelegenen Unterbeamte mehrentheils verschlungen, und die Vereinigung des Oberamts mit dem Unteramte brachte ein ganz neues Interesse hervor. Jenen Fürsten war nun mit der Freiheit der Städte gar nichts mehr gedienet. Sie wünschten solche, wo nicht ihrem Unteramte, doch wenigstens ihrem Oberamte zu unterwerfen. Allein die Städte, so durch den Vorschub der Fürsten selbst das Recht zu Mauern und Wällen und die Macht, sich hinter denselben zu wehren, erhalten hatten, auch mit ihrem durch die Handlung erworbenen Gelde am weitesten reichen konnten, bedienten sich der ihnen ertheilten Freiheiten gegen ihre ehemaligen Beförderer, vereinigten sich unter einander und setzten dem Oberamte eben die Privilegien entgegen, welche ihnen ehedem gegen das Unteramt waren ertheilet worden.

Der römische König Henrich verbot zwar hierauf auf Begehren der Reichsfürsten alle dergleichen Vereinigungen*), und der Kaiser Friedrich II. ging in der bekannten Constitution vom Jahr 1232 noch weiter, indem er die Städte namentlich dem reichsfürstlichen Oberamte unterwarf**),

---

*) Ipsi (scilicet principes) sententiantes pronunciando diffinierunt: Quod nulla civitas, nullum oppidum communiones, constitutiones, colligationes, confoederationes vel conjurationes aliquas quocunque nomine censeantur facere possent. Constit. regis Henrici de 1231.

**) Die Constitution geht zwar eigentlich nur auf die erz- und bischöflichen Städte. Der Grund derselben spricht aber sowohl für die missos imperatorios saeculares als ecclesiasticos, wenn es heißt: Sicut enim temporibus retroactis ordinatio civitatum et

mithin dieselben dadurch an der Befugniß sich mit andern ihres Gleichen zusammen zu thun zu verhindern suchte.

Der große Städtebund oder die bekannte Hanse kam aber demungeachtet um diese Zeit zu Stande; es sei nun, daß der Kaiser, welcher den Fürsten zu gefallen jene Verordnungen gegen das wahre Staatsinteresse gegeben, solche für einseitig erschlichen achtete und den Bund unter der Hand begünstigte, oder auch nicht mächtig genug war denselben zu verhindern.

Es fiel aber auch dieser Bund, wovon wir die Ursachen anderwärts angezeigt haben, und die getrennten Städte wurden einzeln den Herrn des Landes, worin sie lagen, unterworfen. Ihre eigne Macht half ihnen nicht weiter, und die reichsgerichtliche Unterstützung lenkte auf den Plan ein, welchen die vorangezogenen Reichsconstitutionen mit dunkeln Strichen entworfen hatten; unstreitig von Rechtswegen, jedoch nach einem Rechte, welches die Fürsten dem Kaiser selbst zugewiesen hatten; insbesondere aber auch von Billigkeitswegen, indem die Städte nicht fordern mochten, daß diejenige, so die ganze kaiserliche Gewalt in ihren Sprengeln oder Oberamtsdistricten an sich gebracht hatten, und mit einer einzigen Petarde das stärkste Stadtthor sprengen konnten, sich dieser ihnen von Gott verliehenen Macht nicht auch gegen sie nach Gelegenheit bedienen sollten.

Diesem ungeachtet sahen die Fürsten ihre Städte noch immer mit heimlichem Unwillen an. Denn obgleich diese vor und nach, wenn es an Gelde gebrach, angewiesen wurden, ihrem nunmehrigen Landesherrn zu den gegen den

---

bonorum omnium, quae ab imperiali celsitudine conferuntur, ad archiepiscopos et episcopos (hier muß man nothwendig hinzudenken, qua missos Caesareos, folglich auch die duces et comites palatinos qua missos mit verstehen) pertinebat, sic eandem ordinationem ad ipsos et eorum officiales, ab eis specialiter institutos perpetuo volumus permanere, non obstante abusu aliquo. —

grausamen Erbfeind des christlichen und deutschen Namens bewilligten Steuren und Kriegsvölkern zu Hülfe zu kommen, so behielten sie doch das übrige, was sie nicht freiwillig wegschenkten, für sich, und dachten noch wohl gar daran, eine neue Conföderation zu errichten. Denn so schreibt Joh. Ol. Seck aus Braunschweig in einem uns kürzlich mitgetheilten Briefe:

Sonsten verhalte Deroselben ich hiemit zu E. E. neuer Zeitung nicht, daß nicht allein die allhie jüngst anwesende, sondern auch viel andre Hansestette mehr die Conföderation mit den Hochmögenden Herrn Staaten General der vereinigten freien Niederlande einzugehen sich pure erkläret, auch guten Theils uf billige und rechtmäßige Conditiones albereitz, jedoch uf Radification eingelassen haben. Da irgends die civitates Hanseaticae in circulo Westphaliae auch dazu geneigt sein möchten, können dieselben aequissimis et a nemine improbandis conditionibus dazu gelangen. Den 8ten Jan. 1608. st. v. *)

Dieser bei gesundem Verstande und schwachem Leibe erklärte letzte Wille blieb aber unerfüllet. Doch veränderte sich das Interesse der Landesherrn in Ansehung der ihrem reichsfürstlichen Amte, oder, wie es jetzt heißt, der Territorialhoheit unterworfenen Städte gar bald wieder, indem diese

1) demselben entweder zu Ausführung der gemeinen Landesbeschwerden mit einem freiwilligen Beitrage jährlich zu Hülfe kamen; oder

2) mit demselben die in den Städten fallende Accise ein für allemal theileten; oder gar demselben

3) die ganze Accise überließen, und die Stadtbeschwerden von ihren übrigen Einkünften und einer bürgerlichen Schatzung trugen.

---

*) S. der Osnabr. Unterhaltungen drittes Stück, Nr. 46. S. 43.

Die Folge davon ist natürlicher Weise gewesen, daß die Landesherrn den Handel und das Handwerk so viel wie möglich vom platten Lande in die Stadt gezwungen und sich der Städte als eines nunmehrigen Cameralgutes angenommen haben; anstatt daß überall, wo sich keiner von obigen dreien Fällen ereignet, das landesherrliche Interesse sich dem städtischen widersetzt und die Stadtnahrung dem Lande eröffnet hat. Die Landleute waren in den ältern Zeiten eben so frei als die Städte. Jene dienten zu Felde, diese zur Besatzung hinter den Mauern, und beide steuerten zur Türkenhülfe und andern dergleichen Reichsbschwerden. Jene haben sich endlich wegen des Felddienstes mit dem Landesherrn verglichen und ihm dafür jährlich sichere Beisteuern verwilliget. Diese haben zum Theil, insofern sie sich zu obigen dreien Fällen verstanden haben, ein gleiches gethan; und wo sie es nicht gethan, da zeigt sich ein widriges Interesse.

LIV.

Der hohe Styl der Kunst unter den Deutschen. *)

Die Zeiten des Faustrechts in Deutschland scheinen mir allemal diejenigen gewesen zu sein, worin unsre Nation das größte Gefühl der Ehre, die mehrste körperliche Tugend und eine eigne Nationalgröße gezeiget hat. Die feigen Geschichtschreiber hinter den Klostermauern und die bequemen

---

*) Ursprüngliche Ueberschrift: Von dem Faustrecht.
A. d. H.

Gelehrten in Schlafmützen mögen sie noch so sehr verachten und verschreien, so muß doch jeder Kenner das Faustrecht des 12ten und 13ten Jahrhunderts als ein Kunstwerk des höchsten Styls bewundern; und unsre Nation, die anfangs keine Städte duldete, und hernach das bürgerliche Leben mit eben dem Auge ansahe, womit wir jetzt ein flämisches Stilleben betrachten, die folglich auch keine große Werke der bildenden Künste hervorbringen konnte, und solche vielleicht von ihrer Höhe als kleine Fertigkeiten der Handwerker bewunderte, sollte billig diese große Periode studiren und das Genie und den Geist kennen lernen, welcher nicht in Stein und Marmor, sondern am Menschen selbst arbeitete und sowohl seine Empfindungen als seine Stärke auf eine Art veredelte, wovon wir uns jetzt kaum Begriffe machen können. Die einzelnen Räubereien, welche zufälligerweise dabei unterliefen, sind nichts in Vergleichung der Verwüstungen, so unsre heutigen Kriege anrichten. Die Sorgfalt, womit jene von den Schriftstellern bemerkt sind, zeugt von ihrer Seltenheit; und die gewöhnliche Beschuldigung, daß in den Zeiten des Faustrechts alle andre Rechte verletzt und verdunkelt worden, ist sicher falsch, wenigstens noch zur Zeit unerwiesen und eine Ausflucht einander nachschreibender Gelehrten, welche die Privatrechte der damaligen Zeit nicht aufspüren wollen. Es werden jetzt in einem Feldzuge mehrere Menschen unglücklich gemacht als damals in einem ganzen Jahrhundert. Die Menge der Uebel macht, daß der heutige Geschichtschreiber ihrer nicht einmal gedenkt; und das Kriegsrecht der jetzigen Zeit bestehet in dem Willen des Stärksten. Unsre ganze Kriegsverfassung läßt keiner persönlichen Tapferkeit Raum; es sind geschleuderte Massen ohne Seele, welche das Schicksal der Völker entscheiden; und der ungeschickteste Mensch, welcher nur seine Stelle wohl ausfüllt, hat eben den Antheil am Siege, welchen der edelste Muth daran haben kann. Eine

einförmige Uebung und ein einziger allgemeiner Character bezeichnet das Heer; und Homer selbst würde nicht im Stande sein, drei Personen daraus in ihrem eignen Character handeln oder streiten zu lassen.

Eine solche Verfassung muß nothwendig alle individuelle Mannichfaltigkeit und Vollkommenheit, welche doch einzig und allein eine Nation groß machen kann, unterdrücken. Sie muß, wie sie auch wirklich thut, wenig jugendliche Uebung erfordern, nicht den geringsten Wetteifer reizen und die Fußmaße zur Berechnung der Talente gebrauchen. Aber auf diesem Wege kann unsre Nation nie zu der Größe gelangen, welche die Natur für sie allein zu bestimmen schien, als sie den allmählig ausartenden Bürgern der griechischen und römischen Städte den Meißel und Pinsel in die Hand gab.

Ich will jetzt der Turniere nicht gedenken, welche als nothwendige Uebungen mit dem ehemaligen Faustrechte verknüpft waren, ohnerachtet ihre Einrichtung den Geist von mehr als einem Lycurg zeigt und alles dasjenige weit hinter sich zurückläßt, was die Spartaner zur Bildung ihrer Jugend und ihrer Krieger eingeführet hatten; ich will die Vortheile nicht ausführen, welche eine wahre Tapferkeit, ein beständiger Wetteifer und ein hohes Gefühl der Ehre, das wir jetzt zu unsrer Schande abentheuerlich finden, nachdem wir uns auch selbst in unsrer Einbildung nicht mehr zu den ritterlichen Sitten der alten Zeiten hinaufschwingen können, auf eine ganze Nation verbreiten mußten. Ich will nichts davon erwähnen, wie gemein die großen Thaten sein mußten, da die Dichter das Reich der Ungeheuer und Drachen als die unterste Stufe betrachteten, worauf sie ihre idealischen Helden Proben ihres Muths ablegen ließen. Nein, meine Absicht ist blos, die Vollkommenheit des Faustrechts als eines ehemaligen Kriegsrechts zu zeigen, und wie wenig wir Ursache haben, dasselbe als das Werk barbarischer Völker zu betrachten.

Rousseau mag noch so sehr getadelt werden, so bleibt die Stärke, und die Wissenschaft solche zu gebrauchen doch allemal ein wesentlicher Vorzug. Unsre neuern Gesetzgeber mögen dem Menschen Hände und Füße binden, sie mögen ihm Schwerdt und Rad vormalen; er wird seine Kraft allemal gegen seinen Feind versuchen, so oft er beleidigt wird. Unsre Vorfahren wagten es nicht dieses angeborne Recht zu unterdrücken. Sie gönneten ihm seinen Lauf; aber sie lenkten es durch Gesetze; und das Faustrecht war das Recht des Privatkriegs unter der Aufsicht der Landfriedensrichter.

Die Landfrieden, welche in Polen Conföderations heißen, waren eine Vereinigung mehrerer Mächte, um die Gesetze des Privatkriegs in Ansehen und Ausübung zu erhalten. Der Pflug war geheiligt, der Landmann in seinen Zäunen, wenn er keinen Angriff daraus that, und der Fuhrmann auf der Heerstraße, er mochte geladen haben was er wollte, waren gegen alle Gewalt gesichert. Die kriegenden Theile durften im höchsten Nothfalle nicht mehr Fourage vom Felde nehmen, als sie mit der Lanze von der Heerstraße erreichen konnten. Renten und Gülten wurden durch den Krieg nicht aufgehoben. Keiner durfte seine Bauern bewaffnen und als Helfer gebrauchen; Keiner durfte an gefriedigten Tagen *) Waffen führen. Die Parteien mußten

*) In dem ersten westphälischen Landfrieden oder den statutis Synodalibus Concilii Coloniensis de pace publica vom Jahr 1083 heißt es: a primo die adventus domini usque ad exactum diem epiphaniae, et ab intrante septuagesima usque in octavas pentecostes, et per totam illam diem, et per annum omni die dominica, feriaque VI. et in sabbatho addita quatuor temporum feria IIIIor omnique apostolorum vigilia cum die subsecuta, insuper omni die canonice ad jejunandum vel feriandum statuta vel statuenda hoc pacis decretum teneatur. Selbst die Belagerungen wurden diese Tage über eingehalten, und man vermehrte die Feste, um

einander die Widersage oder die Befehdung eine genugsame Zeit vorher verkündigen, und wenn sie solches gethan hatten, so ordentlich und ruhig die Heerstraße ziehen als andre Reisende, wofern sie sich nicht den ganzen Landfrieden und dessen Handhaber auf den Hals ziehen wollten. Da sie solchergestalt nicht oft mit großen Lägern zu Felde zogen, so brauchten sie die Fluren nicht zu verderben, die Wälder nicht auszuhauen, die Länder nicht auszuhungern; und wenn es zum Treffen kam, so entschied persönliche Stärke, Muth und Geschicklichkeit.

Der Landfriedensoberste, welcher in Polen der Conföderationsmarschall heißt, ward von den Verbundenen erwählt, und vom Kaiser, ehe diese Conföderations zu mächtig wurden, bestätigt *). Dessen Amt und Gerichte, vor welchem die kriegenden Theile ihre Befehdungen gegen einander zum Protokoll nehmen ließen, war denjenigen, welche gegen die Kriegesgesetze behandelt wurden, ein sicherer Schutz.

Solchergestalt kann man behaupten, daß das ehemalige Faustrecht weit systematischer und vernünftiger gewesen als unser heutiges Völkerrecht, welches ein müßiger Mann entwirft, der Soldat nicht liest, und der Stärkste verlacht. Die mehrsten heutigen Kriegesursachen sind Beleidigungen, welche insgemein eine einzige Person treffen, oder Forderungen, so eine einzelne Person zu machen berechtiget ist, und woran Millionen Menschen Theil nehmen müssen, die, wenn es auch noch so glücklich geht, nicht den geringsten Vortheil davon haben. In einem solchen Falle hätten un-

---

so viel mehr Friedenstage zu haben. Es hat übrigens dieser bis dato noch nicht bekannt gemachte Landfrieden viel ähnliches mit dem beim Chapeavville in hist. Leod. T. II. p. 38. Dieser ganze Synodus Coloniensis ist den Gelehrten, und selbst dem fleißigen Pater Hartzheim S. J. entgangen.

*) S. den Egrischen Landfrieden vom Jahr 1389.

sere Vorfahren beide Theile eine scharfe Lanze gegen einander brechen lassen, und dann demjenigen Recht gegeben, welchem Gott den Sieg verliehen hatte. Nach ihrer Meinung war der Krieg ein Gottesurtheil, oder die höchste Entscheidung zwischen Parteien, welche sich keinem Richter unterwerfen wollten. Urlog war die Entscheidung der Waffen, wie Urtheil die Entscheidung des Richters. Und es dünkte ihnen weit vernünftiger, billiger und christlicher zu sein, daß einzelne Ritter ein Gottesurtheil mit dem Schwerdte oder mit dem Speere suchten, als daß hunderttausend Menschen von ihrem Schöpfer bitten, daß er sein Urtheil für denjenigen geben solle, welcher dem andern Theile die mehrsten erschlagen hat.

Nun läßt sich zwar freilich das alte Recht nicht wieder einführen, weil keine Macht dazu im Stande ist. Es darf uns aber dieses nicht abhalten, die Zeiten glücklich zu preisen, wo das Faustrecht ordentlich verfasset war, wo die Landfrieden oder Conföderations solches auf's genaueste handhabeten, und in einem Krieg nicht mehrere verwickelt werden konnten, als daran freiwillig Theil nehmen wollten, wo die Nation einem solchen Privatkriege ruhig zusehen und dem Sieger Kränze winden konnte, ohne Plünderungen und Gewaltthaten zu besorgen.

Unsre Vorfahren glaubten, jedem Meuschen komme das Recht des Krieges zu; und auch noch jetzt können wir nicht anders sagen, als daß es einem jeden Menschen frei steht, sich von dem richterlichen Urtheil auf seine Faust zu berufen. Er hangt oder wird gehangen, nachdem er oder der Richter der stärkste ist. Wir haben aber dadurch, daß immer der stärkere Theil auf der Seite des Richters ist, die Ausübung dieses Rechts beinahe unmöglich gemacht; anstatt daß unsre Vorfahren, wie sie zuerst Conföderations errichteten, dessen Ausübung begünstigten und sich in vielen Reichsländern nur dahin erklärten:

„Daß sie die Entscheidung ihres erwählten Richters zwei „Monat erwarten, und, wenn diese Entscheidung nicht „erfolgte, sich ihres Degens bedienten wollten.“

So lauten alle Vereinigungsformeln der sächsischen Staaten; nur kam es doch zuletzt selten mehr zum Ausbruch, indem der Herzog, Bischof oder Graf, sobald die zwei Monate um waren, einen andern Termin von zwei Monaten zu neuen Unterhandlungen ansetzte, und damit den Rechtshandel zum Nachtheil des Fausthandels verewigte.

LV.

Von dem Ursprung der Amazonen.

Eine ganze Republik von Frauenzimmern, worin kein Mann zugelassen wurde, mußte natürlicher Weise sehr vielen Lärm in der Welt machen; und die Dichter konnten unmöglich einen Fund ungenutzet lassen, welcher ihrer Einbildungskraft ein ganz vortreffliches Feld eröffnete. Es ist also gar kein Wunder, daß die Geschichte der Amazonen, nachdem ein witziger Kopf solche erfunden, ein Dichter sie geschmückt, und ein Geschichtschreiber sie als etwas vielleicht gewisses, vielleicht ungewisses, angeführet hatte, sich bis zu unsern Zeiten erhalten und durch die vor einiger Zeit übliche halbmännliche Tracht allen Menschen bekannt gemacht hat. In der That aber bedeutet Azo primorem oder einen Fürsten; und Amazo bezeichnet einen Menschen, der keinen Fürsten über sich erkennet, und entweder, wie die Nomaden, unabhängig für sich, oder wenigstens in einer Demokratie lebt. Nun hat das Wort Azo wahrscheinlich

eben die Veränderung erlitten, welche das Wort Mann erlitten hat. Dieses bedeutet nicht blos einen Menschen männlichen Geschlechts, sondern auch einen Vasallen, und konnte zuerst, da der König der erste war, welcher Vasallen hielt, den primoribus regni eigen sein. Nach dieser Voraussetzung brauchte der erste Geschichtschreiber, welcher der Amazonen gedachte, die Begriffe nur zu verwechseln, um eine Republik ohne Männer herauszubringen. Wir begehen täglich dieselbe Verwechselung, wenn wir Mannlehn für solche Lehne halten, welche blos auf die Söhne vererben; da doch ein Frauenzimmer gar wohl ein Mann sein, oder, welches einerlei ist, ein Lehn als Mann oder Dienstmann, oder à titre d'hommage empfangen kann. Männliches Geschlecht ist genus ministeriale; das letztere kann man nicht wohl anders übersetzen, und daher sind viele Frauenzimmer in Deutschland männlichen Geschlechts. Daß dergleichen Verwechselungen mehr vorgegangen, beweisen die Arimaspen, woraus die Griechen einäugige Menschen machten, weil Arima-spu (ops) einäugig heißen kann. So wie nun diesen die böse Etymologie ein Auge geraubt hat, so hat sie den Amazonen, mehrerer Bequemlichkeit halben, eine Brust abgeschnitten.

LVI.

Kurze Geschichte der Bauerhöfe. *)

Da unlängst die Frage aufgeworfen ist: „Ob es nicht „gut sein würde, die ungewissen Eigenthumsgefälle auf ein „gewisses Jahrgeld zu setzen?" so wird es zu einiger Vorbereitung, so wie zur bessern Bestimmung verschiedener Begriffe dienen, wenn wir die Natur der Bauerhöfe und ihrer Pflichten etwas genauer untersuchen und in ihr wahres Licht setzen. Es wird solches aber nicht besser als durch folgende kurze Geschichte geschehen können.

In Ostfriesland, nicht weit von der Jade, wo man die Thürme versunkener Städte noch in der Tiefe des Meers erblickt, lagen vor undenklichen Jahren tausend Baue oder Höfe, welche, ehe und bevor die See einbrach und das Meer die Küsten bestürmte, tausend unabhängigen Eigenthümern zugehöreten, die davon keinem sterblichen Menschen den geringsten Zins entrichteten. Wie aber die See einbrach und fast alle ihre Nachbaren in den Abgrund spülte, sahen sie sich gezwungen, einen Deich oder Damm gegen das Meer anzulegen und ein Gesetz **) zu machen:

Daß ein jeder von ihnen täglich mit der Spade in der Hand auf dem Deiche erscheinen, oder aber, wenn er

*) Die Anmerkungen fehlen mehrentheils in den westph. Beitr.
A. d. H.

**) Es ist unbegreiflich, wie Verschiedene die Richtigkeit der Theorie, daß freie Eigenthümer bei ihrer Verbindung einen gewissen Theil ihrer Freiheit und ihres Eigenthums aufopfern, in Zweifel ziehen können. Eine ausdrückliche Verbindung ist darüber wohl nie gemacht; sie fließt aber allemal aus der Natur der Sache und giebt den sichersten Grundsatz.

nicht mehr könnte, sein Eigenthum verlassen und seinen Hof einem Andern übergeben sollte.

Dies war eine Pflicht, welche ihnen die Noth auflegte; und die sonderbare aber unvermeidliche Folge davon war, daß sofort das Meer Guts- oder Lehnsherr aller Höfe, und ein jeder Eigenthümer in einen bloßen Bauer (cultorem) verwandelt wurde. Denn von nun an durfte

1) keiner von ihnen sein Gut mit Schulden beschweren, versäumen oder versplittern, weil sonst die gemeine Nothdurft nicht mehr davon erfolgen konnte. Man zwang sogar den gewesenen Eigenthümer, sein Spann- und Fuhrwerk in guter Ordnung zu erhalten, damit er jederzeit im Stande wäre, Erde zum Deiche zu fahren. Ja, weil viele Eichenpfähle erfordert wurden, so wurde ihm vom Meere als Gutsherrn verboten, Eichenholz nach Belieben zu hauen.
2) zeigte ihnen die Erfahrung, daß, wenn sie ihre Knechte an den Deich schickten, die Arbeit schlecht von statten ginge und nichts dauerhaft gemacht würde. Sie mußten also persönlich arbeiten und aus dem Spadendienst einen Ehrendienst machen, worauf Niemand weiter einen Knecht zum gemeinen Werke schicken durfte.
3) sahen sie sich genöthiget, das Primogeniturrecht einzuführen, damit, wenn einer von ihnen verstürbe, der Dienst am Deiche nicht auf die Großjährigkeit des jüngsten Sohns ausgestellet bliebe.
4) fanden sie es unumgänglich nöthig, dem nächsten männlichen Agnaten die Vormundschaft und die ganze Nuzzung des Hofes während der Minderjährigkeit oder auf Mahljahre zu überlassen, damit man gleich wisse, wer mit der Spade am Deiche erscheinen müsse, und dieser sich aus Mangel von Spaden, Spannung und Belohnung zu keiner Zeit entschuldigen könnte.
5) ward es einem jeden nothwendig untersagt, seinen Hof

aus der gemeinen Reihe zu bringen, ihn an einen schlechten Menschen, der nicht zum Ehrendienste mit der Spade kommen konnte, oder an einen Knecht und Heuersmann, der bei einbrechender Gefahr weniger als andere zu wagen oder zu vertheidigen hatte, zu überlassen, oder durch ein Testament die gesetzmäßige Primogenitur und Vormundschaft zu verändern.

6) mußten sie unter sich einen Deichgrafen und zehn Deichvögte erwählen, welche die ihnen von dem Meere auferlegte Gesetze handhabeten, die Bestellungen verrichteten, die Ausgebliebenen bestrafeten, die Unvermögenden oder Widerspenstigen vom Hofe setzten, und überhaupt die Stelle einer Obrigkeit vertraten.

7) Starb einer von ihnen ohne Erben, so fiel sein Hof dem Deichgrafen zur Wiederbesetzung anheim, damit sich kein ungeehrter und unsicherer Mann eindringen konnte. Und so oft ein neuer Besitzer kam, mußte derselbe sich bei diesem melden, sich von ihm beschauen lassen, ob er den Spaden führen könne, und bei dieser Gelegenheit, da er in die Deichrolle aufgenommen wurde, dem Deichgrafen eine Erkenntlichkeit entrichten.

8) kam derselbe auch, so oft einer verstarb, und besichtigte Spaden und Spannung, oder was sonst zum Deichgeräthe gehörete, besorgte, daß es dem künftigen Besitzer des Hofes richtig überliefert und der Hof bis zur Annahme des Vormundes oder des Erben wohl verwahret wurde; wofür ihm denn das beste Stück aus der Erbschaft zur Belohnung gebührte. Den abgehenden Kindern durfte ohne seine Bewilligung nichts ausgelobet werden, damit die Höfe nicht durch gar zu große Versprechungen außer dienstfertigen Stand gerathen möchten.

9) Endlich durfte Keiner abwesend sein, oder sich in fremde Dienste begeben, weil er sonst nicht täglich mit der Spade am Deiche fertig werden konnte.

Unter dieser glücklichen und nothwendigen Einrichtung wurden endlich in hundert Jahren sämmtliche Deiche fertig. Indessen blieb die ganze Verfassung, weil man dem Meere nicht trauen konnte, bestehen. Man diente aber nicht täglich mit der Spade, sondern versammlete sich jährlich etlichemal, um sich in der Deicharbeit zu üben. Den Deichgrafen und Vögten war ein Gewisses von jedem Hofe an Korn und Hafer zugelegt. Dieses blieb ihnen; imgleichen die Gerichtsbarkeit, und was ihnen von jedem neuen Besitzer, oder aus dem Sterbehause zugebilliget war.

Das Meer war über hundert Jahr stille. Dadurch wurden die Höfener sicher, und verlernten die Deicharbeit. Plötzlich aber zeigte sich eine neue Gefahr, und der Deichgraf ward gezwungen, ausgelernte Deichgräber kommen zu lassen, solchen von jedem Hofe zur Belohnung gewisse Kornpächte anzuweisen und die Höfe denselben gleichsam zu Afterlehnen zu übergeben, deren Besitzer nunmehr blos den Acker zu bestellen, die Fuhren zu verrichten und ihre Vorarbeiter, welche Dienstleute genannt wurden, zu ernähren hatten.

Es währete aber nicht lange, so riß das Meer von neuem ein; und weil inmittelst eine neue Art zu deichen aufgekommen war, welcher die vorigen Dienstleute nicht gewachsen waren, und zugleich das Geld, so bisher unbekannt gewesen, bis zu ihnen gedrungen war, so fand man mehrere Bequemlichkeit darin, zur beständigen Deicharbeit eigne Söldner anzunehmen und einen Geldbeitrag von den Höfen zu fordern, ohne jedoch im Stande zu sein, die vorhin angenommene Lehnarbeiter, welche sich einige hundert Jahre wohl verhalten hatten, und bereit waren, so viel zu thun, als ihre Kräfte vermochten, abzuschaffen.

Nunmehr ging es mit den Höfen über und über. Einige rissen sich 1) aus der gemeinen Reihe los; andre wurden 2) von den Deichgrafen und Vögten mit allerhand Ar-

ten von Knechten und unter allerhand beschwerlichen Bedingungen besetzt; die Amtsgefälle wurden 3) verkauft und zerstreut. Was den Dienstleuten an Kornpächten zugestanden war, hatte gleiches Schicksal; und der neue Oberdeichgraf, der das Geld für die besoldeten Deichgräber zu erheben hatte, bekümmerte sich gar nicht mehr um den Besitzer des Hofes, wenn ihm nur der darauf gelegte Sold zu rechter Zeit bezahlet wurde.

Wenn man für jene Anwohner des Meeres unsre schatzbaren Unterthanen, welche Voll- und Halbe oder Viertel Erbe besitzen, für das Meer den Krieg oder die gemeine Noth, für den Deichgrafen den Carolingischen Grafen, und für die Deichvögte die Reichsvögte setzet, so hat man die Geschichte unsrer Bauerhöfe, und mit derselben zugleich die Art und Weise, wie freie Eigenthümer ganz natürlicher Weise zu leibeignen und hofhörigen Pächtern herunter sinken können.

Man kann diesem noch hinzuthun, daß unter dem Amtsschutz sich gar kein vollkommenes Eigenthum erhalten könne; indem das Amt oder diejenige Obrigkeit, welche die Direction der gemeinen Angelegenheit hat, eine gewisse Aufopferung des Eigenthums nothwendig machen und schlechterdings fordern kann, daß die unter ihm stehende Erbe mit keinen Schulden und Pflichten beschweret, mit keinen Auslobungen*) erschöpfet, nicht versplittert, nicht verhauen und nicht verwüstet, auch nicht unbesetzt gelassen werden sollen, weil das Unvermögen des Einen zur Zeit der Noth den Uebrigen beschwerlich wird, und was der Eine nicht leisten kann, den Andern nothwendig zuwächst.

---

*) In den benachbarten Ländern trägt das Amt eben diese Vorsorge für freie schatzbare Höfe, welche ein Gutsherr für seine Höfe trägt. In den desfalls erlassenen Verordnungen hat man aber den Grundsatz angenommen, daß die Höfe, welche ein Mann, der keinen Gutsherrn hat, besitzt, die Natur der gutsherrlichen behalten

Ja man kann behaupten, daß unter dem Amte aller Unterschied zwischen Leibeigenen und Freien mit der Zeit verdunkelt werden müsse. Insgemein schließt man jetzt, daß alle und jede, welche ihre Kinder am Amte ausloben lassen, Bewilligungen über ihre Schulden nehmen, wenn sie einen Baum hauen wollen, die Erlaubniß dazu nachsuchen, und bei der Einfahrt und Ausfahrt gewisse Urkunden entrichten müssen, durchaus als Leibeigene anzusehen sind. Allein jene Anwohner des Meers, welche nie einem sterblichen Menschen pflichtig gewesen waren, mußten sich eben diesen Gesetzen unterwerfen, und wir denken es nur nicht so deutlich als wir es fühlen, daß das Eigenthum seinen Anfang mit Exemtion vom Amte nehme *), und nur derjenige ein wahrer Eigenthümer sei, der ein exemtes oder adeliches Gut besitzet. Es ist auch ganz natürlich, daß, sobald ein Gut nicht zur Besserung des Deiches kömmt, keinen Spaden schickt und keine Pfähle liefert, dessen Verwüstung, Versplitterung und Beschwerung zu einer für den Staat ganz gleichgültigen Sache werde, folglich auch dessen Besitzer von seinem ursprünglichen Eigenthum nichts aufgeopfert habe.

Noch mehr: die Anstalten, welche ein Edelmann zur Erhaltung seiner Güter und Familie trifft, beweisen jene Wahrheit, nämlich den nothwendigen Verlust des Eigenthums unter jeder Amtsverfassung. Um seinen Stamm und seine Güter zu erhalten, um ihre Verwüstung, Versplitterung und Beschwerung zu verhindern, hat er zuerst angefangen, Testamente zu machen, deren diejenigen, wofür das Amt sorgte, gar nicht nöthig hatten. Er hat Stammgüter erfunden, Fideicommisse, Majorate oder Minorate ver-

---

hätten. Dieser Grundsatz ist aber unnöthig und führt leicht zu einem irrigen Nebengriffe.

*) Die Römer erforderten nicht umsonst zu dem wahren dominio, daß der Eigenthümer civis Romanus sein müsse.

ordnet, die Brautschätze seiner Töchter bestimmt, Vormünder angesetzt u. dergl. m., und solchergestalt seinen Nachkommen das Eigenthum und die Freiheit entzogen, welche das Amt seinen Untersassen entzogen hat. Der Unterschied zwischen beiden ist, daß dieses durch ein allgemeines, jenes durch ein besondres Familiengesetz geschiehet, daß dieses von den versammleten Eigenthümern auf ewig bewilliget, jenes von einem einzelnen Manne für seine Nachkommen am Gute gesetzet wurde, daß der Staat dieses nothwendig erfordert, jenes aber der freien Willkür des Stifters überläßt. Die aus beiden Anstalten fließende Wahrheit ist aber diese, daß der Mann, der durch ein öffentliches Gesetz das Recht verloren hat sein Gut zu versplittern, zu verschulden, zu verhauen oder mit Auslobungen zu erschöpfen, der dieserhalb die Bewilligung vom Amte nachsuchen, und für die Beschauung seines Deich- oder Heergeräthes das beste Pfand liefern, und, wenn er sein Erbe beziehen will, sich als tüchtig darstellen und die Einweisung erwarten, auch eine billige Gebühr dafür entrichten muß, noch nicht sogleich für einen leibeigenen Knecht gehalten werden könne.

Aber hier im Stifte, wird man sagen, schadet das Amt dem Eigenthume nichts. Der Inhaber eines Erbes, Halberbes oder Kottens, der sich frei gekauft hat, verschuldet sein Erbe nach Gefallen, verhauet und verwüstet es wie er will. — — Allein dies ist ein Fehler unsrer Verfassung, der sich erst seit zweihundert Jahren eingeschlichen hat. Er findet sich in andern Ländern nicht, und in diesen Ländern sind die größten Rechtsgelehrten noch über die Kennzeichen uneinig, woran der amtssässige Freie von dem Leibeigenen zu unterscheiden sei, weil dem einen wie dem andern alle Auslobung, Beschwerung, Verhauung und Versplitterung verboten, beide die Einfahrt dingen, und beide den Sterbfall von der Landesobrigkeit lösen müssen; eben wie der Pastor bei seiner Einfahrt auf die Wehdum die jura in-

vestiturae bezahlen und seine Exuvien lösen muß. Dies hat das hiesige Amt ebenfalls von allen amtssässigen Unterthanen, welche keinen Gutsherrn haben, fordern können, ehe die Zeit es verdunkelt hat. Indessen sieht man noch an den sogenannten Freien eine Spur davon. Wer kann diese von den Leibeignen unterscheiden? Wie viele Verordnungen, wie viele Zeugnisse sind nicht vorhanden, welche allen Unterschied unter ihnen aufheben! Und wie viele Mühe hat man nicht oft, einen Nothfreien von einem Wahlfreien zu unterscheiden! Das einzige Kennzeichen der erstern ist der Gewinn (laudemium), wofür letztere nur Einschreibegebühren bezahlen. Wie aber, wenn eine Zeit gewesen wäre, worin man sowohl den Gewinn als die Einschreibungsgebühren mit dem Namen von Ein- oder Auffahrtsgeldern belegt hätte? Würden sodann nicht schon beide verwechselt und der Unterschied gar nicht mehr anzugeben sein?

Jedoch es lassen sich diese Dinge nicht hinlänglich einsehen, ohne von der alten Hörigkeit der Personen zu handeln. Das Land, worauf wir wohnen, gehört dem Staate. Aber der Staat kann auch ein Recht auf die Personen haben. Auch diese können angehörig werden. Die Deichanwohner konnten durch die Größe der Noth und den Mangel der Hände gezwungen werden, ein Gesetz zu machen, daß alle ihre Kinder dem Meere eigen bleiben sollten. Sie konnten verordnen, daß keins davon seinen Abschied (Freibrief) haben sollte, ohne einen Andern in seine Stelle zu verschaffen*). Jedes Kind ist ein Schuldner des Staats, der zur Rettung seines väterlichen Erbes von der Ueberschwemmung den Vorschuß gemeinschaftlicher Kräfte gethan hat. . . . . . Doch hievon ein andermal.

*) Dies ist der Wechsel und Wiederwechsel, wovon in Frankreich noch die Rubrik der Königl. Einkünfte: Les Droits de change et de contre-change herrührt.

LVII.

Schreiben einer Frau an ihren Mann im Zuchthause.

Ja, ich bin es noch, es ist die Hand deiner zärtlichen und unglücklichen Frau, geliebter und armer Mann! von der du diese Zeilen erhältst. Sieh sie nur recht an, es sind noch die Züge, worin sich dir ehedem das beste, das empfindlichste Herz ausdrückte, worin ich dich zum erstenmal versicherte, daß ich dich über Alles liebte. Wie glänzend war damals Alles! und wie glücklich glaubte ich zu werden! Ich stellete mir da noch nicht vor, daß ich einst nach Brode seufzen und solches nicht erhalten würde, daß ich die erste Frucht unsrer Liebe mit andern als Freudenthränen benetzen, und daß dein Erstgeborner, o Geliebter! an meiner Brust verhungern würde. Ich war jung und unerfahren, und lebte nur für dein Vergnügen. Jedes Geschenk, das du mir so schmeichelhaft machtest, nahm ich freudig an, um mich damit zu schmücken und dir so viel mehr zu gefallen; dir trauete ich Ueberlegung, und mir nichts als Folgsamkeit zu. Warum überlegtest du denn nicht, wie deine Ausgaben unsre Einnahme nicht übersteigen dürften? Warum muntertest du mich selbst auf und nöthigtest mich, fast jeder Mode zu folgen und in einem Tage das zu verschwenden, was ein ganzes Jahr zu unserm ehrlichen Unterhalt hingereicht haben würde? Und warum mußte ich mehr der Liebling deiner Eitelkeit als deiner Vernunft sein? Dir kam es zu, mir zu sagen, wie viel ich ausgeben, und was ich ersparen sollte. Von deiner Liebe konnte ich diesen Rath erwarten; und wie süß würde mir in deiner Gesellschaft

auch das Brod gewesen sein, was ich hätte mit Spinnen erwerben müssen! Ja, Geliebter, wir konnten glücklich sein. Unsre wahren Bedürfnisse waren nicht groß, wir hätten sie mit einiger Arbeit und mit einigem Fleiße von den Einkünften, die wir hatten, befriedigen können; und wenn ich dann nach einem mühsamen Tage nur einen erkenntlichen Blick von dir erhalten hätte, wie glücklich würde ich dann in deinen Armen geruhet haben! Ich war jung und zärtlich und nicht übel erzogen; ein Wort von dir würde einen unauslöschlichen Eindruck in meinem Gemüthe hinterlassen haben. Ein offenherziges Geständniß von deinen Schulden würde mich vielleicht in einige Bestürzung gesetzt haben; aber da es gleich anfangs noch möglich gewesen wäre dich zu retten, wie lebhaft würde nicht mein Eifer geworden sein, dieses Verdienst mit dir zu theilen! Diese Aufrichtigkeit, liebster unglücklichster Mann! würde mir deine ganze Liebe bewiesen haben, ich würde mich durch dieses Vertrauen in deinen Augen recht groß gedünkt haben. Und dann, welchen Triumph für meine Liebe, ein Mitarbeiter an deiner Rettung gewesen zu sein! Jeder kleine Schritt, wodurch wir uns dieser Hoffnung genähert, und welchen wir dann nach jedem fortgearbeiteten Tage in der frohen Abendstunde miteinander überrechnet hätten, würde unsre Mühe, unsre Kost, und, o Geliebter! auch unsern Kuß versüßet haben. Die stolzeste Frau in der Stadt wäre ich geworden, wenn man mir sodann gerühmt hätte, daß ich um deinetwillen alle Moden absagte, alle Pracht vermiede und ein Gericht Gemüse für dich und mich selbst kochte; wenn man von mir gesagt hätte, daß ich dein gutes, dein redliches, dein vernünftiges Weib wäre. Dies würde mich zu einer ganz andern Größe erhoben haben als alle die flatternden und kostbaren Kleinigkeiten, womit du mich, deinen — ach, wie tief gefallenen! — kleinen Engel, in die größten Gesellschaften führtest. Mit was für einem edlen Stolze, mit was

für einem Bewußtsein deiner und meiner Würde würde ich in Serge und Flanell auf alle die thörichten Weiber herabgesehen haben, die dem vergänglichen Glanze eines Tages ihr gutes Vermögen aufopfern, und ein bischen neidischer Bewunderung der Ruhe ihres Lebens, dem Wohlstande ihrer Kinder und der Hochachtung aller Rechtschaffenen vorziehen. Ach Mann! Mann! wie vieles haben wir verloren! Nicht blos das Vermögen uns zu erhalten, nicht blos deine Freiheit, nein, was größer als beides ist, auch die Werthachtung aller Rechtschaffenen; und vielleicht — o, mein Schmerz ist der Verzweiflung sehr nahe! — auch das, woran ich nur mit Entsetzen gedenke. Konntest du, mein Geliebter, in der Verzweiflung, worein dich deine Schulden stürzten, der Versuchung nicht widerstehen, auf unsichere Hoffnungen fremde dir anvertrauete Gelder anzugreifen: wie werde ich dein Kind verschmachten sehen können, ohne mir zuvor selbst das Leben zu nehmen? Du warest redlich, ich bin's auch. Aber Gott wende die Versuchung.

Man hat mir Alles gepfändet; von allen deinen kostbaren Geschenken, von allen meinen schönen Kleidern habe ich nichts behalten. Unser Bette ist fort. Nur mein Kind ist mir geblieben, und damit sitze ich nun schon in den dritten Tag in meinem binnen vier und zwanzig Stunden zu verlassenden Putzzimmer, weil ich das Herz nicht habe, vor die Thür zu gehen, und mich dem hämischen oder stolzen Mitleide meiner Nachbarinnen blos zu stellen. Was für eine Ueberwindung wird es mir noch kosten, sie um ein Stück Brod zu bitten! Und wie verdienstlos bleibt diese Ueberwindung in Vergleichung mit derjenigen, womit ich alle Verschwendungen vermieden und dich bei Ehren erhalten haben könnte! Was soll jetzt aus mir werden? In meinem 19ten Jahre schon so unglücklich! und vielleicht auf ewig von dir getrennt! mit einem Kinde, das nur die Zähren, so meine Brust herabrollen, einsaugt und mir in

einem sehnlichen Blicke das ehemals zärtliche Verlangen seines unglücklichen Vaters zeigt!

Vergieb mir, o Geliebter, den Ausbruch meines Schmerzens! Ich sollte dich schonen, denn du bist unglücklich genug, und es könnte dich trösten, mich ruhiger zu wissen. Allein du mußt daraus die Hoffnung schöpfen, dein Kind und mich bald zu verlieren. Und was hast du in deinem Unglück mehr zu wünschen, als bald allein zu leiden, und die Beruhigung zu erhalten, diejenigen, so jetzt dein Elend mit dir theilen, nicht mehr in der Welt zu wissen! Die Kräfte fehlen mir ein Mehreres zu schreiben. Doch unterzeichne ich mich noch

Deine
ewig getreue und unglückliche Frau
Filette Marly.

LVIII.

Ein Project, das nicht wird ausgeführet werden.

Da wir bald eine neue Karte vom hiesigen Hochstifte erhalten werden, so wäre zu wünschen, daß auch eine dergleichen, worauf nach gehöriger Vergrößerung überall die Beschaffenheit des Bodens angezeigt wäre, verfertiget würde; es könnte solches blos durch Farben geschehen, und zugleich in den Farben wiederum der Unterschied angebracht werden, daß z. E. der beste Weidegrund durch Dunkelgrün, der mittlere durch etwas Helleres, und der schlechteste durch noch Helleres angezeigt würde. In der Einfassung, wo-

durch jede Art dieses Grünen von dem andern abzusondern, würde durch eine Schattirung von Roth, Gelb, Blau oder Schwarz angezeigt, ob Mergel-, Sand- oder Moorgrund darunter anzutreffen wäre; und die Vermischung, Verhöhung oder Vertiefung dieser Schattirung würde auch zu gebrauchen sein, die Art des Mergel-, Sand- oder Moorgrundes anzuzeigen. Auf gleiche Art verführe man mit den Heiden, die etwan mit einer hell- oder dunkelbraunen Farbe angezeigt und durch die Schattirung nach ihrer Erdart unterschieden würden .... Man könnte auch auf jeden Fleck durch Nummern die Tiefe einer jeden Lage, oder deren Abstand von einer gewissen angenommenen Linie, wie auf den Seekarten, bemerken .... Außer dieser Karte müßten wir noch eine andre haben, worauf die ganze Fläche, so wie sie sich 6, 7 oder 8 Schuh tief unter der Erde befände, verzeichnet würde; so daß, wenn man die erstere Karte auf die andere legte, man sogleich sehen könnte, wie es in vorgedachter Tiefe beschaffen wäre. Man würde solches durch Erdbohrer bald untersuchen und geometrisch auftragen können. Aus der Vergleichung dieser beiden Karten würden sich vermuthlich viele gute Schlüsse ziehen lassen, besonders wenn die Veränderungen auf der Oberfläche mit sichern Veränderungen auf der Unterfläche übereinkämen. Diese Schlüsse würden uns in der Urbarmachung leiten, und Manches, was wir in der Ferne suchen, in der Nähe finden lassen. Man könnte auch solche Karten verschicken und das Urtheil der Forst- und Bergwerksverständigen darüber einholen, besonders wenn noch eine kurze Beschreibung der wilden Gewächse beigefügt würde.

LIX.

Beantwortung der Frage: Ist es billig, daß Gelehrte die Criminalurtheile sprechen?

Diese Frage muß meines Ermessens mit Nein beantwortet werden; und zwar selbst nach der peinlichen Halsgerichtsordnung. Denn so wie es schon in der Vorrede derselben heißt: Daß im heil. römischen Reich deutscher Nation altem Gebrauch und Herkommen nach die meisten peinlichen Gerichte mit Personen, die der Kaiserl. Rechte nicht gelehrt, erfahren oder Uebung haben, besetzt wären, und daß es dieserwegen nöthig gewesen, die peinliche Halsgerichtsordnung abzufassen, damit alle und jede Reichsunterthanen ein gerechtes Urtheil zu finden im Stande sein möchten: also ist auch ferner sogleich im ersten Artikel verordnet, daß die peinlichen Gerichte besetzt sein sollten mit frommen, ehrbaren, verständigen und erfahrnen Personen, ohne die Rechtsgelehrsamkeit auch nur im mindesten zu erfordern. Vielmehr heißt es eben daselbst ferner: Daß auch wohl edle und gelehrte dazu gebraucht werden möchten; zu einem sichern Beweise, wie man dafür gehalten habe, daß die Gelehrsamkeit wirklich einen Mann eher unfähig als fähig zum Urtheilsfinden mache. Die ganze Ordnung ist auch mit der äußersten Deutlichkeit für Ungelehrte abgefasset und durchgehends vorausgesetzet worden, daß die Urtheiler keine Rechtsgelehrten sein würden, weil sie in zweifelhaften Fällen beständig angewiesen werden, sich bei den Gelehrten Raths, aber nicht Urtheils zu erholen.

Der Kaiser nennet das Urtheilfinden ungelehrter Personen einen alten deutschen Gebrauch; und da in England noch jetzt ein gleiches üblich ist, so frägt sich billig, ob wir wohl und recht gethan haben, diesen Gebrauch zu verlassen? Und dazu sage ich nein.

Denn was kann unbilliger und grausamer sein, als einen Menschen zu verdammen, ohne versichert zu sein, daß er das Gesetz, dessen Uebertretung ihm zur Last geleget wird, begriffen und verstanden habe, oder begreifen und verstehen können! Die deutlichste Probe aber, daß ein Verbrecher das Gesetz verstanden habe, oder doch verstehen können und sollen, ist unstreitig diese, wenn sieben oder zwölf ungelehrte Männer ihn darnach verurtheilen, und durch eben dieses Urtheil zu erkennen geben, wie der allgemeine Begriff des übertretenen Gesetzes gewesen, und wie jeder mit bloßer gesunder Vernunft begabte Mensch solches ausgeleget habe. Dies ist die einzige Probe von der wahren Deutlichkeit des Gesetzes, welche der Gelehrte nie geben kann, weil seine Sinne zu geschärft, zu fein und über den gemeinen Begriff zu sehr erhaben sind. Der in der peinlichen Halsgerichtsordnung vorgeschriebene Eid erfordert von den Urtheilsfindern, daß sie nach *ihrem besten Verständnisse* sprechen sollen. Das beste Verständniß eines Gelehrten ist aber nothwendig von dem besten Verständniß des Verbrechers sehr unterschieden. Der Gelehrte ist ein Naturkundiger, der durch ein Vergrößerungsglas hundert Dinge in einer Sache entdeckt, welche einem gemeinen Auge entwischen; und der feine Moralist, der das menschliche Herz lange studiret hat, entdeckt Falschheiten in den Tugenden, welche im gewöhnlichen Leben gar nicht bemerkt werden. Wenn also ein Gelehrter urtheilet, so ist er in beständiger Gefahr, von seiner feinern Einsicht entweder zum unzeitigen Mitleide oder zu einer übermäßigen Strenge verführet zu werden; und er sollte sich um seines eignen Gewissens willen nie mit pein-

lichen Urtheilen abgeben. Haben doch die englischen Gesetze die Fleischer davon ausgeschlossen, weil sie geglaubt haben, daß ein solcher Mann, der alle Tage ein sterbendes Vieh unter seinem Messer mit Vergnügen röcheln sähe, leicht zu hart gegen einen armen Sünder sein könne. Es ist

zweitens unwidersprechlich, daß ein Gelehrter durch eine feinere Erziehung zu einem ganz andern Gefühle als der gemeine Mann gebildet sei. Eine garstige Unordnung, eine Injurie, eine Schlägerei, eine Grobheit wird ihm tausendmal ekelhafter und abscheulicher vorkommen, als sie einem geringen Mann, der mit dem Viehe aufgewachsen ist, vorkommt; und dies muß nothwendig einen solchen Einfluß auf sein Urtheil haben, daß er schwerlich unparteiisch sein kann. Es ist

drittens gewiß, daß die Urtheilsfinder, wenn sie aus der Gegend oder dem Kirchspiele zu Hause sind, worin der Verbrecher gewohnt hat, dessen vorigen Lebenswandel und mögliche Besserung weit sicherer und besser kennen, und nach dieser ihrer auf eigne Erfahrung gegründeten Erkenntniß weit besser urtheilen als ein Gelehrter, der ein kaltsinniges Zeugniß vor sich hat. Wer einen Menschen recht kennet, fühlet allemal dessen üble oder gute Gemüthsart besser, als er solches ausdrücken kann. Er wird sich nur unvollkommen in der Beschreibung ausdrücken, aber richtig nach seiner Empfindung urtheilen, wenn er den Ausspruch thun soll. Nichts ist aber billiger und vernünftiger, als daß bei Verurtheilung eines Verbrechers dessen Gemüths- und Lebensart mit in Betracht gezogen werde. Es leidet

viertens der Militairstand kein fremdes und gelehrtes Urtheil. Der Gelehrte oder der Auditeur hat den Vortrag; allein das Urtheil selbst wird von denen, so dem Kriegsrecht beiwohnen und die Lebens- und Gemüthsart des Verbrechers kennen, nach ungespitzten Begriffen gefället. Eben so hält es

fünftens der Bürger in den Städten, der sich von keinem andern verurtheilen läßt, als die er selbst dazu aus seinen Mitteln und aus den Ungelehrten erwählet hat, ob er gleich auch die von ihm erwählten Gelehrten, nachdem sie im Gefolge der peinlichen Halsgerichtsordnung auf den Nothfall zugelassen werden, nicht ausschließt; und schwerlich würde sich

sechstens ein Edelmann in seinem Lande, oder in einem andern, wohin er auf Geleit gekommen, verurtheilen lassen, ohne Urtheilsweiser von seinem Stande zu fordern. Dies kann er mit Recht thun, und die peinliche Halsgerichtsordnung ist ihm hierin nicht zuwider. Es ist

siebentens für einen Landesherrn sehr hart, daß er sich und seine Bediente immer mit dem Hasse der Criminalurtheile beladen sollte. Die Fälle sind zwar nicht gemein, aber doch bei großen Gährungen im Staate, und wenn die Gerechtigkeit nicht gegen Landstreicher, sondern gegen angesehene Männer ihr Amt verrichten soll, auch nicht ganz selten, wo die Obrigkeit das Recht zu urtheilen nicht verlangt, sondern lieber den geschwornen Rechtsgenossen des Verbrechers überläßt. Es erstickt auch

achtens nothwendig alle Liebe zur Freiheit und den aufrichtigen Ausdruck derselben, wenn einer vorher fürchten muß, von Gelehrten, so in Bedienungen stehen, verurtheilet zu werden.

Der bisherige Gebrauch, daß die Criminalurtheile von Gelehrten abgefasset werden, hindert

neuntens dagegen nichts, indem dieser Gebrauch lediglich gegen schlechte und flüchtige Verbrecher geübet worden, welche nicht als wahre angesessene Unterthanen, sondern als Knechte (servi poenae) verurtheilet werden. Ein Fremder, der kein Geleit hat, ist ein Feind, der, wenn er die bürgerliche Gesellschaft störet und sie gleichsam mit Krieg überzieht, als ein Kriegsgefangener ohne Cartel, nach Will-

für gehangen werden kann, und es als eine Gnade anzusehen hat, daß ihm ein förmlicher Prozeß durch Gelehrte gemacht wird. Einer solchen Willkür hat sich aber kein wahrer Unterthan unterworfen, und dieser kann sich noch immer auf die Halsgerichtsordnung berufen, ohne daß ihm jener Gebrauch mit Bestande entgegengesetzt werden könne. In der That ist auch

zehntens ein solcher Gebrauch nur dem Scheine nach vorhanden, indem die Canzleien kein Urtheil abfassen, sondern nur ihren rechtlichen Rath geben und darüber die landesherrliche Bestätigung auf den Fall einholen, daß die Urtheilsfinder oder Saelhöfer dem Verbrecher sein Recht darnach finden werden. Sollten die Saelhöfer anders weisen, als der Rath der Rechtsgelehrten es mit sich bringt, so kann dieser Rath nie zum Urtheil werden, und die landesherrliche Bestätigung setzt jene Weisung unwidersprechlich voraus. So leer uns daher auch jetzt die Ceremonie mit den Saelhöfern, wie man die Urtheilsfinder der Gemeinen hier jetzt nennt, scheinet, so wichtig ist sie im Grunde, wenn einmal ein angesehener Mann peinlich beklagt werden sollte, indem dieser unwidersprechlich fordern kann, daß der Rath der Gelehrten an ihm nicht vollstrecket werden soll, bevor nicht seine Rechtsgenossen denselben für Recht gepriesen haben. Ferner und

eilftens trägt es zur Würde des Menschen Vieles bei, daß er von Jugend auf mit den Gesetzen seines Landes bekannt gemacht und schon in der Schule zu einem künftigen Urtheilsfinder auferzogen wird. Dies geschieht aber nicht, wo blos Gelehrte urtheilen. Bei jedem der zehn Gebote sollten einem Kinde die daraus fließenden peinlichen Fälle, und was die Gesetze seines Landes darauf für Strafen verordnet haben, bekannt gemacht werden. So könnte er denken und sich hüten. Endlich und

zwölftens ist die Appellation in peinlichen Fällen eben

um deswillen verboten, weil man vorausgesetzt hat, daß der Verbrecher von zwölf ehrlichen frommen und ebenbürtigen Männern verurtheilet worden, und daher nicht leicht beschweret sein würde. Unmöglich hätte aber die Appellation in einer so wichtigen Sache abgeschnitten werden können, wenn die Meinung eines gelehrten Richters das Urtheil hätte abgeben sollen.

LX.

Schreiben über ein Project unserer Nachbaren, Colonisten in Westphalen zu ziehen.

O mein werthester Freund! lassen Sie doch den Gedanken von neuen Colonien in Westphalen fahren. Colonisten aus andern und besonders aus bessern Gegenden, werden auf unsern Heiden nie einschlagen, und Neubauer, die ihre Nahrung aus dem Boden ziehen sollen, werden bei uns allezeit in Bettler ausarten. Ueberhaupt habe ich kein Zutrauen zu den sogenannten Emigranten. Es ist entweder Faulheit und Ungeschicklichkeit, oder aber eine zu schwere Steuer, die sie aus ihrer Heimath treibt. Ist es das erste, so werden sie auf unsern Heiden gewiß kein weicher Lager finden; und die Steuer, welche ihnen hier die Natur auflegt, indem der hiesige Acker für doppelte Arbeit nur halben Lohn bezahlt, ist schwerer als alles, was in andern Ländern die Herrschaft fordern kann. Laßt uns zum Exempel nur eine Vergleichung zwischen den Ländern am Rheine

und den hiesigen anstellen, und dann urtheilen, ob ein Colonist vom Rheine jemals dahier gedeihen werde?

Der Landmann am Rheine pflügt mit einem Ochsen 2 bis 3 Zoll tief, und der Halm auf seinem Acker ist höher als ein Reiter zu Pferde. Hier im Stifte pflügt man hingegen nach dem Unterschiede des Bodens mit 2 oder 4 Pferden 8 bis 10 Zoll tief, und der Halm bleibt in den besten Gegenden um ein Drittel, in den schlechtern aber um zwei Drittel kürzer, ohne daß ihn der beste Wirth mit der ordentlichen Kraft höher treiben kann. In jenen Gegenden kann man ein Wagenrad gegen die Saat legen, ohne daß diese sich niederbeugt; wohingegen dieselbe in hiesigen schlechtesten Gegenden keinem Peitschenstiel widerstehet.

In jenen Gegenden füttern vier Pfund Stroh so stark und besser als hier sechs, und alle Futterung hat dort um ein Drittel mehr Würze. Das Vieh frißt um ein Drittel weniger, und mölkt um die Hälfte besser.

In jenen Gegenden stürzt man auf einmal funfzig Fuder Stroh in den Mist, um nur Dünger zu bekommen; in den hiesigen hat der beste Wirth selten mehr Stroh, als er zur Futterung und zum Streuen gebraucht; und der schlechteste hat kaum die Nothdurft zur Futterung; zum Streuen muß er Heide, Laub und Rasen oder Plaggen gebrauchen.

Dort füttert man das ganze Jahr sein Vieh auf dem Stalle, weil man Stroh, und zwar kräftiges Stroh hat; anstatt daß man hier an den schlechtesten Orten das Vieh schon den Schnee auflecken läßt, weil es auch am magern Strohe gebricht.

Dort fähret der Landmann seinen Strohmist mit einem langen Wagen vom Hofe auf den Acker; hier muß er ihn von der Heide erst mühsam abnarben, mühsam zusammenfahren, seinen Mist dazwischen legen, und hernach mit kurzen Wagen auf's Land bringen.

Diese Erfahrungen kann niemand läugnen, der beide Gegenden verglichen hat; und die unstreitige Folge davon ist, daß der Heidebewohner mit dreifacher Arbeit von Menschen und Pferden von einem dreifach größern Boden dasjenige nicht gewinne, was in jenen Gegenden der Landmann mit dem Drittel Arbeit und auf einem Drittel desselben Bodens gewinnet. Die Natur macht den Mann auf der Heide zum Sclaven der Arbeit; anstatt daß sie dem Bewohner jener Gegenden alle Freiheit zur Ergötzung und Begeisterung gönnet.

Nun will ich Sie urtheilen lassen, ob Leute, die jene Gegenden verlassen, jemals in den hiesigen mit der gehörigen Zufriedenheit arbeiten werden, welche doch nothwendig dazu gehöret, wenn eine Colonistenfamilie Liebe zum Boden und zum Fleiße gewinnen soll.

Ich getraue mir mit einer Art von Ueberzeugung zu sagen: Man gebe uns nur Stroh, und alle Heiden sollen bevölkert sein. Dieses Stroh, so viel Kunst sie auch darauf verwenden, sind sie nie im Stande uns zu verschaffen. Düngen sie den hiesigen Heide- und Sandgrund zu sehr, so wird die Frucht zu geil und legt sich; der Halm wird nie zu einer Röhre, und die Aehre verwächst ohne Frucht zu bringen. So lange es aber an Stroh fehlt, um den jetzigen Acker zu düngen, so lange müssen wir den Mangel des Düngers von der Heide ersetzen, und können diese nicht urbar machen.

Man sagt zwar, die Heide müsse Futterkräuter tragen, mit diesen müsse man den Viehstapel vermehren, von dem Viehe folglich mehrern Dünger gewinnen, und durch den vermehrten Dünger mehr Korn und Stroh ziehen. Allein so scheinbar dieser Plan auch ist, so getraue ich mir doch darauf zu wetten, daß ihn Niemand zu Stande bringen wird.

Denn die Heide kann keine Futterkräuter tragen, ohne

im ersten Jahre wohl gedüngt zu werden. Man muß dieselbe auch noch im zweiten Jahre düngen. Woher soll aber der Landmann, der nicht so viel Stroh und Dünger hat, als er zu seinem Acker gebraucht, diese erste Anlage nehmen, nachdem alle Heiden urbar gemacht, folglich keine Plaggen gebraucht werden sollen? Gesetzt aber, es regnete zwei Jahr lang Stroh vom Himmel, und der Landmann würde dadurch einmal in den Stand gesetzt, den ersten Schritt zu thun, so müßte man, wenn die Sache nur in der Folge glücklich gehen sollte, annehmen können, daß der Heideacker immer jährlich so viel Stroh wiederbrächte, als zu seiner Düngung in der Folge erfordert wird. Dies ist aber wider die Erfahrung. Ein Mann, dem ich 24 Maltersaat Heidegrund wohl bestellt und wohl gedüngt mit der Bedingung übergebe, daß er diese Länderei künftig mit demjenigen Stroh, was darauf wächst, und dem Viehe, was darauf gehalten werden kann, düngen solle, bauet sich darauf gewiß in 30 Jahren zum armen Manne. Die Heide kann nicht gebrachet werden; folglich muß er Jahr aus Jahr ein alle 24 Malter bestellen. Sie erfordert fast durchgehends alle Jahr frischen Dünger; und der Mann soll noch geboren werden, der 24 Maltersaat dieses Grundes jährlich mit demjenigen bestellen will, was darauf gezogen werden kann.

Ich zweifle auch noch sehr, daß Sie ein Futterkraut, wenn das Land dazu zwei Jahr gedüngt wird, nur auf sechs Jahr in der Heide erhalten werden. Das dritte und vierte geht an; aber im fünften scheint die Heide schon durch, und im sechsten hat sie die Oberhand, wo Sie nicht in den beiden letzten Jahren noch etwas nachdüngen; und wenn dieses geschehen muß, so ist es besser Korn als Futter zu bauen. In England, wo man sechs Jahr, und in Holstein, wo man neun Jahr brachet, sind die Futterkräuter mit Vortheil zu ziehen, welche sechs und neun Jahr

dauern, ohne weiter gedüngt zu werden; aber hier, wo gar nicht gebrachet, und fast jährlich gedüngt werden muß, ist es in jener Maaße und zum völligen Anbau der Heide ein eitles Project.

Die Colonien in Amerika, welche sich auf den Landbau gründen, sind alle auf die Art angelegt worden, daß einer mehr als zehnmal so viel Raum eingenommen, als er wirklich gebraucht hat. Dazu sind noch unendlich viele Nutzungen aus Holzungen und wilden Gegenden gekommen, so den Colonisten bei seinem ersten Anbau unterstützen müssen.

Das fruchtbare Jamaika bot seinen Colonisten ganze Wälder von den besten fremden Holzarten, als Cedern, Mahagoni, China und andern, so die Künstler und Materialisten in Menge gebrauchen, ohne die geringste Mühe dar. Es hatte eine Menge von wilden Gewächsen zu Oel, Rum, Farben, Gewürzen und dergleichen Spezereien, womit die Natur die neuen Anbauer beschenkte. Der Boden in Carolina bringt den wilden Indigo und die schönste Futterung für allerlei Arten von Vieh, Reis mit weniger Düngung, und Fichten zu Terpentin, Theer und Pech in unerschöpflicher Menge hervor. Virginien trägt Waizen und Taback und versorgt seine Colonisten mit Wild und Fischen. Der Zucker- und Kaffeebau hebt andre Provinzen; und überall leben die Colonisten, was Weide, Dünger und Brandholz betrifft, blos auf Kosten der Natur. Wenn in solchen Gegenden Colonien gerathen — und doch kann man von so vielen sagen, daß sie seit einiger Zeit mehr ab- als zugenommen haben — so ist es kein Wunder. Allein daß einige zugemessene Morgen schlechten Landes, eine magere Weide, ein bischen Torf und eine uneingeschränkte, ungewisse Freiheit Neubauer reizen, ermuntern und erhalten soll, das ist zu viel gefordert. Die Rede ist nicht von fabricirenden Colonien, welche sich auf Handlung und Handwerk gründen sollen, sondern von Leuten, die ihr Brod aus dem

Boden, und höchstens von ihren körperlichen, zu keinem Handwerke geübten Kräften ziehen sollen. Von diesen sage ich, daß sie nicht aus der Fremde hergezogen werden können.

Unser Stift hat seine Bevölkerung blos der Arbeit in Holland zu danken. Dies ist das Kapital, wovon sich die Menge von Nebenwohnern ernähret; und wenn man ihnen dieses entzöge, so müßten sie den Boden und die darauf stehende Hütte bald verlaufen. Spinnen und Weben allein ernährt eine Familie nicht. Gesetzt, eine Person spinne des Tages drei Stück Garn, wovon achtzehn für einen Thaler verkauft werden, so ist dieses ein wöchentlicher Gewinnst von achtzehn Mgr.; indem der Flachs, der dazu gehört, gewiß achtzehn Mgr. kostet. Solchergestalt erwirbt eine Person, die alle Woche sechs Tage und täglich drei Stücke spinnet, nicht mehr als 26 Thaler des Jahrs. Wenn man davon die Haus- und Gartenmiethe, die Handdienste und Auflagen abzieht, so bleibt ohngefähr so viel übrig, als für die Feiertage abgerechnet werden muß. Woher soll nun diese Person Brod, Feuerung und Kleider nehmen? Ein Mensch muß wenigstens fünf bis sechs Mgr. des Tages gewinnen, wofern er auskommen soll.

Ueberhaupt aber wollen Colonisten gleichsam zusammen brüten. Wenn man sie einzeln zerstreut und unter die Landeseinwohner versteckt, so fühlen sie bald das Heimweh. Der Unterschied der Sprache, der Nahrung, der Kleidung macht, daß sie mit den Landeseinwohnern nie recht vertraut werden. Diese behalten allezeit eine Verachtung gegen solche arme Fremdlinge, hassen und vermeiden sie wohl gar, stehen ihnen wenigstens in keinen Nöthen bei, verheirathen sich nicht mit ihnen; und ein solcher einzelner Colonist sitzt da wie auf einer Insel, ohne daß er sich einmal dem Kruge nähern darf. Nun sind aber in Westphalen keine solche Gegenden, wo eine ganze Gemeinheit von Neubauern angelegt werden kann. Es sind immer nur einzelne Flecke,

worauf sie unter die alten Einwohner versteckt werden müssen; und so mögen Sie selbst urtheilen, ob sie auf diese Art gedeihen werden? Nicht zu gedenken, daß Colonisten aus der Ebene sich nicht in bergichten Gegenden, und Colonisten aus letztern nicht auf der Ebene gewöhnen, auch der Uebergang von einem schweren Boden auf einen leichtern eine ganze Verwandlung der Knochen und Nerven erfordere.

Unsre Gesetzgeber machen auch jetzt viel zu wenig Gebrauch von dem Hange der Menschen zu religiösen Verbindungen, um die Anziehung neuer Colonien hoffen zu können. Wir sehen zwar, was die Herrnhuter, die Mennoniten, die Quäker und andre mit einer begeisterten Vereinigung ausrichten. Wir legen aber den Plan der Colonien darauf gar nicht an, und nutzen den Hang nicht genug, welchen religiöse Brüderschaften ehedem auf den Fleiß und die Sitten der Menschen gehabt haben. Alles soll mit Strafen und Brüchten gezwungen werden. Die Eitelkeit, die Verschwendung, die Ueppigkeit, welche unsre Zeiten verderben, sollen blos durch Polizeigesetze eingeschränkt werden; da man doch gewiß hundertmal mehr ausrichten würde, wenn man der einen Partei erlaubte, den Kopf auf die Rechte, und der andern, denselben auf die Linke zu tragen. Ohne diese Freiheit würde die hallische Apotheke das nicht sein, was sie ist; und man kann darauf wetten, daß gewisse Einrichtungen, wenn sie nicht mehr von Sonderlingen, sondern von einer gemeinen Art von Menschen dirigirt werden sollten, bald ihren ganzen Vortheil verlieren würden. So kräftig sind die selbst erwählten und selbst geschaffenen Meinungen der Menschen. Die allgemeinen Lehren verlieren ihre Kraft. Was reizen, anfeuern und begeistern soll, muß durch Neuheit, Sonderbarkeit und eigne Erfindung bezeichnet sein; und es wäre eine große Frage, ob nicht alle hundert Jahre eine Generalrevolution

in den Köpfen der Menschen zu befördern wäre, um eine Gährung in der sittlichen Masse des menschlichen Geschlechts und mit Hülfe derselben bessere Erscheinungen, als wir jetzt haben, hervorzubringen. Doch nichts weiter von diesem Texte.

Genug, eine neue Colonie erfordert zu ihrer Aufnahme und Erhaltung ganz andre Maschinen, als man jetzt gebraucht und gebrauchen kann. Man muß nach Pensylvanien reisen, und aus der Vergleichung dieser einzigen Colonie mit allen übrigen sich von einer so wichtigen Wahrheit überzeugen *).

Endlich so sind die Gegenden, die man insgemein den Colonisten anweisen will, ohne Holz und ohne Bäche, und ringsherum mit Bauerhöfen, welche das Holz, die Bäche und den besten Weidegrund eingenommen haben, besetzt. Auf diesen Höfen befinden sich die Saelstätte, die Leibzucht und zwei, vier, sechs, acht Nebenhäuser, welche von der nächsten Heide die besten Flecke auf mancherlei Art nutzen. Wenn man nun zwischen diesen Gründen einzelne Köttereien für Neubauer anlegen will, so ist es begreiflich, daß sie nicht allein von den ersten Anwohnern, sondern auch von der Natur auf alle Weise eingeschränkt sind. Sie sind selten im Stande ein Taglohn zu verdienen, weil die Hofgesessene ihre alten Nebenwohner um sich und von ihnen alle erforderliche Hülfe haben. Der Alte sieht es als einen Eingriff in sein Eigenthum an, daß er dergleichen Neubauer, wodurch er in den öffentlichen Lasten nicht erleichtert wird, zum Mitgenuß seiner gemeinen Weide lassen soll, und er

*) Wem diese Reise etwas zu weit dünkt, der lese An Account of the European Settlements in America, so zu London 1765 zum viertenmal in zwei Octavbänden aufgelegt und im Jahr 1760 verfertiget worden.

drückt sie auf so mancherlei heimliche Art, bis sie endlich das Weite suchen müssen.

Die beste Art der Bevölkerung in Westphalen bleibt also allemal diese, daß der Hofgesessene vermocht wird, die an seinem Hofe zunächst liegenden Gemeinheiten mit zu seinem Hofe zu ziehen, darauf Heuerhäuser, welche ihm in allen Lasten zu Hülfe kommen, und in denselben Nachbars Kinder zu setzen, die der Gegend und der Arbeit gewohnt und mit ihm verwandt und bekannt sind. Diesen, weil es Heuerleute sind, die nicht für den Staat und für ihr Eigenthum arbeiten, wird er Weide, Holz und Hülfe geben, nie aber fremden Colonisten, die den Boden zu ihrem Eigenthum haben und ihm seine Rechte schmälern sollen. . . .

Ich bin rc.

LXI.

An meinen Freund zu Osnabrück über die Beschwerlichkeiten Colonisten anzusetzen. *)

Von einem unbekannten Verfasser.

Und doch, mein Werthester, bleibe ich allezeit von dem Projecte Colonisten anzusetzen ganz eingenommen, so viel Beschwerlichkeiten Sie auch dabei finden. Projectenmacher erwecken Difficultantenmacher. Wir wundern uns gar nicht darüber, daß man in unsrer Nachbarschaft Sachen unmög-

*) In den Westph. Beitr. ist zugefügt: Aus den Mindenschen Anzeigen vom J. 1770. St. 31. A. d. H.

lich glaubt, die uns leicht vorkommen. Weil wir beständig Nachahmer finden, so halten wir uns des künftigen Beifalls der Welt zum voraus gesichert, so spröde sich dieselbe im Anfang dawider bezeiget. Von Ihnen aber verlange ich, daß Sie nicht auf den Ausschlag warten sollen, um Ihre Zustimmung zu unsern Einrichtungen zu geben, weil Sie vermögend sind, eine Sache von vorne gründlich zu beurtheilen, und weil daran gelegen ist, daß Sie sich durch die Lust Neuigkeiten zu widersprechen nicht verleiten lassen, dem Vortheil des Vaterlandes und der Wohlfahrt des menschlichen Geschlechts zu widersprechen.

In dem Augenblick, bekennen Sie es nur, als Sie von dem großen Reiter zu Pferde, von dem Wagenrad, von der Fuhrmannspeitsche und von dem aromatischen Strohe im Reiche schrieben, waren Sie dichterisch begeistert, und mehr rednerisch, als die gegenwärtige Sache erforderte.

Bilden Sie sich von dem Colonistenwesen den wahren Begriff, so werden Sie anders denken.

Der König, welcher Ausländer, die Ursache finden ihr Vaterland zu verlassen, ohne Unterschied der Religion und der Sprachen in seinen Ländern aufnimmt, und ihnen von seinen eigenthümlichen Grundstücken oder wüsten Feldern nothdürftig Land, große ungezweifelte Freiheiten schenket, nimmt den alten Einwohnern nichts, und befördert den Anbau ihrer Söhne mit gleicher Bereitwilligkeit als der Ausländer. Dies ist der Plan, wornach wir arbeiten.

Alle Deutsche sind Unterthanen ihrer Fürsten. So viele Fürsten, so viele Köpfe. Was Wunder, daß sich der Unterthan den besten erwählet, wenn er die Gelegenheit dazu findet. Es sind also für Ausländer mehr als die zwei Ursachen, die Sie angeben, auszuziehen; und wenn Sie alle andere auch dahin rechnen wollten, so müssen Sie die Neigung, welche Fremde haben, in den preußischen Staaten zu wohnen, doch als die dritte hinzusetzen.

Die Fruchtbarkeit einer Provinz ist es nicht allein, was die Menschen vorzüglich bewegt, dieselbe zu bewohnen; denn sonst würden die Corsen sich nicht um die rohen Felsen ihres Landes streiten, und wenigstens gegenwärtig, unter der französischen Herrschaft gebeuget, Tinian suchen, und daselbst die Wollust der Elisäen genießen.

Was hilft es dem Rheingauer zu Hochheim, die fetten Trauben zu keltern, die wir ohne Durst und zum Scherz herunterschlucken?

Unser Vaterland aber, liebster Freund, ist nicht so unfruchtbar, als Sie es beschreiben. Unsre Heiden sind durchgängig mit grünen Angern durchwachsen, und sie sind nirgends so schlecht, daß sie nicht Holz tragen könnten. Die Verschiedenheit des Erdreichs, welche sich fast allenthalben findet, giebt der Kunst Mittel, durch vielerlei Vermischungen ein neues zu schaffen und aus mehreren unfruchtbaren ein fruchtbares zu machen. Wir sind hier der ungezweifelten Meinung, daß Westphalen um ein unendliches besser sein würde, wenn Alles mit Korn und Gras und Holz angebauet wäre, und daß solches in unserm Jahrhundert noch geschehen könne. So viel hat uns der Fleiß und die Erfahrung vor Ihnen bereits voraus gegeben, daß wir von einer Sache Ueberzeugung haben, die Ihnen noch lange Zeit zweifelhaft sein wird; denn wir wissen wohl, daß Sie noch lange für das Plaggenmatt Ihres Vaterlandes patriotisch streiten werden.

Es ist keinesweges unmöglich, einem Rheinländer oder einem andern Fremden in unsern Gegenden zurechte zu helfen; es ist hier aber nicht Raum genug und nicht die Gelegenheit, Ihnen alle Mittel dazu zu zeigen. Sie wissen, daß unsere Cameralisten einen Vorzug vor vielen haben, und daß sie die Hindernisse, welche andern unübersteiglich scheinen, leicht überwinden. Sie werden das Mittel leicht finden, die alten Einwohner mit den Ankömmlingen zu ver-

einigen; und alsdenn sind alle Schwierigkeiten schon gehoben. Haben so viele Eingeborne und benachbarte Fremde bei uns gebauet, die nicht die gegenwärtigen Vortheile genossen haben, und dennoch gut bestehen: warum sollten jene nicht fortkommen? Sie argumentiren aber überhaupt zu viel; denn es kommt hier nicht allein darauf an, Meiereien anzulegen. Wir nehmen Handwerker und Professionisten auf; und wer nicht bauen will, der setzet sich zur Heuer; und also haben wir ein großes Feld mit Colonisten zu besetzen vor uns.

Ein Eingeborner, der reiset, wird die Wissenschaften vieler Provinzen mit zu Haus bringen, und nichts davon einführen. Fremde, so sich irgendwo niederlassen, führen ihre Gebräuche ein, und die Alten nehmen das Gute davon an. Der Buchwaizen, die Kartoffeln sind uns von Fremden gebracht; wir haben sie nicht geholet, wenn man mich recht unterrichtet hat. Alle glückliche Revolutionen in der Oeconomie sind durch Kriege, Emigrationen und Transplantationen entstanden. Wir haben keine große Revolutiones nöthig; so roh ist unser Vaterland nicht. Fremde aber zwischen unsre Einwohner zu setzen, ist noch immer von Nutzen. Es sind in Handwerken und im Ackerbau gewisse Behandlungen, und in denen dahin gehörenden Werkzeugen und Maschinen gewisse Vortheile, die nachgeahmt zu werden verdienen. Ich will nicht sagen, was für Vortheile in Ansehung der Sitten, der Religion und der Moralität der Einwohner daraus entspringen. Der Umgang mit Fremden macht sanftmüthig und höflich, und besieget die Vorurtheile, die jede Nation eigenthümlich hat. Dies sind die Vortheile für die Provinz.

Es gehöret nicht hieher, den Vortheil für den Herren oder für den Staat zu berechnen, der sonder Zweifel größer ist.

Als ich die Ehre hatte, Ihren Brief zu empfangen, riß

mich erst der Strom Ihrer Reden hin, und ich ging der Sache nachzudenken auf's Feld. Ich traf einen Bauer an, der Ellern um junge Eichen pflanzte. Was wollt ihr doch, sagte er, mit dem fremden Volke anfangen, das wir haben holen müssen? Warum pflanzest du, fragte ich, so viel von dem Zeuge um die Telgen, die schon dicke genug stehen? Sie nehmen ihnen ja nur die Nahrung. Nein, sprach der Bauer, das hat keine Noth; die Eller nimmt nichts von dem, so der Eiche zukommt, sondern nur die sauern Säfte, so ihr schaden; sie brütet und schützet aber die Telgen und nähret sie durch ihr Laub, und sie ist ein nutzbares Holz. Wohl, sprach ich, so wollen wir auch die fremden Leute um euch pflanzen. Ich konnte den guten Bauern hiedurch leicht zum Schweigen bringen. Ihnen aber gebe ich diese Vergleichung mit dem Nutzen der Bevölkerung in seinem ganzen Umfang und in allen seinen Theilen nach Ihren Einsichten zu überlegen, und ich wette, daß Sie minder Widerwillen gegen die Colonisten empfinden werden, wenn Sie solches aufrichtig gethan haben.

Ist es endlich, mein Werthester, eine huldreiche Gesinnung unseres Monarchen, Fremde, die Ursache finden, sich über ihr Vaterland zu beklagen, aufzunehmen, so lassen Sie es eine edle Bemühung für seine Diener sein, ihnen zu helfen. Und in dieser Absicht betrachten Sie die ganze Sache als ein Glück für Deutschland.

Uebrigens muß Ihnen ein jeder beipflichten, daß die Bevölkerung durch Heuerleute dem Genie der westphälischen Provinzen am gemäßesten sei, und ich habe mich gefreuet, Sie am Ende Ihres Briefes wieder zu finden. Wir vernachlässigen dies so wenig, daß unsere Neubauer schon anfangen Heuerleute anzusetzen. Leben Sie wohl!

Minden, den 30sten Juli 1770.

LXII.

Ueber die Veränderung der Sitten.

Es ist oft ein angenehmer und lehrreicher Anblick, zu sehen, wie sich gewisse Thorheiten gegen alle Gesetze erhalten, und oftmals auch Gesetze zu einer Zeit gegen Laster eifern, welche zur andern Zeit ungestraft hingehen. Nach dem Reichsabschiede von 1431 sollte allen denjenigen, so in der Armee spielen würden, die Hand abgehauen werden. Diese Verordnung wurde im Reichsabschiede von 1486 dahin geschärft, daß den Spielern der Kopf abgeschlagen werden sollte. In der Reichs-Fuß-Knechtsbestallung von 1570 lenkte man wieder dahin ein, daß niemand auf Credit spielen sollte, bei Verlust des Gewinnstes; und nachher hat man es gar unnöthig gefunden, dieserhalb Reichsgesetze zu machen. In dem Reichsabschiede von 1577 wird den Weibsleuten das Springen verboten; und jetzt läßt man sie so viel springen wie sie wollen. Es ist fast kein Reichspolizeigesetz, worin nicht gegen die Schalksnarren geeifert wird. Ist es aber eine Folge des Verbots oder der veränderten Zeiten, daß die Narren ihre Kappen abgelegt, und dafür ehrbare Kleider angezogen haben? Wie vielmal heißt es nicht in eben diesen Gesetzen, als z. E. in den Reichsabschieden von 1497, 1498, 1500, 1530, 1548, 1577, daß die Herren, welche Pfeifer und Trommeter halten, solche bei andern als ihren Unterthanen, welche es leiden wollen, nicht zum Neujahrblasen schicken sollen? Dennoch aber sehen wir deren oft viele aus benachbarten Ländern, welche auf dem platten Lande herumziehen und den Unterthanen das neue Jahr ungerufen verkündigen. Vermöge des Reichsabschiedes vom Jahr 1498 soll jeglicher

kurzer Rock oder Mantel in der Länge gemacht werden, daß er hinten und vorn ziemlich und wohl decken möge. Jetzt aber würde ein Reichsgesetz erfordert werden, um die gar zu große Länge der Kleider zu verbieten. Ferner wird im Reichsabschiede von 1427 verboten, gar keine Frauen mit zur Armee zu bringen; in dem vom Jahr 1431 aber wird dieses auf die gemeinen Frauen eingeschränkt. Wer dergleichen mitbrächte, heißt es, sollte gehörnet*) werden. Im Reichsabschiede vom Jahr 1570 werden beide zugelassen; doch mit dem Unterschiede, daß man die gemeinen unehrbaren Weiber zur Zeit der ersten Musterung oder hernach, wenn es befohlen würde, zum Troß schicken solle. In diesem Stücke hat sich die neuere Kriegszucht besser gehalten. Allein das Reichsgesetz von 1667, worin alle goldene und silberne Spitzen und Borten, wie auch goldene und silberne Knöpfe, nicht weniger die goldenen und silbernen Tücher, die mit Gold und Silber gestickten Kleider und das unnöthige Vergolden verboten sind, und worin ferner alle seidene und zwirnene Spitzen verboten werden sollten, ist vermuthlich nie zur Ausübung gekommen, und giebt lediglich eine Beilage zur Geschichte der menschlichen Thorheiten ab.

LXIII.

Aufmunterung und Vorschlag zu einer westphälischen Biographie.

Es ist unstreitig eine der größten und feinsten Ideen, daß Menschen, die ihre Tage in stiller Ausübung aller Tu-

*) Hier hat man den Gebrauch des Hörnertragens, der zwar älter ist, wie Salmasius, Menagius und andre Kritiker es gewiesen haben, aber doch hier als eine reichsgesetzliche Strafe bekannt gemacht wird.

genden zugebracht haben, nach ihrem Tode von dem Oberhaupte der Kirchen heilig und selig gesprochen werden. Männer, welchen ihre Demuth im Leben nicht gestattete, nach einem glänzenden Ruhm zu streben, und sich entweder an der Spitze eines Heers oder am Ruder des Staats in der Geschichte zu verewigen, erhalten auf diese Weise auch ihr verdientes Ehrenmahl; und die Vergötterung, womit Geschichtschreiber und Dichter ein so unerlaubtes als gefährliches Monopolium treiben, muß einer Heiligsprechung weichen, welche nicht anders als nach der strengsten Untersuchung und von einsichtsvollen Richtern geschiehet. Die glänzenden Tugenden oder Laster, wie man sie nennen will, sind solchergestalt nicht die einzigen, welche der Nachwelt in der Geschichte zu Mustern vorgestellet werden; die Menschen lernen dadurch einsehen, daß auch durch stille Tugenden ein ruhmvolles Andenken zu erwerben sei; und nicht jedes Genie, das einen Beruf empfindet sich aus seiner Sphäre zu heben, wird in die Versuchung gesetzt, sich sogleich durch die Anzündung eines Tempels, oder durch die Unterdrükkung eines Nachbaren zu verewigen.

Nichts könnte wirklich einem Staate vortheilhafter sein als die Lebensbeschreibungen solcher Heiligen, wenn sie von einer geschickten Hand verfertiget, und solchergestalt den Frommen und Redlichen im Lande als Muster zur Nachahmung vorgelegt würden. Hat gleich mancher Fehler, welcher sich nach dem unterschiedenen Geschmacke der Zeiten in die Art der Behandlung eingeschlichen, insbesondere aber der Fehler, daß man wider die Natur der Sache in diesen Lebensläufen auch das Glänzende, das Heroische und das Rittermäßige zu sehr, und öfters auf Kosten des Wahrscheinlichen, gesucht, Viele davon anders denken lassen, so bleibt die Sache an sich doch allemal von einem so großen Werth, daß sie die allergrößte Aufmerksamkeit und Bewunderung verdient. Um die Tugend in Mustern vorzustellen,

nehmen wir jetzt oft unsere Zuflucht zu moralischen Erzählungen. Diese sind aber nicht so wirksam als die Geschichte solcher Männer, deren man sich als seiner ehemaligen Mitbürger und Verwandte erinnert. Insbesondre aber fehlt ihnen die wahre Reizung für uns, auch einmal selbst und mit Namen der Nachwelt auf gleiche Art empfohlen zu werden; und diese Reizung, welche die vernünftige Eigenliebe vielleicht nicht deutlich denkt, aber doch allemal empfindet, ist nicht das letzte Mittel, die Menschen zur Ausübung stiller und wahrer Tugenden zu führen. Ein Ehrenmahl, worauf die Tugend in ihrem feierlichsten Gewande auf das liebenswürdigste abgebildet ist, wird nie so vielen Eindruck in unserm Busen hinterlassen als das Denkmahl, das der Staat einem genannten Privatmanne, dessen Familie, Freundschaft und Andenken noch lebt, zur Dankbarkeit für sein Wohlverhalten errichtet.

Bei dem Allen bleibt es aber doch wahr, daß man die Heilig- und Seligsprechung nur selten und sparsam gebrauchen, und sie nicht wie unsre heutigen Titel verschwenden müsse, wofern man ihren Werth nicht schwächen und den himmlischen Adel so gemein als den irdischen machen will. Es bleibt ferner wahr, daß solche nicht die Stelle einer bürgerlichen Krone vertrete und zur Aufmunterung politischer Tugenden diene. Daher reicht dieselbe auch zu allen Absichten nicht hin, und man denkt billig darauf, das Andenken solcher Thaten, welche zu ihrer Ehre erst den Zeitungsschreibern und Journalisten, und hernach solchen gelehrten Fabrikanten, welche daraus das Leben großer Kriegshelden beschreiben, unbekannt bleiben, noch auf mehrere Arten in Segen zu erhalten. Und hiezu ist das Mittel einheimischer Biographien oder Lebensbeschreibungen gewiß das bequemste und wohlfeilste. Unsre Vorfahren kannten diesen großen Plan, indem sie die sogenannten Personalien eines verdienten Mannes drucken ließen; und es ist

schade, daß die Satyre hier das Kind mit dem Bade verschüttet und nicht darauf eingelenkt hat, daß blos verdienten Männern ex decreto reipublicae dergleichen Ehre wiederfahren sollte. Doch dies im Vorübergehen.

Deutschland macht kein recht vereinigtes Ganze aus, wie andre Reiche. Es hat keine Hauptstadt, wie Frankreich und England, und folglich stehen diejenigen Personen, welche dem Staate und gemeinen Wesen dienen, oder auch sonst in stiller Größe leben, nicht auf der Höhe und in dem Lichte, worin sie sich in jenen Reichen befinden. Wir können uns also nie schmeicheln, solche Biographien zu erhalten, wie unsre Nachbaren haben. Wir können höchstens Helden und Gelehrte (und dergleichen Muster brauchen wir so gar viel nicht), aber nie den Mann, der dem Staate im Cabinet und auf dem Rathhause dienet, zu einem Terray *) oder Beckford machen. Der Minister eines Bischofen oder Reichsgrafen mag seinem kleinem Staate noch so große Dienste leisten, und zehntausend Unterthanen glücklich machen; sein Ruhm wird mit ihm bald in die Grube sinken, wenn er auf einen solchen Biographen warten soll, wie die Engländer und Franzosen haben. Daher ist es nöthig, auf eine einheimische Anstalt zu denken, wofern wir nicht den Nutzen, welchen die Ehre nach dem Tode, dieser große obgleich unerklärliche Bewegungsgrund, dem gemeinen Wesen ohne viele Kosten verschafft, ganz verlieren wollen.

Unser Stift ist zu klein, um allein etwas zu unternehmen. Allein Westphalen ist groß genug, und das Leben eines Westphälingers kann wenigstens alle seine Landesleute

*) Was muß man sich für eine Idee von einem Manne machen, der sich mit dem Hasse eines Reichs beladen läßt und allen Spöttereien aussetzt, um einen völlig verdorbenen Staat wieder herzustellen! Dergleichen giebt es alle hundert Jahr nur einen.

interessiren; es kann Nutzen und Nachahmung erwecken, da man sich einander kennt, oder doch an seinen Landesleuten einen nähern Antheil als an Fremden nimmt. Wir haben große Männer gehabt; und es ist zu glauben, daß die Familien, welche dergleichen unter ihre Ahnen zählen, die Nachrichten gern mittheilen werden, sobald sie sehen, daß ein so nützlicher Gebrauch davon gemacht werden soll. Wir können auch Künstler, Maler und Bildhauer aufweisen, die entweder von fremden Biographen mit Stillschweigen übergangen, oder auf fremde Rechnung geschrieben worden. Wie ist es uns nicht mit dem bekannten Israel von Mecheln gegangen, der nicht weit von Bokholt im Stifte Münster zu Hause war, dort gelebt und gearbeitet hat? Der jüngst verstorbene Canzler von Braband, Herr von Crumpypen, war eines Schmidts Sohn aus Warburg. Er selbst hat es in seinem Leben keinem verhehlet; aber seine Nachkommen könnten es leicht vergessen. Die Geschichte solcher Landesleute, die sich durch eigne Verdienste haben heben müssen, bleibt aber allemal angenehm und nützlich; und das Leben eines Grafen von Ostermann ist wichtiger als die Sammlung aller Thaten von manchem gebornen Reichsfürsten. Es sind aber nicht blos diese Art von Cometen, die nur selten erscheinen, deren wunderbarer Lauf eine Beschreibung verdient; wir wünschten auch die Lebensläufe solcher Männer und Muster zu haben, die zur Nachahmung geschickter, von minderm Glanze, aber von gleicher Größe gewesen; und wir wünschen, daß sich eine Gesellschaft zusammenthun und vorerst mit Sammeln den Anfang machen möge. Bis dahin dieses geschieht, werden alle Kenner und Liebhaber ersucht, diejenigen Nachrichten von ruhmwürdigen Männern aus Westphalen, welche in einer solchen Sammlung erwähnt zu werden verdienen, dem Intelligenzcomtoir, wo sie zu getreuer Hand aufbewahret werden sollen, einzuschicken.

LXIV.

Vorstellung zu einer Kreisvereinigung, um das Branntweinbrennen bei dem Kornmangel einzustellen.

Es ist schon mehrmalen erinnert worden, wie höchst nützlich es sein würde, wenn die Reichsstände in dem westphälischen Kreise sich wegen gewisser Polizeianstalten gemeinschaftlich vereinigten, und allenfalls auch mit dem benachbarten niedersächsischen Kreise dieserhalb eine Correspondenz unterhielten. Die alten Reichsgesetze empfehlen dieses mit so vielem Ernste, und die Noth erfordert es so offenbar, daß man sich billig wundern muß, warum nicht mit mehrerm Ernste und Eifer an eine so nöthige Sache gedacht werde. Die Zeit ist vorüber, worin die anwachsenden Territorialhoheiten gegen eine solche Anstalt eifersüchtig waren. Jeder Reichsstand ist nunmehr wirklich völliger Herr in seinem Lande, und keiner hat zu besorgen, wenn er durch eine freiwillige Vereinbarung mit seinen Kreisgenossen, seiner Machtvollkommenheit einige Schranken setzt, daß ihm solches als eine neue Unterwürfigkeit gegen das gemeinschaftliche Reichssystem und dessen Oberhaupt werde angerechnet werden. Woran liegt es also, daß die Reichsstände eines Kreises sich gewisser Dinge halber nicht näher vereinigen, und gegen allgemeine Uebel nicht mit gemeinschaftlichen Kräften arbeiten?

Nichts scheinet eine solche Vereinigung dermalen näher zu empfehlen, als der Abfall der letztern Erndte und der daher zu besorgende Kornmangel. Kein einzelner Kreisstand ist vermögend, sich in diesem Falle selbst zu helfen.

Will der Eine das Branntweinbrennen verbieten, so läßt es der Andre zu, um den Vortheil allein zu ziehen. Die kleinen Staaten bestehen aus lauter Gränzen; und sobald dem Eingesessenen eines Staats das Getränke um einen halben Pfennig erhöhet wird, so geht er über die Gränze, wo er wohlfeiler trinken kann, und trägt sein Brodkorn zu einer fremden Blase. Sucht der Eine die Ausfuhr zu verbieten, so verführt der Andre seine Nachbaren, ihm das ihrige bei der Nacht zuzubringen; und der Gesetzgeber des einen Kirchspiels mag sich wenden und drehen wie er will; der Andre belauret ihn doch, und der Mangel übereilt sie zuletzt alle.

Alle diese Unbequemlichkeiten und hinterlistigen Behandlungen würden aber wegfallen, wenn die Nachbaren eines Kreises sich wegen gemeinschaftlicher Anstalten verglichen, wenn sie die Branntweinskessel insgesammt versiegelten, sich über Ein- und Ausfuhr mit einander verständen, und solchergestalt allen Unterschleifen nachdrücklich vorbeugten. Nur alsdann kann die für das Wohl der Unterthanen wachende obrigkeitliche Vorsorge ihre Absicht erreichen, anstatt daß jetzt diejenige, so das Tanzen verbietet, nur die Spielleute ihrer Nachbaren bereichert.

Noch glücklicher würden die Folgen einer solchen Vereinigung sein, wenn Einer zugleich von seinem Ueberfluß des Andern Mangel abzuhelfen suchte. Der Kornhändler wendet sich bei der geringsten Verlegenheit gleich nach Bremen, treibt dort die Preise in die Höhe und erwecket ein gefährliches Geschrei, ohne daß man noch recht versichert ist, ob ein wahrer Mangel im Kreise vorhanden sei. Dies würde man gewiß nicht zu besorgen haben, wenn die Kreisstände mittelst einer vertraulichen und sichern Correspondenz den wahren Mangel oder Vorrath jedesmal zu beurtheilen im Stande wären. Man würde dem entlegenern Stande, der Korn genug, aber kein Fuhrwerk hat, dienen, und sich selbst

helfen können. Man würde das Fuhrwerk im Kreise einander zu tarifmäßigen Preisen liefern, sich einander gleichsam in die Hand arbeiten, und die Circulation daheim auf eine Art befördern können, wobei alle Theile ihr Interesse finden würden. Ja man könnte demjenigen Stande, der den größten Ueberfluß hätte, das Branntweinbrennen von Kreiswegen zugestehen, und sich vereinigen, dieses Getränk binnen einer verglichenen Zeit blos von ihm zu nehmen, um sich auf diese Art einander zu statten zu kommen.

Wollte man die Sache auf's Interesse treiben, so wäre nichts Leichters, als im ganzen Kreise eine gleichförmige Branntweinsaccise einzuführen; anstatt daß jetzt derjenige Stand, so seine gemeinen Ausgaben durch eine Trankfsteuer zu bestreiten sucht, wenig mehr ausrichtet, als daß die Unterthanen einen Schritt über die Gränze thun und dort ein unversteuertes Glas ausleeren. Alle Finanziers stimmen darin überein, daß bei erheischender gemeinen Noth nichts billiger sei als eine Steuer auf dieses Getränk. Die Landstände des vorigen Jahrhunderts eiferten gegen das zunehmende Branntweintrinken ärger als die Prediger, und baten recht eifrig darum, dem Uebel durch eine Vertheurung zu wehren. Die Engländer und Franzosen haßten unsre Gegenden, weil der Branntwein darin zu wohlfeil war, und der Preis die Soldaten zum Saufen verleitete. Warum sollte also eine solche Vereinigung im Kreise nicht heilsam und nöthig sein? besonders wenn der fleißige Unterthan dagegen in andern Auflagen erleichtert würde? Kann die Entschuldigung, daß der Branntwein zum Nothdürftigen gewisser Menschen gehöre, dagegen als erheblich angesehen werden, da vor dreihundert Jahren auf dem platten Lande noch gar keiner gebrannt, und blos der Vornehmere in den Städten mit Nordhäuser und Quedlinburger gelabet wurde; gleichwohl aber der Landmann bei Pumpernikkel und Bier eben so fleißig, wo nicht fleißiger war als bei den vielen destillirten Giften?

Unstreitig werden diese und ähnliche gute Absichten gar sehr dadurch gehindert, daß die westphälische Kreisgesandtschaft sich in der Stadt Cölln aufhält, wo sie von dem wahren Bedürfniß des Kreises nichts erfähret, und sich auch gar nicht um dergleichen Anstalten bekümmert. Allein es ist unsre Schuld, daß wir bei dieser Stadt, welche blos der französischen Kriege halber zur Kreisstadt erwählet worden, und deren Lage, nachdem die Reichskriege mit Frankreich auf lange Zeit ein Ende genommen haben, allen guten Absichten zuwider ist, noch beharren. Osnabrück hat die wahre Lage zur Kreisstadt. Sie liegt in der Mitte von allen, bequem zur Correspondenz mit dem niedersächsischen Kreise, und so, daß man immer den bremischen und holländischen Markt absehen, mithin seine Maßregeln darnach nehmen kann. Hier also sollte man sich zum erstenmal zur Versiegelung aller Branntweinskessel im Kreise auf ein Jahr vereinigen, und damit den Grund zu einer guten Correspondenz in andern Sachen legen.

LXV.

Von der Neigung der Menschen, eher das Böse als das Gute von andern zu glauben.

Die Neigung der Menschen, eher das Böse als das Gute von andern zu glauben, ist unlängst sehr angefochten, und als eine Tochter des Stolzes und des Neides verabscheuet worden. Unsre Großmütter dachten aber ganz anders; als z. E. wenn ein lediges Frauenzimmer auf öffentlichen Plätzen allein spazierete, so glaubten sie gleich, es

geschähe um ein gutes Abenteuer zu suchen. Ging sie mit einer Mannsperson allein, so hieß es, die Vögel zögen zu Neste. Ging einer mit schlechten Leuten um, so hatte Gleich und Gleich sich gesellet; machte ein Bedienter oder eine Bedientin zu großen Aufwand, so ging das nicht von rechten Dingen zu; der Mann mußte Rips Raps und die Frau sonst was gemacht haben. Kurz, sie legten jeden zweideutigen Schein böse aus, glaubten, daß alle, die sich einer Versuchung freiwillig blosstelleten, leicht darin umkämen, und dachten, Gelegenheit macht Diebe. Durch diese practische Maximen nöthigten sie sowohl Junge als Alte, nicht allein allen bösen Schein, sondern auch alle Versuchung und Gelegenheit zu fliehen.

Der Rechtsgelehrte hält jeden für einen ehrlichen Mann, bis daß das Gegentheil erwiesen ist. Dies gilt von äußerlichen Handlungen, welche der Richter zu bestrafen hat. Die Sittenlehre hält alle Menschen für arme Sünder, um sie zu nöthigen, durch eine beständige Thätigkeit in guten Handlungen zum allgemeinen Besten das Gegentheil zu zeigen. Der strenge Moralist sieht Alles von der schlimmsten Seite an. Er sieht einen ruhigen Mann für faul, einen Unglücklichen für schuldig, einen Bettler für diebisch und eine zu freie Person für liederlich an, um die gegenseitigen Tugenden so viel eher zu erzwingen.

LXVI.

Klagen einer Hauswirthin.

Ich weiß mit Wahrheit nicht, wie eine ehrliche Frau diesen Winter (1770) sich mit ihrem Haushalt noch durch-

bringen will, da alles, was zur Leibes-Nothdurft und Nahrung gehöret, immer theurer wird, und so wenig aus Holland als Ostfriesland Butter für Geld zu bekommen ist.

Dabei nimmt der Unglaube so sehr überhand, daß auch das Gesinde die Furcht Gottes ganz außer Augen setzt und sich nicht mehr mit redlicher Kost begnügen will. Wo die Schweine es nicht noch einigermaßen wieder gut machen, so sehe ich keinen Rath. Denn das eingeschlachtete Kuhfleisch verschwindet im Topfe, und fettes Vieh will man wegen der leidigen Seuche noch nicht durchlassen. Talg und Käse sind natürlicher Weise auch gestiegen; und die Ostfriesen werden uns ihr Rüböl theuer genug verkaufen wollen, da der Wallfischfang in diesem Jahre so schlecht ausgefallen ist. Alles wird auf's liebe Brod fallen, und dieses ist uns leider heuer so sparsam zugewogen, daß man es den Arbeitsleuten wohl wieder zuwiegen möchte. Kurz, wer dieses Jahr mit Ehren durchkömmt, der kann von Glücke sagen.

Das Schlimmste bei dem Allen ist, daß das Gesinde in hiesigen Gegenden immer gleich üppig und kostbar bleibt, und durch keine Ermahnungen dahin zu bringen ist, sich mit Brod und Käse ohne Butter zu begnügen. Anderwärts hat man Birnmus, Pflaumenmus und Möhrensaft statt der Butter; in Frankreich sind eine Zwiebel und drei Kastanien eine herrliche Mahlzeit; aber hier weiß man von dem Allen nichts. Das Gesinde würde einen auslachen, wenn man ihm, wie in Böhmen, Brod und Salzgurken, und des Sonntags ein paar Senfbirn vorsetzen wollte. Wir haben auch weder Schaafkäse noch saure Schaafmilch, womit der Haushalt in andern Ländern Jahr aus Jahr ein unterhalten wird; und ohnerachtet sich ganze Heere von Staaren in unsern Gegenden zeigten, so hat man sich doch die Mühe nicht gegeben, sie zu fangen und für den Winter in Essig zu setzen. Kurz, ich habe in meinem Leben

ein solches Land nicht gesehen, wo die Einwohner so kostbar leben. Es ist gar kein Wunder, daß keine Fabriken darin emporkommen können. Denn jeder Bettler verzehrt doppelt so viel, als in andern Ländern der fleißigste Fabrikant des Tages gewinnet. Ein Mohr in Afrika lebt täglich von drei Pfennigen, wofür er sich Brod und Zwiebeln kauft, und seine höchste Wollust an Feiertagen ist, daß er sein Brod röstet und in Oel tunkt. Aber hier schreit Alles nach Fleisch, und ist kaum mit einerlei zufrieden.

Ich wollte, daß die Leute, die Philosophen, wie man sie heißt, die den Leuten so Vieles weis machen, und eine Herrschaft außer Stand setzen, einen Haushalt in der Furcht Gottes zu führen, zum allgemeinen Besten eingepökelt würden; so hätte man noch was davon. Insbesondere aber wünschte ich, daß alle die süßen Sittenlehrer, die den Weg zum Himmel ebner als unsre Heerstraßen machen, und zur Bequemlichkeit für die vornehmen Sünder mit Pelouse *) belegen, für den Unterhalt aller von ihnen verdorbenen Haushaltungen im Zuchthause arbeiten müßten. Denn ihnen und sonst Keinem haben wir es zu danken, daß dem städtischen Geschlechte vor dem lieben Brode so ekelt, und meine Mädchen nichts als Filet machen wollen, da ich ihnen denn die Strümpfe für baar Geld kaufen muß. Ehedem hatte man ein Ehrenkleid für sein Lebenlang, und meine Brautschuh währen noch nach dreißig Jahren, indem ich sie nicht anders als auf allen vier hohen Zeiten anziehe; aber jetzt geht Alles mit seidnen Schuhen und Strümpfen durch dick und dünn, und das zu einer Zeit, wo der liebe Rocken kaum für Geld zu haben ist. Doch ich mag gar nicht mehr daran gedenken. Gott bessere die

*) A Paris on ne marche actuellement que sur la Pelouse. Pelu oder Velu ist eins; und zeigt also das Pelouse so viel als einen Grasweg an, der geschornem Sammte gleicht.

Zeiten, und gebe uns einen guten Winter, damit das Vieh noch eine Zeitlang draußen bleiben und die Frucht auf dem Felde allen denjenigen, welche auf ein theures Frühjahr lauern, eine solche Aussicht zeigen möge, daß sie es nicht wagen, ihren Vorrath bis zum Aeußersten zurück zu halten.

LXVII.

Also soll man die Aufsuchung der Spitzbuben und Vagabunden nicht in der Nacht vornehmen?

Wenn die Polizei nach Landstreichern und andern verdächtigen Leuten suchen läßt, so pflegt solches insgemein des Nachts zu geschehen. Ein hier sitzender Spitzbube hielt darüber unlängst nachstehende Rede:

„Die Polizeibediente müssen glauben, daß wir, wie andre ehrliche Leute, unser Brod bei hellem Tage verdienen und des Nachts von unsrer Arbeit ausruhen; sonst würden sie sich wohl nicht allemal die vergebliche Mühe machen, uns des Nachts in den Schenken aufzusuchen. Nein, wenn wir schlafen, so geschieht dieses bei Tage, und des Nachts bleiben wir in keiner Schenke, wenn wir auch wirklich schlafen wollten. Hier ist es viel zu unsicher für uns, und jeder Lärm würde uns in Furcht und Gefahr setzen. In den Wirthshäusern findet man uns und unsre künftigen Mitbrüder, die Landstreicher, nicht häufiger, als im Winter gegen drei oder vier Uhr des Abends. Von den Beschwerlichkeiten eines kalten und regnichten Tages ermattet, oder von einer Arbeit der vorigen Nacht durch einen kur-

zen Schlaf nur halb erquicket, genießen wir sodann der ersten Wärme beim Feuer oder in der Stube. Die heischere Kehle wird durch einen guten Trunk sodann gelabet, und der hungrige Magen genießt etwas Warmes, was wir auf der Landstraße und außer den Wirthshäusern nicht finden. Die Reisenden kehren zu dieser Zeit häufiger ein, und der durstige Bauer eilet zur Labung. Wir hören von ihnen die Neuigkeiten des Dorfs, und erfahren nicht selten, wie sie des Nachts bestellet sind, eine allgemeine Visitation vorzunehmen. Der Untervogt erzählet, wie manchen Spitzbuben er in seinem Leben beinahe gefangen, und wie er einsmals bei einer nächtlichen Visitation in Gefahr gewesen sei den Hals zu brechen. Wir hören dieses ruhig an. Allein während dem, daß die Wärme, das Bier und der Branntwein die Köpfe der Bauern schwer machen, welches insgemein gegen neun Uhr zu geschehen pflegt, so schleichen wir davon, um entweder einige Stunden weit nach neuen Eroberungen zu streifen; oder wir kriechen in eine unverdächtige Scheune auf's Heu, wo uns niemand mit der Leuchte suchet. Hier liegen wir in der vollkommensten Sicherheit; und das ganze Kirchspiel hat bei der nächtlichen Visitation nichts als einen guten Rausch gewonnen."

Der Mann, der diese Rede hielt, redete aus der Erfahrung; er war gewiß hundertmal bei Nacht gesucht, und nicht gefangen, aber endlich bei Tage angeschossen, und so gefangen worden.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

Gedruckt bei A. W. Schade.

Druckfehler

im ersten Theile der Werke Mösers.

Die Ungleichheit der Orthographie in den verschiedenen Ausgaben der Möserschen Werke, dann der Umstand, daß der Herausgeber fern vom Druckorte wohnt, haben leider jene Ungleichheit in dieser neuen Ausgabe nicht, wie er wünschte, gehoben. Er bittet dafür die Leser um Nachsicht. Die übrigen wesentlichen Druckfehler sind folgende:

Seite 1, Zeile 9 v. o. statt: gleichsam, lies: gleichfalls
— 3, — 11 v. u. st. die Gesinnung, l. auch die Gesinnung
— 8, — 9 v. o. st. seine, l. sein
— 10, — 13 v. u. st. an, l. von
— 24, — 6 v. o. st. an, l. von
— 40, — 1 — st. den, l. dem
— 42, — 5 v. u. st. Bildern, l. Bildnern
— 48, — 3 — st. von, l. an
— 62, — 17 v. o. st. Busch, l. Büsch
— 83, — 5 — st. bedauern, l. betrauern
— 87, — 11 — st. das, l. daß
— 103, — 4 — st. geflickten, l. gestickten
— 107, — 18 — st. dennoch, l. doch noch
— 108, — 17 — st. Exemplar, l. Exempel
— 113, — 1 — st. sollen, l. sollten
— 114, — 6 v. u. st. wären, l. wäre
— 126, — 7 v. o. st. Scaron, l. Scarron
— 134, — 7 v. u. st. Stanze, l. Stange
— 146, — 1 — st. neuerer, l. neuer

Seite 155,	Zeile 13	v. o.	st. Schuter,	l. Schutter
— 212,	— 16	—	st. ihr,	l. ihre
— 218,	— 4	—	st. die,	l. der
— 237,	— 1	—	st. dem,	l. den
— 250,	— 5	v. u.	st. kannte,	l. konnte
— —	— 13	—	st. Wettstrahle,	l. Wetterstrahle
— 260,	— 5	—	st. Yorkraum,	l. Yorktown
— 264,	— 17	v. o.	st. brauchte,	l. braucht
— 274,	— 16	—	st. wicht,	l. nicht
— 280,	— 9	—	st. Livreemen,	l. Liverymen
— 290,	— 1	v. u.	st. bedavret,	l. bedarvet
— —	— 3	—	st. Dat,	l. dat
— 327,	— 5	v. o.	st. 44481,	l. 24481
— 347,	— 1	v. u.	st. Rostböf,	l. Rostbeef
— 350,	— 10	v. o.	st. Crvoil,	l. Cryoil
— 352,	— 5	v. u.	st. 1534,	l. 1554
— 374,	— 9	—	st. aliquam,	l. aliquem
— 384,	— 10	—	st. die,	l. sie
— 387,	— 14	—	st. Achse,	l. Axe
— 389,	— 5	v. o.	st. Speculationen,	l. Speculation
— 394,	— 11	—	st. Staaten General,	l. Staten general
— —	— 14	—	st. Radification,	l. Ratification
— 408,	— 3	v. u.	st. Nebengriffe,	l. Nebenbegriffe.

8° E
Mösen

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Möser, Justus, / Abeken, Bernhard Rudolf, / Voigts, Jenny <<von>>,

Justus Möser's sämmtliche Werke

Bd.: 1 : Patriotische Phantasien ; 1. Theil

Berlin 1842

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Enc 479 -1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11245598-0